Das
belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek
der
classischen Romane aller Nationen.

Dreiundsechszigster bis fünfundsechszigster Band.

Enthält:

Pariser Mysterien.

Neunzehnter bis einundzwanzigster Band.

Jeder Band kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh'**schen Buchhandlung.
1843.

Druck von C. F. Mayer.

Pariser Mysterien.

Ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit

von

Eugen Sue.

Deutsch bearbeitet

von

Erwin von Moosthal.

Neunzehnter bis einundzwanzigster Theil.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1843.

I.

Der Doctor Griffon.

Franz und Amandine brachten Marienblüth an's Feuer des Heerdes herein, als Herr von St. Remy und der Doctor Griffon, die auf Nicolas' Boote herüber gefahren waren, in's Haus traten.

Während die Kinder die Gluth wieder aufbliesen und etliche Bündel Pappelnreiser darauf warfen, die sich rasch entzündeten und eine helle Flamme verbreiteten, wendete Doctor Griffon dem ohnmächtigen Mädchen seine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu.

„Das arme Kind ist kaum siebzehn Jahre alt!" rief tief gerührt der Graf; — dann wendete er sich an den Arzt mit der Frage: „Nun, mein Freund! wie steht's mit dem unglücklichen Wesen?"

„Man fühlt kaum noch einen Pulsschlag," erwiderte dieser, „aber seltsamer Weise ist bei diesem Subjekte die Haut des Angesichts nicht blau unterlaufen, wie es bei andern Ertrunkenen, Erstickten oder Erstickenden zu geschehen pflegt!" erwiderte der Doctor mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit, und blickte höchst aufmerksam und in tiefstem Nachdenken auf Marien-Blüth.

Doctor Griffon war ein großer hagerer Mann von bleicher Gesichtsfarbe, dessen Kopf bis auf zwei spärliche Büschel schwarzen Haares, die sorgfältig von dem Genick heraufgekämmt und über beide Schläfe gebreitet waren, vollständig kahl war. Sein von den Anstrengungen des

Studiums abgemagertes und gerunzeltes Angesicht war kalt, verständig und nachdenklich.

Mit unendlichem Wissen und noch größerer Erfahrung begabt, war Doctor Griffon ein geschickter und berühmter praktischer Arzt und zugleich Oberarzt an einem Pariser Spitale, woselbst wir ihn wieder finden werden. Er hatte nur einen einzigen Fehler, der darin bestand, daß ihm der Kranke an und für sich nichts, die Krankheit hingegen Alles galt und daß er nur auf die letztere Rücksicht nahm; ob sein Patient jung oder alt, Mann oder Frau, reich oder arm war, kümmerte ihn wenig; er beschäftigte sich nur mit dem mehr oder minder seltsamen ärztlichen Falle, den ihm vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus das Subjekt bot.

Für ihn gab es nur Subjekte, nicht Menschen.

„Welch liebliches Gesicht . . . . sehen Sie nur, wie schön sie noch ist, trotz ihrer entsetzlichen Bläße," sagte Herr von St. Remy, indem er Marien-Blüth schwermüthig betrachtete — „haben Sie je sanftere, lieblichere Züge gesehen, lieber Doctor . . . und noch so jung, so blutjung! . . ."

„Das Alter kommt hier gar nicht in Betracht," sagte der Arzt barsch, „nicht mehr als das Vorhandensein des Wassers in den Lungen, das man sonst für tödtlich erachtete, man hat sich darin plump getäuscht; die bewundernswürdigen Experimente des berühmten Goodwin haben es genugsam bewiesen."

„Aber, lieber Doctor!" wagte der Graf einzuwenden.

„Bah! das ist Thatsache," versetzte Herr Griffon, den die Liebe zu seinem Beruf ganz in Anspruch nahm; — „um die Anwesenheit einer fremden Flüssigkeit in den Lungen zu erkennen, hat Goodwin zu widerholten Malen Katzen und Hunde, einige Sekunden lang in kleine Kübel mit Tinte getaucht, sie dann noch lebendig herausgezogen und die armen Bestien erst eine Weile nachher secirt . . . sehen Sie, durch die Sektion hat er sich bis zur Evidenz überzeugt, daß die Tinte bis in die Lungen eingedrungen war, und die Anwesenheit dieser Flüssigkeit in den Athmens-

werkzeuge doch nicht den Tod dieser Subjekten herbeigeführt hatte."

Der Graf kannte den Arzt zu gut, der im Grunde ein herzensguter Mensch war, aber durch diese leidenschaftliche Liebe zur Wissenschaft sich manchmal hinreißen ließ, hartherzig und beinahe grausam zu erscheinen.

„Aber Sie haben doch wenigstens einige Hoffnung?" fragte Herr von St. Remy ungeduldig.

„Die Extremitäten des Subjekts sind sehr kalt, ich kann Ihnen nur wenig Hoffnung machen."

„Das arme Kind!" sagte St. Remy, „schon in diesem Alter sterben zu müssen, das ist entsetzlich."

„Die Pupille ist schon stier, und hat sich erweitert," versetzte der Doctor gleichgültig und schob mit der Fingerspitze das erstarrte Augenlied Marien-Blüth's in die Höhe.

„Seltsamer Mensch!" rief der Graf beinahe mit Entrüstung. „Man könnte Sie für ganz unbarmherzig halten, und doch sah ich, wie Sie ganze Nächte an meinem Bette wachten; wären Sie mein Bruder gewesen, so hätten Sie kaum eine wunderbarere größere Aufopferung für mich an den Tag legen können."

Doctor Griffon war ganz mit der Behandlung und Untersuchung Marien-Blüth's beschäftigt und versetzte deßhalb, ohne aufzublicken, mit dem unerschütterlichsten Phlegma: „Teufel! glauben Sie denn, man finde alle Tage ein so eigenthümliches und für das Studium so interessantes Wechselfieber wie das, welches Sie gehabt haben? Es war eine ausgezeichnete wunderbare Krankheit, mein bester Freund! Betäubung, Ohnmachten, Delirium, Zuckungen in den Zähnen, kurzum die seltsamsten und verschiedenartigsten Symptome begleiteten Ihr köstliches Fieber; ja, Sie hatten sogar etwas höchst Seltenes und ungemein Interessantes, Anfälle von theilweiser und zeitweiliger Lähmung — nur aus diesem Grunde hatte Ihre Krankheit so viel Anspruch auf meine Aufopferung, und Sie boten mir die schönste Gelegenheit zu einem höchst umfassenden Studium dar, denn offen gesprochen, mein bester Graf! der sehnlichste

Wunsch, den ich noch habe, ist: noch einmal ein so schönes Fieber zu treffen, allein dieses Glück begegnet Einem nicht zweimal." — Der Graf zuckte ungeduldig die Achseln.

Da kam in selbem Augenblick Martial auf den Arm der Wölfin gelehnt die Treppe herab; das Mädchen hatte, wie unsere Leser bereits wissen, noch Calebasse's schottischen Mantel angezogen. Ueber der Leichenbläße, welche das Gesicht des unglücklichen Martial überzogen hatte, und den Anblick seiner mit geronnenem Blute überdeckten Hände betroffen, brach der Graf in die Frage aus:

„Wer ist dieser Mensch?"

„Mein Gatte!" erwiderte die Wölfin und blickte mit einem Ausdruck von Glück und edlem Stolze auf Martial, der sich gar nicht beschreiben läßt.

„Sie haben eine wackere, unerschrockene Frau, mein Herr!" sagte der Graf, „ich sah, wie sie mit seltenem Muthe dieses unglückliche Kind rettete."

„O ja, Herr! sie ist wahrlich wacker und unerschrocken, meine Frau!" erwiderte Martial und legte einen besondern Nachdruck auf die letzten Worte, indem er nun seinerseits der Wölfin mit einem zugleich zärtlichen und leidenschaftlichen Ausdruck in's Gesicht blickte. — „Sie ist wahrlich unerschrocken, denn sie hat so eben auch mir das Leben gerettet."

„Ihnen?" fragte der Graf erstaunt.

„Sehen Sie nur seine Hände, seine armen Hände," rief die Wölfin und wischte die Thränen hinweg, die den wilden Glanz ihrer Augen milderten.

„Herr Gott! wie entsetzlich, dem unglücklichen Manne sind die Hände abgehackt! sehen Sie nur, Herr Doctor..."

Doctor Griffon bog gleich den Kopf zurück, blickte über seine Schultern hinweg auf die zahlreichen Wunden, die Calebasse Martial's Händen beigebracht hatte und befahl diesem:

„Macht Eure Hände auf und zu."

Martial führte diese Bewegung mit ziemlich vieler Mühe und Anstrengung aus.

Der Doctor zuckte die Achseln und wandte sich dann wieder zu Marien=Blüth, indem er verächtlich und fast mit Bedauern sagte:

„Die Wunden hier haben nicht viel zu bedeuten, — es ist keine Sehne verletzt, in acht Tagen spätestens kann das Subjekt da seine Hände wieder gebrauchen."

„Ist's wahr, Herr? wird mein Gatte also kein Krüppel?" rief die Wölfin in dankbarer Aufwallung. Der Doctor schüttelte verneinend den Kopf.

„Und die Jodlerin da, nicht wahr, die kommt auch mit dem Leben davon, Herr Doctor?" rief die Wölfin. — „O! die müssen Sie am Leben lassen, mein Gatte und ich verdanken ihr so viel!" dann wandte sie sich um zu diesem: „Sieh nun, Martial, da ist die arme Kleine, von der ich Dir gesagt habe — sie kann am Ende die einzige Ursache unseres Glücks werden; sie hat mich ja auf den Gedanken gebracht, zu Dir zu kommen und Dir alles Das zu sagen, was ich Dir bereits mitgetheilt habe — sieh nur den Zufall, der es gefügt, daß gerade ich sie hier retten mußte . . ."

„Sie ist unser guter Engel," rief Martial, betroffen von der Schönheit der Jodlerin, „welches holde Engelsgesichtchen! . . . O sie wird davon kommen, nicht wahr, Herr Doctor?"

„Noch weiß ich's nicht," erwiderte dieser, „aber sprecht, Freund, kann sie hier bleiben, kann man ihr die nöthige Pflege widmen?"

„Hier?" fragte die Wölfin entsetzt. „Hier haust der Mord!"

„Schweig! schweig!" rief Martial.

Der Graf und der Doctor blickten überrascht der Wölfin in's Gesicht.

„Es wäre wohl möglich," flüsterte der Arzt dem Grafen von St. Remy in's Ohr, „das Haus auf der Insel steht im ganzen Land in üblem Geruch."

„So sind Sie also das Opfer irgend eines gewalt=

thätigen Angriffs geworden?" fragte der Graf-Martial, „wer hat Sie denn so abscheulich verwundet?"

„Bah! es ist nicht von Bedeutung, Herr! — ich habe Streit gehabt, aus dem Händel entstanden, und so bin ich denn verwundet worden," erwiderte Martial; — „aber das junge Bauernmädchen kann nicht im Hause bleiben," setzte er mit düsterer Miene hinzu; „wir selbst bleiben nicht hier, weder ich, noch meine Frau, noch meine kleinen Geschwister da; wir wollen Alle die Insel verlassen, um nie wieder hieher zurückzukehren."

„Ach, das ist schön," riefen die beiden Kinder vergnügt.

„Was sollen wir alsdann beginnen?" rief der Doctor mit einem Blick auf Marien-Blüth, „wir dürfen nicht daran denken, dieses Subjekt in diesem Zustande der Schwäche nach Paris zu bringen. Aber halt, da fällt mir eben ein: mein Haus ist ja nur ein Paar Schritte weit entfernt und meine Gärtnerin und ihre Tochter werden ein Paar treffliche Krankenwärterinnen abgeben; — wenn Sie sich für die Ertrunkene interessiren, lieber St. Remy, können Sie ja die Pflege überwachen, die man ihr angedeihen läßt, ich will dann jeden Tag herauskommen, um mich von dem Zustand der Kranken zu überzeugen."

„Und Sie geben sich für einen harten, unbarmherzigen Menschen aus, während Sie doch durch diesen Vorschlag auf's Neue beweisen, daß Sie der edelste, gemüthlichste Mann sind," rief der Graf aus.

„Wenn das Subjekt draufgeht, wie es leicht möglich ist," erwiderte Griffon, „gibt es eine höchst interessante Sektion, die mich auf's Neue in den Stand setzen wird, Goodwins Erfahrungen zu bestätigen."

„Pfui! was schwatzen Sie schon wieder für abscheuliches Zeug," rief der Graf tadelnd.

„Für Den, der sich darauf versteht, ist der Leichnam das beste Buch, aus dem man lernen kann, das Leben der Kranken zu retten," versetzte hartnäckig der Doctor Griffon.

„So thun Sie wenigstens Ihr Bestes," sagte Herr von St. Remy, „das ist jetzt die Hauptsache, was liegt

an der Ursache, wenn wir nur die Wirkung kennen. Das arme Kind! je mehr ich es betrachte, desto lebhafter fühle ich mich zur Theilnahme angeregt."

„Und sie verdient es auch, guter Herr! ganz gewiß," versetzte die Wölfin begeistert und trat näher hinzu.

„Kennen Sie die Unglückliche?" fragte der Graf.

„Ob ich sie kenne, mein Herr?" rief die Wölfin, „ihr verdanke ich ja das Glück meines Lebens, und als ich sie rettete, that ich nicht halb so viel, als sie für mich gethan hat."

Bei diesen Worten warf die Wölfin einen leidenschaftlichen Blick auf ihren Gatten, den sie nun nicht mehr ihren Schatz nannte.

„Wer ist sie denn?" fragte der Graf.

„Ein Engel und das beste Wesen von der Welt," versetzte das Mädchen; „so, wiewohl sie als Bäurin gekleidet ist, gibt's gewiß keine Bürgersfrau oder sogar eine große Dame, die so schön und eindringlich reden könnte, wie sie mit ihrer holden, melodischen Stimme. Es ist ein prächtiges Mädchen, glauben Sie mir, und eben so muthig als herzensgut."

„Durch welchen Unfall ist sie denn in's Wasser gefallen?" fragte der Graf.

„Das weiß ich nicht," erwiderte Martial's Frau.

„Sie ist also wohl keine Bäurin?" forschte der Graf weiter.

„Eine Bäurin?" rief die Wölfin, „blicken Sie nur einmal auf ihre niedlichen, weißen Händchen."

„Freilich," sagte Herr von St. Remy, „allein welch' ein undurchdringliches Geheimniß waltet über sie, wie heißt sie? wo ist ihre Familie?

„Vorwärts jetzt," unterbrach der Doctor diese Unterhaltung, „man muß dieses Subjekt jetzt in die Fähre bringen."

Eine Viertelstunde später war Marien-Blüth in das Haus des Arztes gebracht, in ein gutes Bett gelegt und

mütterlich verpflegt von Doctor Griffons Gärtnerin, der sich die Wölfin freiwillig als Gehülfin beigesellte.

Der Doctor versprach dem Grafen St. Remy, dessen Theilnahme für die Jodlerin sich immer mehr steigerte, sich noch am gleichen Abend nach dem Befinden der Unglücklichen zu erkundigen.

Martial ging mit Franz und Amandine nach Paris hinein, da die Wölfin Marien=Blüth nicht verlassen wollte, bevor sie sie außer aller Gefahr sah.

Die Insel im Flusse blieb öde und verlassen und ihre verbrecherischen Bewohner werden wir bald in der Schenke des Roth=Arms wieder treffen, wo sie mit der Eule zusammentreffen müssen, um Madame Matthieu, die Diamantenmäklerin, zu ermorden.

Inzwischen führen wir die Leser zu dem Stelldichein, das Tom, Sara's Bruder, der alten entsetzlichen Lastergefährtin des Schulmeisters geben wollte.

II.

Das Bildniß.

.......Halb Schlange und halb Katze!......
Wolfrang, Akt 1. Scene 2.

Thomas Seydon, der Bruder der Gräfin Sara Mac=Gregor, schritt ungeduldig auf einem der Boulevards in der Nähe der Sternwarte auf und nieder, als er endlich die Nachteule ankommen sah. Die gräuliche Alte trug eine weiße Haube auf dem Kopfe und hatte sich dicht in ihr grobes schottisches Halstuch gewickelt; die Spitze eines sehr scharfen, runden Stilets, das etwa den Durchmesser eines Federkiels hatte, war durch den Boden der Strohtasche gedrungen, die sie am Arme trug und man sah deutlich die Spitze dieser tödtlichen Waffe unten herausragen, die sonst dem Schulmeister angehört hatte.

Thomas Seydon bemerkte nicht, daß die Nachteule bewaffnet war.

„Eben schlägt's auf dem Luxemburg drei Uhr," sagte die Alte, „ich komme hoffentlich gerade recht."

„So folgt mir," erwiderte Tom; er schritt ihr durch ein paar Alleen voran, trat alsdann in ein kleines ödes Gäßchen, das in der Rue Cassini liegt, blieb dann etwa in der Mitte des Durchgangs stehen, den ein Drehkreuz verschloß, öffnete hierauf eine kleine Thür und winkte der Nachteule, ihm zu folgen; nachdem er ihr einige Schritte weit in einem dicht belaubten Baumgange vorangeschritten, befahl er ihr, hier seiner zu warten und entfernte sich.

„Hoffentlich wird er mich doch nicht lange warten lassen," sagte die Nachteule, „ich muß präcis fünf Uhr bei den Martial's in Roth-Arms Wirthshause sein, um die Mäklerin kalt zu machen. Ei Blitz! habe ich auch mein Messerchen bei mir! — Warte Du Spitzbube, ich will Dir die Nase aus dem Fenster strecken lehren," setzte die Alte hinzu, als sie gewahr wurde, daß die Spitze des Dolches sich zwischen den Bändern ihrer Tasche durchgearbeitet habe, — „das kommt davon her, daß ich ihm in der Eile nicht seine Mütze aufgesetzt habe."

Sie zog hierauf das Stilet, das in einer festen Handhabe von Holz steckte, heraus und legte es so hinein, daß es ferner nicht mehr sichtbar ward.

„Das ist der Zahnstocher meines Blutzapfers," fuhr sie fort, „jetzt wäre er freilich froh daran, wenn er es in Händen hätte, wenn auch nur um die Ratten umzubringen, die ihm im Keller die Waden küssen. Die armen Thierchen dauern mich, sie haben nun die alte blinde Kuh in ihrem Keller, um mit ihm zu spielen und sich die Zeit zu vertreiben. Es liegt auch gar nichts daran, wenn sie ein bischen an ihm herumknuppern, und weil ich nicht will, daß er sich mit den hübschen kleinen Rätzchen herumbalge, behalte ich lieber das Messer bei mir. — Ich werde es doch vielleicht bald brauchen, wenn wir uns an die Mäklerin machen. — Für 30,000 Franken Diaman-

ten, Blitz! da kommt ein schöner Theil auf jedes von uns, die Gelegenheit ist günstig und es soll mir heute nicht gehen wie neulich, als ich den alten Halunken von Notar brandschatzen wollte. Was nutzte mir auch die Drohung ihn zu verklagen, wenn er mir kein Geld gäbe, und anzuzeigen, daß seine Haushälterin es gewesen sei, die mir die Jodlerin noch als Kind durch Tournemin hatte zustellen lassen? .... Nichts hat ihn erschreckt den alten Gauner; er nannte mich eine alte Lügnerin und jagte mich zum Hause hinaus. Schon gut, ich weiß schon, wie ich mich dafür rächen werde, ich lasse einen anonymen Brief an die Leute auf der Meierei schreiben, von wo wir den Wechselbalg neulich stahlen und sage ihnen darin, daß es der Notar war, der die Kleine als Kind hat aussetzen lassen. Sie kennen vielleicht ihre Familie und wenn die Kleine aus St. Lazare entlassen wird, werden sie dem niederträchtigen Notar schon zu Leibe gehen. Aber stille, man kommt. — Aha! es ist die kleine bleiche Dame, die damals mit dem Großen von vorhin, als Mann verkleidet in der Freischenke bei der Ogresse war und die ich nachher mit dem Blutzäpferchen bei dem Schutthaufen in der Nähe der Notre-Damekirche ausplündern half," setzte die Nachteule hinzu, als sie Sara am Ende des Baumganges auf sich zukommen sah. „Aha, es gibt noch einen Streich auszuführen, und vermuthlich hatte die kleine Dame die Hand dabei im Spiele, als wir die Jodlerin von der Meierei wegführen mußten. — Je nun, wenn sie aufs Neue gut bezahlen, stehe ich gern zu Diensten."

Als die Gräfin Sara auf die Nachteule zutrat, die sie seit jenem Abend in der Freischenke zum ersten Mal wieder sah, drückte sich in ihrem Angesicht jene Geringschätzung und jener Ekel aus, welchen Leute von Stande gewöhnlich empfinden, wenn sie genöthigt sind, mit Leuten unter ihrem Stande oder Verbrechern zu verkehren, die sie zu Werkzeugen oder Mitschuldigen ihrer Pläne machen wollen.

Tom Seydon, der seither bei den verbrecherischen Um-

trieben seiner Schwester thätig mitgewirkt hatte, obwohl er sie als nahezu vergeblich betrachtete, hatte sich nunmehr geweigert, diese erbärmliche Rolle fortzuspielen, dennoch aber zum ersten und letzten Male hülfreiche Hand geboten, seine Schwester in unmittelbare Berührung mit der Nachteule zu bringen, ohne indeß sich in die neuen Pläne zu mischen, die daraus entstehen sollten.

Da die Gräfin auch dadurch, daß sie jedes Liebesband und jede Freundschaft, welche sie Rudolph's Herzen theuer glaubte, zerriß, nicht vermocht hatte, ihn zu ihren Füßen zurückzuführen, hoffte sie, wie wir bereits erwähnt, ihn durch eine niederträchtige Spitzbüberei noch einmal zu bethören, deren Gelingen vielleicht die Träume und Hoffnungen dieser hartnäckigen, ehrgeizigen und grausamen Frau verwirklichen könnte.

Es handelte sich nun darum, Rudolph zu überreden, daß seine und Sara's Tochter nicht gestorben sei, und an die Stelle dieses Kindes irgend eine Waise unterzuschieben.

Der Leser weiß bereits, daß Jakob Ferrand, obwohl trotz aller Drohungen Sara's er sich förmlich geweigert hatte, an diesem Complotte Antheil zu nehmen, doch bereits Sorge getragen, die Jodlerin bei Seite zu schaffen, weil er eben so sehr die Entdeckungen der Nachteule, als die hartnäckigen Drohungen der Gräfin fürchtete. Diese verzichtete indeß nicht auf ihr Vorhaben, da sie beinahe überzeugt war, den Notar durch Bestechung oder Einschüchterung für sich zu gewinnen, wenn sie sich nur erst ein junges Mädchen verschafft haben würde, die im Stande war, die hier erforderliche Rolle geschickt durchzuspielen.

Nach einer kurzen Pause, während welcher sie die Nachteule forschend angeblickt, wandte sich Sarah an diese.

„Man rühmt, daß Ihr geschickt, verschwiegen und beherzt seid?"

„Geschickt wie ein Affe, beherzt wie eine Bulldogge und stumm wie eine Schleie — da haben Sie den ganzen Charakter der Nachteule, wie der Teufel sie geschaffen hat,"

erwiderte die Alte lustig; „ich stehe ganz zu Ihren Diensten, wenn Sie mich brauchen können, und hoffe, daß Sie ganz damit zufrieden sind, wie wir damals die junge Bauerndirne aufpackten, die jetzt auf zwei gute Monate in St. Lazare eingesperrt ist."

„Dießmal handelt es sich nicht um sie, sondern um etwas Anderes," erwiderte die Gräfin.

„Ei, ich stehe immer zu Diensten, gnädige Frau!" entgegnete die Nachteule; „vorausgesetzt, daß bei dem Vorschlage, den Sie mir machen wollen, Geld zu verdienen ist, passen wir Beide zusammen, wie zwei Finger an einer Hand."

Sara konnte eine Regung des Abscheu's nicht unterdrücken.

„Ihr seid wohl," sagte sie, „unter den untern Volksklassen ziemlich genau bekannt, und wißt manche unglückliche Familie? . . . ."

„Das will ich meinen," erwiderte die Alte, „die sind häufiger als die Millionärs — da hat man, Gott sei Dank! doch eine Auswahl, denn an Elend ist Paris wahrhaftig reich."

„Ihr müßt mir eine junge arme Waise aufsuchen, die ihre Eltern schon in früher Jugend verloren hat," fuhr die Gräfin fort, „dabei muß das Mädchen von angenehmen Aeußerem, sanftem Charakter und nicht über siebzehn Jahre alt sein."

Die Nachteule blickte der Gräfin überrascht in's Gesicht.

„Eine solche Waise wird nicht schwer zu finden sein," fuhr die Gräfin fort, „es gibt ja Findelkinder genug."

„Ei, meine hübsche Dame, haben Sie denn die Jodlerin ganz vergessen? die würde ja ganz gut in unsern Handel passen."

„Wer ist denn die Jodlerin?" fragte Sara.

„Je nun, das junge Mädchen, das wir von der Meierei von Bouqueval entführt haben," versetzte die Nachteule.

„Ich sagte Euch ja, daß von ihr nicht mehr die Rede sei!“ rief Sara.

„Sie müssen mich erst ausreden lassen,“ versetzte Nachteule, „Sie werden mir dann für meinen guten Rath gewiß dankbar sein; — Sie wollen also eine Waise, die sanft wie ein Lamm, schön wie der Tag und nicht über siebzehn Jahre alt sei, nicht wahr? — Nun gut, da brauchen Sie nur die Jodlerin zu nehmen, wenn man sie aus St. Lazare entläßt; der Balg war höchstens sechs Jahre alt, als der verruchte Jakob Ferrand — es mögen jetzt wohl zehn Jahre her sein — sie mir durch den Peter Tournemin, der jetzt im Bagno in Rochefort sitzt, übergeben, und 1000 Franken dazu einhändigen ließ, um ein- für allemal ihrer los zu sein. Tournemin sagte mir schon damals, daß es wahrscheinlich ein Kind sei, das man bei Seite schaffen oder für todt ausgeben wolle . . .“

„Jakob Ferraud sagte dies?“ rief die Gräfin mit so bebender Stimme, daß die Nachteule betroffen zurückbebte. — „Der Notar Ferrand hätte Euch also jenes Kind überliefert und . . .“ sie vermochte nicht auszureden, ihre beiden Hände, die sie nach der Nachteule ausstreckte, zitterten krampfhaft, und Freude und Ueberraschung zuckten über ihre Züge.

„Blitz! man weiß ja gar nicht, was Sie auf einmal ankommt, meine kleine Dame,“ erwiderte die Alte; — „das ist ja eine ganz einfache Geschichte — es mögen jetzt etwa zehn Jahre her sein, daß Tournemin, ein alter Bekannter von mir, eines Tages zu mir kam, und sagte: „Willst Du kein kleines Mädchen in die Kost nehmen, das man bei Seite schaffen will, sagte er; ob es am Leben bleibt oder draufgeht, ist am Ende gleichviel, Du kannst 1000 Franken bei dem Handel gewinnen, und mit der Kleinen beginnen was Du willst . . .“

„Zehn Jahre sind's?“ fragte Sara heftig.

„Nicht anders,“ versetzte die Nachteule.

„Und das Mädchen war blond mit blauen Augen?“ forschte die Gräfin gespannt weiter.

„Ei freilich!" versetzte die Alte grinsend, „ein hübscher kleiner Balg mit blauen Augen wie Vergißmeinnicht."

„Und das ist dasselbe Mädchen, das Ihr von der Meierei . . . . ."

„Ja, dieselbe, die wir damals gestohlen haben und die nun in St. Lazare sitzt," bestätigte die Nachteule, „hab's wahrlich damals nicht erwartet, den Wechselbalg auf dem Lande zu treffen."

„O mein Gott! mein Gott! deine Wege sind wunderbar und unerforschlich!" rief Sara in die Knie sinkend und hob Hände und Blick zum Himmel empor; — „ich werfe mich in den Staub vor deiner allmächtigen Vorsehung. — Ach! wenn dieß Wunder möglich wäre! aber nein, ich kann's noch nicht glauben . . . . . es wäre allzuschön! . . . . ."

Dann sprang sie rasch empor, winkte der Eule, die ihr ganz verblüfft in's Gesicht stierte, ihr zu folgen und schritt ihr eiligst voran.

Am Ende des Baumganges stieg sie ein Paar Stufen hinauf, die zur Glasthüre eines reich verzierten Arbeitszimmers führten.

Als eben die Eule in's Zimmer treten wollte, bedeutete Sara sie durch einen Wink draußen zu bleiben und zog dann heftig an der Klingel.

Ein Diener trat herein.

„Ich bin für Niemanden zu Hause," gebot sie ihm, „laßt Niemanden in diese Zimmer herein, wohl verstanden, gar Niemanden!"

Der Diener verneigte sich und ging wieder hinaus, und Sara schloß, um desto sicherer zu sein, hinter ihm die Thüre ab; dann wandte sich Sara nach der Nachteule um, winkte ihr herbei und rief: „Kommt schnell herein und schließt die Thüre hinter Euch ab."

Die Nachteule trat ein. Sara schloß eiligst einen prächtigen Schrank auf, nahm ein kleines Kästchen von Ebenholz heraus, das sie auf einen in der Mitte des Zim-

mers stehenden Schreibtisch stellte und winkte der Nachteule heran.

Das Kästchen enthielt mehrere Casetten und Schubfächer, die über einander gestellt waren und lauter werthvolles Geschmeide und kostbare Edelsteine enthielten.

Sara beeilte sich so sehr bis zum Grunde des Kästchens hinabzudringen, daß sie eiligst alle diese reich mit Halsbändern, Ohrgehängen, Armspangen und Diademen gefüllten Schubfächer auf den Tisch leerte, so daß Rubinen, Smaragden und Diamanten in Tausend Feuern funkelten.

Der ungewohnte Reichthum des hier entfalteten Geschmeides blendete so zu sagen die Eule .....

Sie war bewaffnet und allein mit der Gräfin im Zimmer eingeschlossen, — die Flucht war ihr erleichtert und sogar ganz sicher gemacht .....

Was Wunder! daß ein wahrhaft höllischer Gedanke dem Ungeheuer durch den Kopf schoß! —

Um aber das neue Verbrechen zu vollstrecken, mußte sie vor Allem ihr Stilet aus der Tasche nehmen und sich Sara zu nähern suchen, ohne ihr Mißtrauen zu erregen.

Mit der Tücke und Schlauheit der Tigerkatze, die kriechend und meuchlings hinter ihr Opfer heranschleicht, machte sich die Alte den Eifer der Gräfin zu Nutze, um unbemerkt um den Schreibtisch herum zu gehen, der sie von der Gräfin trennte.

Schon war die Nachteule im Begriff, diese treulose Bewegung auszuführen, als sie plötzlich stille zu stehen genöthigt war.

Sara zog nämlich ein Medaillon aus dem doppelten Boden des Kästchens, reichte es, sich über den Tisch beugend, mit zitternder Hand der Nachteule hin und sagte:

„Betrachtet einmal dieß Bildniß!“

„Das ist der Wechselbalg!“ rief die Nachteule, betroffen über die täuschende Aehnlichkeit; — „es ist dasselbe Mädchen, das man mir damals in Kost gab; — Blitz! ich glaube sie noch zu sehen, als Tournemin sie zu mir

brachte, ja, das ist ihr langes blondes Lockenhaar, das ich ihr alsbald abschnitt und recht gut verkaufte! ..... Meiner Treu! ganz so sah sie aus."

„Ihr erkennt sie also?" rief Sara gespannt, „sie ist wohl gut getroffen, ach, ich beschwöre Euch, täuscht mich ja nicht!"

„Bah! wie gesagt, Madame! es ist der Wechselbalg, wie er leibte und lebte!" rief die Nachteule und strebte inzwischen der Gräfin unbemerkt näher zu kommen; — „noch im jetzigen Augenblick gleicht sie dem Bilde da so sehr, daß man sie gar nicht verkennen kann! ...... Wenn Sie sie sehen könnten, würden Sie selbst darüber betroffen sein ......"

Sara hatte keine Thräne, keinen Schrei des Schmerzes und Entsetzens geäußert, als sie erfuhr, daß ihre Tochter zehn lange Jahre hindurch verlassen und im Elende gelebt habe ..... Sie empfand keinen Gewissensbiß bei dem Gedanken, daß sie selbst es gewesen, welche das arme Kind auf so boshafte Weise von ihrem friedlichen Zufluchtsorte, wo Rudolph sie untergebracht, hatte entführen lassen. Schon von Anfang an hatte diese unnatürliche entmenschte Mutter die Eule nicht mit peinlicher Angst über die Vergangenheit ihres Kindes befragt, o nein, das Muttergefühl war in Sara's Brust schon längst vom Ehrgeize erstickt, ertödtet worden ....

Nicht die Freude, ihre Tochter wiedergefunden zu haben, versetzte sie in Entzücken, — nur die gewisse Hoffnung, jetzt endlich den ehrgeizigen Traum ihres ganzen Lebens erfüllt zu sehen, schwellte ihre Brust und ließ ihre Pulse freudiger schlagen ....

Rudolph hatte dem unglücklichen Kinde Theilnahme bezeugt, hatte es aufgenommen und mit Liebe umgeben, ohne daß er seine Herkunft kannte, — wozu mußte er erst erbötig sein, wenn er erfuhr, daß es seine Tochter war? .....

Er war frei — die Gräfin Wittwe ....

Sara sah schon im Geiste die Fürstenkrone auf ihrem Haupte glänzen. —

Die Nachteule näherte sich langsam und schleichend immer mehr, bis sie das eine Ende des Schreibtisches erreicht hatte; sie hatte bereits das Stilet aufrecht in der Tasche zurecht gestellt, so daß der Handgriff fast die Oeffnung berührt und recht gelegen zur Hand war . . . . .

Nur noch wenige Schritte trennten sie von der Gräfin.

„Könnt Ihr schreiben?“ fragte diese plötzlich, schob mit der Hand das Kästchen und die Geschmeide bei Seite und öffnete eine Kapsel, die vor einem Tintenzeuge stund.

„Nein, Madame, ich kann's nicht,“ erwiderte die Eule auf's Gerathewohl.

„So will denn ich niederschreiben, was Ihr mir diktirt,“ erwiderte Sara, „gebt mir nur genau alle näheren Umstände an, wie das Mädchen in Eure Hände kam.“

Sara schob einen Lehnstuhl vor den Schreibtisch, richtete Feder und Papier her und winkte der Eule näher zu kommen.

Das grüne Auge der Alten funkelte in wildem Glanze — endlich stand sie am Ziele ihrer Wünsche, etwas abseits hinter dem Stuhle der Gräfin.

Diese beugte sich über den Tisch und schickte sich zum Schreiben an. —

„Ich will Alles laut vorlesen, wenn ich es niedergeschrieben, damit Ihr noch meine Irrthümer berichtigen könnt,“ sagte Sara.

„Gut, Madame,“ versetzte die Nachteule, welche alle Bewegungen Sara's lauernd überwachte.

Jetzt steckte sie leise die rechte Hand in ihre Tasche, um unbemerkt ihr Stilet ergreifen zu können.

Die Gräfin begann zu schreiben:

„Ich erkläre hiemit, daß ich . . . .“ dann unterbrach sie sich plötzlich, drehte sich nach der Nachteule um, die schon den Griff des Stilets gefaßt hatte und fragte rasch: „um welche Zeit ist Euch das Kind überliefert worden?“

„Im Februar des Jahrs 1827," versetzte die Eule.

„Und durch wen?" fuhr die Gräfin fort.

„Durch einen gewissen Peter Tournemin, der nun in Rochefort auf der Galeere sitzt," gab die Alte zur Antwort; „Madame Seraphin, die Haushälterin des Notars Ferrand, hatte ihm das Kind übergeben."

Die Gräfin schrieb nun schnell ein Paar Worte und las dann mit lauter Stimme:

„Ich erkläre hiemit, daß mir im Monat Februar im Jahre 1827 ein gewisser . . . . ."

Die Nachteule hatte das Stilet fest gefaßt und schon den Arm gehoben, um es der arglosen Gräfin zwischen die Schultern zu bohren, als sich diese wiederum umwandte . . . . .

Um nicht überrascht zu werden, barg die Nachteule schnell ihre rechte Hand mit der Waffe hinter der Lehne des Armstuhles der Gräfin und neigte sich zu ihr herab, um auf ihre neue Frage zu antworten.

„Ich habe den Namen des Mannes vergessen, der Euch das Kind anvertraute," sagte die Gräfin.

„Er heißt Peter Tournemin," gab die Nachteule zur Antwort.

Die Gräfin fuhr fort zu schreiben:

„. . . . . Ein gewisser Tournemin, der gegenwärtig zu Rochefort im Bagno sitzt, ein junges Mädchen von sechs Jahren zugestellt hat, das ihm die Haushälterin des Notars . . . . ."

Die Gräfin konnte nicht vollenden . . . . .

Die Nachteule hatte nämlich ihre Tasche langsam zu Boden fallen lassen, um die linke Hand frei zu haben, war alsdann eben so rasch als unversehens über die Gräfin hergestürzt, hatte sie mit der linken Hand im Nacken erfaßt, ihr das Gesicht auf den Tisch hinabgedrückt und mit der rechten Hand den Dolch tief zwischen beiden Schultern hineingestoßen.

Der entsetzliche Meuchelmord gelang so rasch und gut, daß die Gräfin keinen Laut, keinen Schrei hören ließ.

Mit dem Kopf und Oberkörper über den Tisch gebeugt, blieb sie auf dem Stuhle sitzen und nur die Feder entfiel ihrer Hand.

„Blitz! ganz derselbe Stoß, den damals der Blutzapfer dem alten Geizhals in der Rue du Roule beibrachte,“ murmelte die Alte mit freudigem Grinsen; — „die hat ihr Theil dahin und wird nicht mehr viel reden.“

Hastig streifte sie das Geschmeide zusammen, warf es in ihre Tasche und gab nicht darauf Acht, daß ihr Schlachtopfer noch athme.

Nachdem sie den Mord und Raub vollzogen, öffnete die gräuliche Alte die Glasthüre, sprang eiligst in die dunkle schattige Allee hinab, trat durch das kleine Gartenpförtchen in das Gäßchen und eilte den unbelebteren Theilen der Boulevards zu.

Bei der Sternwarte nahm sie einen Fiaker, der sie zu Roth-Arms Wirthshaus in den elysäischen Feldern hinausbrachte.

Die Wittwe Martial, Nicolas, Kürbisflasche und Barbillon hatten ja, wie unsere Leser bereits wissen, die Nachteule zu einem Stelldichein in diesen Schlupfwinkel bestellt, um hier die Diamantenmäklerin umzubringen und zu berauben.

III.

Der Agent der Sicherheitspolizei.

Unsere Leser kennen bereits die Schenke zum blutigen Herzen, die in den elysäischen Feldern, nahe bei dem Cours-la-Reine in einem der großen Gräben gelegen war, die noch vor wenigen Jahren an diesen Spaziergang stießen. Die Familie Martial war noch nicht angekommen.

Seit Bradamanti's Abreise, der, wie bereits bekannt,

die Schwiegermutter der Madame d'Harville nach der Normandie begleitet hatte, war Hinkebeinchen in's Haus seines Vaters zurückgekehrt.

Der kleine Knabe stand oben als Spähwache ausgestellt und sollte die Ankunft der Martial's durch einen zum Voraus ausgemachten Schrei ankündigen, da Roth-Arm gerade mit einem Agenten der geheimen Polizei eine vertrauliche Unterredung pflog, dessen sich der Leser vielleicht noch unter dem Namen Narciß-Borel erinnert, da er ihn früher schon in der Freischenke der Ogresse gesehen, wohin er zwei Personen wegen Mords zu verhaften gekommen war.

Der Agent, ein Mann von etwa vierzig Jahren, von kräftigem, untersetztem Wuchse, hatte einen gesund gerötheten Teint, ein schlaues, durchdringendes Auge und das ganze Gesicht glatt rasirt, um sich verschiedener Kleidungen bedienen zu können, die zu seinen gefährlichen Expeditionen nöthig waren; denn er mußte oft mit der Geschmeidigkeit und dem Geschick in dem Verstellungstalent des Schauspielers den Muth und die Energie des Soldaten verbinden, um sich gewisser Banditen bemächtigen zu können, gegen die er mit eben so viel Schlauheit als Entschlossenheit ankämpfen mußte. Narciß-Borel war mit Einem Worte eines der nützlichsten und thätigsten Werkzeuge dieser Vorsehung in kleinem Maßstabe, welche man gemeinhin höchst bescheiden die Polizei nennt.

* * *

Kommen wir endlich auf die Unterredung Roth-Arms mit Narciß-Borel, die sehr lebhaft zu sein schien. . .

„Ja," sagte der Sicherheits-Agent, „man beschuldigt Sie, Ihre zweideutige Stellung zu mißbrauchen, um ungestraft an den Diebstählen einer Bande sehr gefährlicher Verbrecher Antheil zu nehmen und der Sicherheitspolizei falsche Nachrichten über sie zu geben. Nehmen Sie sich in Acht, Roth-Arm, wenn man dahinter käme, wäre man unerbittlich gegen Sie."

„Ach ja, ich weiß, daß man mich dessen beschuldigt und das macht mich wahrhaftig untröstlich, mein bester Herr Narciß!" erwiderte Roth=Arm und legte sein Winselgesicht in die Falten eines heuchlerischen Kummers; — „allein ich hoffe, daß man heute endlich mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und meinen guten Willen anerkennen wird."

„Je nun, wir werden sehen," erwiderte Borel.

„Wie kann man mir mißtrauen," rief Roth=Arm, „habe ich nicht schon oft Beweise meines guten Willens und Geschicks gegeben? Habe ich Sie nicht seiner Zeit in den Stand gesetzt, den Ambrosius Martial, einen der gefährlichsten Spitzbuben von Paris, auf der That zu ertappen und zu verhaften? Glauben Sie mir, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm und der ganze Stamm der Martial stammt aus der Hölle, wohin er auch, so Gott will, zurückkehren wird."

„Das ist Alles recht schön und gut," erwiderte Borel, „aber Ambrosius war gewarnt, daß man ihn verhaften würde und wäre mir wieder entgangen, wenn ich nicht vor der Stunde gekommen wäre, die Sie mir angezeigt haben."

„Wie, Herr Borel," rief Roth=Arm, „würden Sie mich für fähig halten, dem Kerl in's Geheim Wink gegeben zu haben, daß Sie kommen würden?"

„So viel weiß ich gewiß," sagte Borel, „daß ich von dem Halunken einen Pistolenschuß auf Armslänge bekam, der mir glücklicherweise nur den Arm durchbohrte."

„Lieber Gott! Herr Narciß, es ist ja ganz natürlich, daß man in Ihrem Berufe solchen Mißverständnissen ausgesetzt ist . . ."

„Wie nennen Sie das, Mißverständnisse?" fragte der Polizei=Agent.

„Ei freilich," erwiderte Roth=Arm, „denn der Spitzbube wollte Ihnen ohne Zweifel die Kugel lieber in den Leib schicken."

„Ob in den Arm, den Leib oder in den Kopf, daran

liegt mir wenig und ich beklage mich auch nicht darüber," erwiderte Herr Borel, „jeder Stand hat seine Last."

„Aber auch seine Lust, Herr Narciß," sagte Roth=Arm, „sehen Sie nun z. B., wenn ein Mensch, der so schlau, so geschickt, so muthig ist wie Sie, einer Hand voll abgefeimter Spitzbuben schon lange auf der Spur ist und sie von Stadtviertel zu Stadtviertel, von Versteck zu Versteck mit einem guten Spürhunde, wie Ihr ergebenster Diener Roth=Arm, verfolgt und sie endlich doch einmal in eine Falle locken und darin behalten kann, so daß auch nicht Einer davon kommt . . . . gestehen Sie mir, Herr Narciß, daß das wahrhaftig eine große Lust und eine wahre Jägerfreude wäre . . . den Dienst, den man dabei der Gerechtigkeit thut, will ich noch für gar nichts rechnen!" setzte der Wirth zum „blutigen Herzen" ernst hinzu.

„Ich würde Ihnen beistimmen, wenn man sich auf den Spürhund verlassen könnte, allein ich fürchte fast, dieß ist nicht der Fall," erwiderte der Mann der Sicherheits=Polizei.

„Ei, was denken Sie, Herr Narciß? . . . . ." rief der Kneipenwirth.

„Ich denke, mein lieber Roth=Arm, daß Sie sich das Vergnügen machen, uns irre zu führen, anstatt uns als guter Spürhund auf die rechte Fährte zu bringen, und daß Sie das Vertrauen mißbrauchen, das man in Sie setzt!" versetzte Narciß=Borel; — „Tag um Tag versprechen Sie eine Gelegenheit zu schaffen, daß wir der ganzen Bande auf einmal habhaft werden, und dieser Tag will nie kommen! . . . . ."

„Und wenn er nun heute da wäre, Herr Narciß, wie ich Ihnen dießmal mit Gewißheit sagen kann?" rief Roth=Arm lauernd, — „wenn ich Ihnen dießmal Gelegenheit gebe, Barbillon, den Nicolas Martial mit seiner Mutter und Schwester und der Nachteule, — Alle auf Einen Streich zu erwischen, — wäre das nicht ein guter Netzwurf? wie? . . . . . . würden Sie mir alsdann noch länger mißtrauen? . . . . ."

„Gewiß nicht!" versetzte Borel, „und Sie würden mir dadurch einen eigentlichen Gefallen und Freundschaftsdienst erweisen; denn man hat gegen diese Bande die stärksten Verdachtsgründe, fast gegründete Vermuthungen, aber leider auch nicht den geringsten Beweis!"

„Wenn man nur das Gesindel eben auf irgend einem Verbrechen ertappte, wenn man sie gerade bei einem solchen packen könnte, das wäre wohl nicht so unwillkommen, um ihnen die Karten zu mischen, nicht wahr?" fragte Roth-Arm.

„Das wäre köstlich!" rief der Agent, „aber können Sie mich versichern, daß Sie die Leute zu dem Handstreich aufgefordert haben, bei welchem wir sie aufheben wollen?"

„Ja, auf Ehre, das kann ich!" erwiderte der Kneipenwirth; — „die Nachteule kam zu mir und machte mir den Vorschlag, eine Diamantenmäklerin hieher zu locken, nachdem das alte einäugige Ungethüm von meinem Söhnchen erfahren, daß der Steinschleifer Morel, der in meinem Hause in der Rue du Temple wohnt, wirklich in ächten und nicht in falschen Steinen arbeite, und daß die Mutter Matthieu oft Pretiosen von sehr bedeutendem Werth mit sich führe! — Ich habe mich auf den Handel eingelassen und der Nachteule den Vorschlag gethan, sich noch Barbillon und die Martial zuzugesellen, damit wir die ganze Brut auf einmal ausheben können!"

„Und wo steckt denn der Schulmeister? dieser durch seine Stärke und Wildheit doppelt gefährliche Kerl, der stets mit der Eule zusammen war? dieser Stammgast der Freischenke?" fragte Narciß.

„Der Schulmeister?!" widerholte Roth-Arm kopfschüttelnd und stellte sich, als kenne er diesen Menschen gar nicht.

„Ja," fuhr Borel fort, „ein Galeerensträfling, der aus dem Bagno entsprungen ist, — ein gewisser Anselm Durosnel, der zu lebenslänglicher Kettenstrafe verdammt war. Man weiß jetzt ganz genau, daß er sich selbst das

Gesicht verstümmelt hat, um sich unkenntlich zu machen? . . . . . . Wissen Sie nichts von ihm? sollten Sie gar keine Spur von ihm haben?“

„Nicht die geringste!“ entgegnete Roth-Arm unverzagt, denn er hatte seine guten Gründe zu dieser Lüge, da der Schulmeister in einem der Keller des Wirthshauses eingesperrt schmachtete.

„Man hat allen Grund anzunehmen, daß der Schulmeister der Urheber neuer Unthaten ist und zumal mehrere Morde begangen hat,“ sagte Borel, — „könnten wir seiner habhaft werden, das wäre ein Fang von höchster Wichtigkeit!“ —

„Schon seit sechs Wochen weiß man gar nicht mehr, was aus ihm geworden ist!“ sagte Roth-Arm.

„Man sollte Ihnen darüber Vorwürfe machen, daß Sie seine Spur verloren haben!“ entgegnete Borel.

„Immer nur Vorwürfe für mich, Herr Narciß! und meist ohne allen Grund!“ beklagte sich Roth-Arm.

„Im Gegentheil!“ erwiderte der Polizei-Agent, — „es fehlt nicht an gewichtigen Gründen! — Sie betreiben ja auch Schleichhandel? können Sie das läugnen?“

„Weit entfernt, daß ich's nur wollte,“ sprach Roth-Arm, — „um Ihnen in die Hände zu arbeiten, muß ich alle möglichen Arten von Leuten kennen lernen, — Schleichhändler, Diebe, Mörder und anderes Gesindel! — Kann man sich übrigens über mich beklagen? Habe ich Ihnen nicht die erste Nachricht von der Röhre für die verschiedenen Flüssigkeiten gegeben, die man außen an der Barriere du Trôme angebracht und in die Stadt hereingeführt hatte, bis in ein Haus in der Rue . . . . .“

„Ich weiß das Alles,“ unterbrach Narciß den Kneipenwirth, — „allein, wenn Sie Einen angeben, lassen Sie vielleicht Zehn dafür straflos entweichen, und setzen Ihren Zwischenhandel und Ihr Einverständniß mit diesen Leuten ungestraft fort! — Ich bin fest überzeugt, Herr Roth-Arm, daß Sie auf beiden Schultern Wasser tragen, wie man im gemeinen Leben sagt! . . . . .“

„Ei behüte, Herr Narciß," versetzte Roth-Arm, „ich kann mich solcher Stärke nicht rühmen!"

„Warten Sie nur, ich bin noch nicht zu Ende," fuhr der Polizei-Agent fort, — „in Ihrem Hause, in der Rue du Temple Nr. 17, wohnt, eine gewisse Frau Burette, der man auf den Kopf schuld giebt, sie sei Ihre eigene und ganz besondre Diebshehlerin! . . . ."

„Was kann ich dafür, daß man's sagt, Herr Narciß?" erwiderte Roth-Arm, — „man schwatzt so allerlei, und die Leute sind so böse! — Wie gesagt, Herr, ich muß schon Berufs- halber mit so vielen Spitzbuben, wie möglich, verkehren, muß mir das Ansehen geben, als sei ich Einer der Ihrigen, oder noch schlimmer als sie, um keinen Argwohn in ihnen aufkommen zu lassen; — aber auf Ehre, Herr Narciß, es kommt mich hart an, daß ich mit den Wölfen heulen muß! . . . . . Sehen Sie, man muß recht ergeben und pflichttreu im Dienste sein, wenn man sich in einen solchen Beruf fügen soll!"

„Ach, Sie armer Mann! ich bedaure Sie recht von Herzen!" entgegnete Borel lächelnd.

„Ja, lachen Sie nur, Herr Narciß!" sagte Roth-Arm, „aber wenn man uns in Verdacht hat, warum hat man nicht bei mir und Mutter Burettte Haussuchung gehalten?"

„Den Grund davon kennen Sie selbst," gab der Polizei-Agent zur Antwort, — „man wollte die Verbrecher-Bande nicht erschrecken, die Sie uns schon so lange in die Hände zu spielen versprochen haben."

„Ich werde sie Ihnen noch heute ausliefern, Herr Narciß," betheuerte Roth-Arm, „bevor eine Stunde vergeht, sollen sie Alle in der Falle sein, ... und ohne viele Mühe, denn es sind ja drei Weiber darunter. Was freilich Barbillon und Nicolas Martial anbelangt, so sind sie wild wie Tiger, aber feige wie Hennen!"

„Bah, ob Tiger oder Hennen! ich habe mich da mit ein Paar guten Freunden gegen sie vorgesehen," sagte Narciß und schlug die beiden Flügel seines langen Ueberrocks

zurück, daß die Kolben von zwei Pistolen sichtbar wurden, die aus den Taschen seiner Beinkleider herausragten.

„Doch werden Sie immerhin gut thun, zwei Ihrer Leute mitzunehmen, Herr Narciß!“ rieth Roth-Arm, — „wenn sie sich aufs Aeußerste getrieben sehen, werden auch die feigsten Memmen manchmal wüthend!“

„Ich werde zwei meiner Leute in das Nebenzimmer jenes Gemachs verstecken, wohin Sie die Mäklerin führen sollen,“ versetzte Borel; — „beim ersten Schrei erscheine ich unter der Einen Thür, und meine beiden Leute unter der andern! . . . .“

„Beeilen Sie sich nur, denn die ganze Brut kann jeden Augenblick kommen, Herr Narciß!“

„Gut denn, ich will meine Leute aufstellen,“ entgegnete dieser, „wenn es nur diesmal nicht wiederum vergeblich ist!“

Ein eigenthümliches Pfeifen, das als Signal diente, unterbrach auf einmal das Gespräch.

Roth-Arm trat an ein Fenster, um zu erspähen, wessen Ankunft Hinkebeinchen gemeldet habe.

„Sehen Sie, da kommt bereits die Eule!“ sagte er, das Fenster wieder schließend, „glauben Sie mir nun, Herr Narciß?“

„Das wäre also wenigstens Etwas, allein noch lange nicht Alles!“ versetzte Borel; — „nun wir werden ja sehen, ich will einstweilen meine Leute aufstellen!“

Bei diesen Worten entfernte sich der Agent der Sicherheits-Polizei durch eine Seitenthür.

* * *

Der eilige Gang der einäugigen Alten und der wilde fieberische Drang nach Raub und Mord, welcher in ihr glühte, hatten das Gesicht der Nachteule mit einer dunklen hektischen Röthe überzogen, und wilde Freude funkelte aus ihrem grünen Auge.

Hinkend stolperte Roth-Arms häßlicher Sohn hinter

ihr her, und trat ihr, als sie eben die letzten Stufen der Treppe hinunterschreiten wollte, aus boshaftem Muthwillen auf die nachschleppenden Falten ihres weiten Kleides.

Ueber diesem plötzlichen Anhalten wankte die Alte, vermochte nicht mehr zeitig genug sich am Geländer der Treppe festzuhalten, und stürzte mit weit vorgestreckten Händen auf die Kniee nieder, indem sie ihre kostbare Tasche fallen ließ, aus welcher eine hellfunkelnde, mit Smaragden und feinen Perlen reich besetzte Armspange hervorrollte.

Bei diesem Sturze hatte die Nachteule sich die Finger einigermaßen abgeschärft; sie raffte jedoch eilends die Armspange wieder ein, die Hinkebeinchens scharfem Blick nicht entgangen war, erhob sich rasch und sprang wüthend auf den lahmen Knaben zu, der sich ihr genähert hatte und mit heuchlerisch bedauerndem Tone fragte:

„Ach du lieber Gott, Nachteule! ist Ihnen denn der Fuß ausgegleitet?"

Die Nachteule packte, ohne ein Wort zu erwidern, den Knaben bei den Haaren, beugte sich zu ihm hernieder und biß ihn wüthend in die Wangen, daß alsbald das Blut daraus hervorspritzte.

Seltsamer Weise ließ Hinkebeinchen trotz seiner Bosheit und des peinlichen Schmerzes, den er empfinden mußte, doch keinen Laut, kein einziges Wort der Klage hören......

Er zwang sich zum Lachen und sagte, indem er sein blutüberströmendes Gesicht abwischte:

„Ein andermal brauchen Sie mich nicht so gar zärtlich zu küssen, Nachteule! verstanden? he!"

„Verfluchter kleiner Krüppel!" versetzte diese, — „warum hast Du mir absichtlich und aus reiner Bosheit auf die Schleppe meines Kleides getreten, um mich stolpern und fallen zu machen?! . . . . ."

„Ich? — warum nicht gar!" rief Hinkebeinchen, — „ich will's beschwören, daß ich's nicht absichtlich gethan habe, meine liebe Nachteule! — Glauben Sie denn, der kleine Hinkebeinchen würde Ihnen einen Possen spielen können? . . . . dazu liebt er Sie viel zu sehr! — Wenn

Sie ihn auch schlagen, treten, beißen, mißhandeln, ist er Ihnen auch zugethan, wie das arme Hündchen seinem Herrn!" setzte der verschmitzte Knabe mit heuchlerischem, süßlichem Tone hinzu.

Die Nachteule ließ sich durch die Heuchelei Hinkebeinchens täuschen, glaubte ihm und erwiderte:

„Meinetwegen denn, wenn ich Dir eben Unrecht gethan, als ich Dich gebissen habe, so mag's für die anderen Male gelten, wo Du es schon verdient hättest! — Komm nur lustig! . . heute kenn' ich keinen Groll! — Wo ist denn Dein Spitzbube von Vater?"

„Im Hause drin," erwiderte der Knabe. „Soll ich ihn herausholen?"

Die Eule verneinte, und fragte dann: „sind die Martial noch nicht da?"

„Noch nicht," erwiderte der Kleine.

„Gut!" murmelte die Nachteule, „so habe ich noch Zeit zum Blutzapfer hinunterzugehen, ich möchte gerne ein Paar Wörtchen mit der alten blinden Kuh sprechen."

„Sie gehen zum Schulmeister in den Keller hinunter?" fragte Hinkebeinchen und vermochte kaum seiner teuflischen Freude Meister zu werden.

„Was geht das Dich an?" fragte die Alte. „Du fragst mich ja in einem ganz auffallenden Tone!"

„Je nun," erwiderte der Knabe, „ich habe da auch einen auffallend spaßhaften Einfall."

„Und worin besteht denn dieser?" fragte Nachteule.

„Hm, ich meine, Sie sollten wenigstens dem armen Teufel ein Kartenspiel hinunterbringen, um ihm die Zeit zu vertreiben," versetzte der Kleine höhnisch, „dem Armen ohne Augen wird ja die Zeit so lang, — er läßt sich zum Zeitvertreib immer von den Ratten beißen und bei diesem Spiele gewinnt er immer . . . . dies wird am Ende doch auch langweilig."

Die Nachteule mußte über diesen Spaß überlaut lachen und sagte zum kleinen Hinkebeinchen: „so wahr ich Deine Mutter sein möchte, Du kleiner Knirps! ich wüßte

keinen Jungen, der schon so grundverdorben wäre, wie Du, kleiner Gauner; geh hole mir eine Kerze, Du mußt mir zum Blutzapfer hinunterleuchten und seine Thüre helfen aufmachen, Du weißt ja wohl, daß ich allein nicht im Stande bin, die schwere Fallthüre aufzuheben."

„Nein, nein, ich gehe nicht mit," rief Hinkebeinchen kopfschüttelnd, „es ist so finster im Keller unten."

„Wie? schämst Du Dich nicht? Du, der Du so boshaft bist, wie ein junger Teufel! solltest eine solche Memme sein? das will ich doch sehen! — Vorwärts, tummle Dich, sage Deinem Vater, daß ich gleich wieder heraufkomme .... ich muß nur noch ein Paar Wörtchen mit dem Blutzapfer reden und ihm sagen, daß ich nun Alles wegen unserer Verheirathung bestellen werde, so daß man uns schon am nächsten Sonntag in den Kirchen aufbieten kann," setzte das Ungethüm höhnisch hinzu; „vorwärts, Junge, spute Dich, Du darfst ja Brautführer werden, wenn Du artig bist und mir das Strumpfband abnehmen ...."

Hinkebeinchen schlich sich langsam fort, um ein Licht zu holen, während die Nachteule in voller Siegestrunkenheit über den glücklichen Erfolg ihres Diebstahls die rechte Hand in ihre Arbeitstasche steckte und damit das kostbare Geschmeide in derselben zusammenschob.

Diesmal wollte sie nicht wie sonst in den Keller hinuntergehen, um den armen Schulmeister zu mißhandeln und sich an seinen Qualen zu weiden, sondern nur, um ihre Tasche für einen Augenblick zu verstecken.

Unsere Leser werden alsbald erfahren, warum die Nachteule mit Roth-Arms Zustimmung den Schulmeister in denselben unterirdischen Schlupfwinkel eingesperrt hatte, worein diese Mörder einst Rudolph gestürzt. Hinkebeinchen erschien wieder mit einer brennenden Kerze in der Hand unter der Thür der Schenke.

Die Nachteule trat mit ihm in jenes Gemach des Erdgeschosses, von wo aus die Fallthüre mit den beiden Flügeln, welche unsere Leser bereits kennen, in den Keller hinunterführte.

Roth-Arms Sohn hielt die hohle Hand vor das Licht und schritt langsam die steinernen Stufen hinab, an deren Fuß sich die dichte Pforte des tiefer gelegenen unterirdischen Kellers befand, der nahezu Rudolph's Grab geworden wäre.

Als sie am Fuß der Treppe angekommen waren, schien Hinkebeinchen unentschlossen, ob er der Alten weiter folgen sollte.

„Heda! vorwärts, verwünschter Knirps!" rief sie, sich rasch nach ihm umdrehend und stieß ihn in die Seite.

„Lieber Gott! es ist ja so finster und Sie gehen ja so schnell," entgegnete der Kleine furchtsam, „sehen Sie, ich möchte am Ende lieber umkehren und Ihnen das Licht überlassen."

„Was willst Du? Dummkopf!" rief sie drohend, „habe ich Dir nicht gesagt, daß Du mir helfen mußt die Kellerthüre aufzuheben, willst Du gleich vorwärts!"

„O lassen Sie mich, ich fürchte mich zu sehr," erwiderte der Kleine.

„Nimm Dich in Acht! wenn ich Dich zwingen muß," rief die Nachteule.

Hinkebeinchen sprang zurück und rief: „Wenn Sie mir drohen, so gehe ich noch weniger."

„Komm, Hinkebeinchen! sei artig und Du sollst mit mir zufrieden sein," versetzte die Nachteule, die kaum ihren Zorn verbergen konnte.

„Nun, meinetwegen!" sagte Hinkebeinchen und kam näher heran, „wenn Sie so mit mir reden, so thue ich Alles, was Sie nur wollen, Mutter Nachteule!"

„Vorwärts! spute Dich, ich habe Eile," drängte diese.

„Ja doch," sagte Hinkebeinchen, „aber Sie müssen mir versprechen, daß ich den Schulmeister auch ein Bischen plagen darf."

„Ein ander Mal," erwiderte die Alte, „ich sage Dir ja, daß ich gleich wieder hinaufgehen muß."

„Warum wollen Sie denn alsdann aber sein Spielzimmer aufschließen?" fragte der Knabe.

„Das geht Dich nichts an," erwiderte sie, „komm,

spute Dich nur, die Martial sind vielleicht schon oben und ich muß mit ihnen reden, sei artig und es soll Dich nicht gereuen, komm!"

„Wahrhaftig, man muß Ihnen gut sein, liebe Nachteule," entgegnete der Kleine langsam näher tretend, „Sie können Alles mit mir machen, was Sie nur wollen."

Das trübe flackernde Licht der Kerze warf nur einen unbestimmten Schein über den düstern gewölbten Gang, auf dessen grünlichen zerrissenen, von Feuchtigkeit rieselnden Wänden sich der Schatten des häßlichen Kindes dunkel abzeichnete.

Im Hintergrunde des Ganges sah man in unheimlichem Halbdunkel den gedrückten niedern Bogen jenes Kellereingangs, dessen starke Thüre mit festen Eisenbändern beschlagen war, die damals aller Anstrengungen Rudolphs gespottet hatten.

Den vereinten Anstrengungen der Nachteule und Hinkebeinchens gelang es, endlich die Thüre zu öffnen, die sich kreischend in ihren rostigen Angeln drehte. Feuchter Dampf qualmte aus der rabenschwarzen Tiefe jener Höhle herauf.

Das Licht, das am Boden stand, beleuchtete nur die Paar obersten Treppenstufen, während der Fuß derselben noch in tiefes Dunkel gehüllt war.

Ein Schrei oder vielmehr ein wildes dumpfes Brüllen drang aus der Tiefe des Kellers herauf.

„Horch, horch! Blutzäpferchen sagt seinem lieben Mütterchen guten Morgen!" rief die Nachteule höhnisch, und stieg etliche Stufen hinab, um ihre Strohtasche in einer Mauerlücke zu verstecken.

„Mich hungert!" rief der Schulmeister mit wuthbebender Stimme, — „will man mich denn hier Hungers sterben lassen, wie ein wildes Raubthier?! . . . ."

„Ah, hungert Dich, alter Kater?" versetzte die einäugige Alte mit lautem Hohnlachen, — „nun denn, sauge an deinem Daumen! . . . ."

Man hörte auf einmal eine Kette klirren, die heftig

hin und her geschleudert wurde, — dann folgte ein tiefer hohler Seufzer und ein halberstícktes Wuthgebrülle.

„Nimm Dich in Acht, alter Ohne-Augen! sieh' Dich vor, daß Du Dir nicht wiederum an Deinem Füßchen wehe thust, wie auf der Meierei von Bouqueval! — Du armer lieber Papa!" versicherte Hinkebeinchen.

„Der kleine Junge hat Recht," sagte die Eule; „halte Dich nur ruhig, Blutzäpferchen! es hilft Dich ja doch nichts! — Ring und Kette sind dauerhaft, wie Alles, was von Gevatter Micou kommt, der nur gute solide Waare verkauft. Bist ja selber Schuld daran, warum läßt Du Dich auch im Schlafe überrumpeln und knebeln? Wir hatten ja gar nichts zu thun, als Dir den Ring anzulegen und die Kette anzuschließen, und Dich alsdann hieherzuschleppen, und weißt Du wohl auch weshalb? — Einfach nur, damit nichts an Dir verdorben wird, und Du Dich noch länger erhältst, Du hübscher kostbarer Junge."

„Schade um ihn, er wird schimmlich! rief Hinkebeinchen.

Man hörte auf's Neue die Ketten klirren. „Höre nur, Hinkebeinchen!" rief die Nachteule, — „der Blutzapfer hüpft herum wie ein Maikäfer, den man an einem Fuße angebunden! wahrhaftig, man meint ihn herumsummen zu hören."

Hinkebeinchen fing auf einmal an zu trällern:

„Maikäfer, fliege!
Dein Vater ist im Kriege,
Der Schulmeister ist im Unterland,
Mit beiden Füßen festgebannt!"

Diese Variante des bekannten Kinderreimes steigerte noch die Lustigkeit der Nachteule; — als sie ihre Tasche in einer der Mauerlücken versteckt hatte, welche das von der Zeit hervorgerufene Senken der Treppenstufen gebildet hatte, eilte sie wieder die Stufen herauf und rief:

„Siehst Du, Schulmeister! . . . . ."

„Der sieht längst nichts mehr!" unterbrach sie Hinkebeinchen.

„Hast Recht, Junge!" versetzte die Nachteule lachend und fuhr dann fort: „Nun denn, siehst Du, Blutzäpferchen! Du hättest auf dem Heimwege von der Meierei kein so dummer Teufel sein und mich hindern sollen, als ich dem Wechselbalg die Fratze mit Vitriol waschen wollte! — Zudem warst Du ja thöricht genug, mir von Deinem Gewissen vorzuschwatzen, das sich nun auf einmal bei Dir rege. Ich habe wohl bemerkt, wie Deine alte Spitzbüberei Dich allmählig verließ und sich zur Ehrlichkeit hinüber schlagen wollte, daß Du beinahe eine Betschwester oder ein Polizeispion wurdest! Und siehst Du, weil Du auf solche Weise über kurz oder lang eines Tages den dummen Streich hättest begehen können, uns den Neugierigen (dem Gerichte) in die Hände zu liefern, alter Ohne-Augen, so . . . . . ."

„So will ich Dich ihm nun in die Hände liefern, Nachteule, damit der alte Schulmeister seine Gelüste an Dir büßen kann, denn er hat schon seit langer Zeit kein Fleisch mehr gekostet!" schrie Hinkebeinchen und versetzte bei den Worten der Nachteule einen so kräftigen Stoß in den Rücken, daß sie über den schlüpfrigen Treppenstufen hinuntergleitete und weit in den Keller hineinrollte, zugleich aber ein lautes Angstgeschrei ausstieß.

„Vorwärts, Schulmeister! pack sie! nimm die Eule! faß an! zerreiße sie!" rief der Kleine mit jenem Zischen, wodurch man die Hunde anhetzt, riß dann schnell die Tasche unter dem Steine hervor, unter welchen die Nachteule sie gelegt hatte, und eilte die Kellerstufen wieder hinauf.

„Gelt, alte Nachteule!" rief er mit lautem Hohnlachen, — „dießmal habe ich Dich noch besser purzeln lassen als vorher droben? . . . . . . dießmal sollst Du mich nicht bis auf's Blut beißen, nicht wahr? — Ach, Du dachtest wohl, ich hege keinen Groll mehr gegen Dich? — Gehorsamer Diener! meine Wange blutet noch!"

„Hurra, ich habe sie! ich halte sie zwischen den Klauen!" rief der blinde Bandit voll wilder Freude aus dem Keller herauf.

„Wenn Du sie hast, Schulmeister," rief Hinkebeinchen höhnisch, „so gib ihr meinen Theil noch dazu!" dabei setzte er sich ruhig und voll inniger Zufriedenheit über das Gelingen seines Streiches neben die Kerze auf die oberste Stufe der Treppe nieder.

„Zu Hülfe! zu Hülfe!" stöhnte die Nachteule ängstlich aus zusammengeschnürter Kehle.

„Dank Dir, Hinkebeinchen! ich danke Dir!" rief der Schulmeister von drunten herauf und stieß ein entsetzliches bestiales Freudejauchzen aus; — „ich vergebe Dir Alles, Kleiner, was Du mir zu Leide gethan hast, für diesen einzigen Gefallen! Zum Danke dafür sollst Du nun auch die Nachteule singen hören, und zwar ihren Todesgesang! horch nur!"

„Schon recht!" rief Hinkebeinchen freudig, — „laß sie nur singen! ich bin ganz Ohr und habe hier einen recht guten Platz, gerade wie in den Ranglogen eines Theaters!"

IV.

Der Keller.

Hinkebeinchen saß, wie gesagt, auf der obern Treppenstufe und hielt das Licht in die Höhe, in dem Bestreben, den entsetzlichen Auftritt zu beleuchten, der in der Tiefe des Kellers vor sich ging, — allein die Finsterniß war allzu dicht, als daß ein so schwaches Lichtchen sie zu durchdringen vermocht hätte, — er vermochte nichts zu unterscheiden.

Der Kampf zwischen der Nachteule und dem Schulmeister, ihr Ringen und Drängen war stumm, erbittert, wüthend, aber kein Laut, kein Wort war dabei zu vernehmen.

Nur von Zeit zu Zeit hörte man das schwere Keu-

chen oder das erstickte röchelnde Athmen, das gewöhnlich anhaltende und heftige Anstrengungen begleitet.

Hinkebeinchen fing auf einmal an, auf jene Weise mit den Füßen zu stampfen und zu trämpeln, wie die Zuschauer im Theater zu thun pflegen, wenn der verzögerte Anfang eines Stücks sie ungeduldig macht; dann stieß er jenen Schrei aus, dessen sich die Stammgäste im „Paradies" der Boulevardtheater mit so viel Geschick bedienen und rief:

„He! den Vorhang hinauf! — das Stück! — die Musik! — anfangen!"

„O ich will Dich schon noch packen, wie ich es haben will!" murmelte der Schulmeister aus der Tiefe des Kellers herauf; — „sträube Dich nur; Du sollst mir darum doch nicht entgehen!"

Die Nachteule machte einen neuen verzweifelten Versuch, ihm zu entschlüpfen und wehrte sich mit all der Energie, die die Todesfurcht und Verzweiflung nur immer geben können.

„Lauter! lauter! . . . man hört ja nichts!" rief Hinkebeinchen.

„Beiße mich in die Hand, so lange Du willst, ich lasse Dich darum doch nicht los!" fuhr der Schulmeister fort. Vermuthlich gelang es ihm dießmal auch, die erschöpfte Alte zu überwältigen, denn nach einer Weile setzte er mit kalter drohender Ruhe hinzu: „So! nun höre mich an!"

„Hinkebeinchen, hole Deinen Vater herbei!" rief die Nachteule mit keuchender, fast athemloser Stimme; „zu Hülfe! zu Hülfe!"

„Hinaus mit der Alten! hinaus!" rief Hinkebeinchen, „man hört gar nichts vor ihr! — hinaus!"

So laut die Eule auch schrie, vermochte doch ihr Hülferuf nicht durch die beiden andern Keller in's obere Stockwerk hinaufzudringen. Als die scheußliche Alte sah, daß sie von Hinkebeinchen sich keines Beistandes zu versehen hatte, wollte sie noch ein äußerstes Mittel versuchen.

„Hole Hülfe herbei, Hinkebeinchen!" rief sie keuchend,

„hole Hülfe, und ich gebe Dir meine große Tasche, die voll von Geschmeide und Kleinodien ist und dort unter einem Stein liegt!“

„Sie sind allzu großmüthig, Madame, und ich muß mich für den guten Willen bestens bedanken!“ rief der Kleine, „leider aber kannst Du nicht mehr verschenken, was ich bereits in Händen habe! — sieh’, hier ist die Tasche,“ fügte er hinzu, indem er sie schüttelte, — „hörst Du, wie das klingelt? — Gieb mir aber zum Exempel für zwei Sous brühwarmen Honigfladen, und ich hole gleich Papa!“

„Habe Erbarmen mit mir, Kind!“ wiederholte sie, „und Du sollst es nicht bereuen!“

Sie konnte nicht weiter reden, und eine neue fürchterliche Pause trat nun ein . . . . .

Der lahme Knabe begann nun von Neuem im Takt auf die steinernen Stufen zu stampfen, wo er sich zusammengekauert hatte, und rief mit kreischender Stimme dazwischen:

„Fangt’s noch nicht bald an? Heda, den Vorhang in die Höhe, oder ich reiße ihn in Fetzen! — das Stück, das Stück! — Musik! Musik! . . . . .“

„Warte, Nachteule! Du sollst mich nicht durch Dein Geschrei übertäuben!“ fuhr der Schulmeister nach einigen Minuten fort, während deren es ihm ohne Zweifel gelungen war, der Einäugigen einen Knebel in den Mund zu zwängen; — „Du kannst Dir schon denken, daß ich Dich gleich ganz umbringe!“ fuhr er mit langsamer hohler Stimme fort, — „Pein um Pein! Qual um Qual! Du hast mich ja auch lange genug leiden lassen! — Ich muß Dir noch lange in’s Gewissen reden, bevor ich Dich umbringe, und Dein Tod soll kein leichter sein, sondern entsetzlich, schauderhaft, ekelerregend! . . . . . Ha, wie ich mich freue!“

„Bah! mach’ keine Dummheiten, Schulmeister!“ rief Hinkebeinchen und fuhr entsetzt auf, — „strafe sie ab, aber mißhandle sie nicht! — Du willst sie umbringen? nicht

wahr, das ist Dein Ernst nicht? . . . . . Ich habe ja meine Nachteule so lieb! — ich habe sie Dir nur geliehen und Du mußt mir sie wieder zurückgeben, aber verdirb sie mir nicht! . . . . . ich gebe es nicht zu, daß man meine Nachteule umbringt, sonst werde ich Papa holen!"

„Gieb Dich nur zufrieden, Knabe, sie erhält nur, was ihr gehört! . . . eine derbe und heilsame Zurechtweisung!" erwiderte der Schulmeister, um Hinkebeinchen zufrieden zu stellen, da er mit Recht befürchtete, der lahme Knabe möchte sonst Hülfe herbeiholen.

„Meinetwegen denn! — Bravo, das Stück beginnt!" rief der Sohn Roth-Arm's, der nicht glauben mochte, daß der Schulmeister im Ernste das Leben der scheußlichen Alten bedrohe.

„Komm', laß uns erst ein wenig plaudern!" fuhr der Schulmeister mit ruhiger Stimme fort, — „zum Ersten sieh', nur: seit jenem entsetzlichen Traum auf der Meierei von Bouqueval, der mir die ganze Reihe unserer Unthaten wieder in's Gedächtniß gerufen und über unsere Verworfenheit die Augen geöffnet, — seit jenem Traum, der mich beinahe wahnsinnig machte, ja der mich noch wahnsinnig machen wird; denn in dieser Einsamkeit, in der gräßlichen Absonderung, worin ich lebe, kehren alle meine Gedanken zu jenen Träumen zurück; — seit jener Nacht ist eine seltsame Veränderung mit und in mir vorgegangen . . .

„Meine scheußliche Wildheit und Grausamkeit von Ehedem macht mich schaudern . . . . .

„Darum wollte ich auch nicht dulden, daß Du die Jodlerin mißhandeltest und verstümmeltest, — aber ich begnügte mich nicht einmal damit . . . . .

„Als Du mich hier in diesem Gewölbe ankettetest und mich Hunger und Durst und Kälte leiden ließest, hast Du mich wenigstens Deines steten scheußlichen Einflusses und Deiner Uebermacht enthoben und mich ausschließlich dem ganzen entsetzlichen Eindruck meiner Gedanken und Erinnerungen anheim gegeben!

„O Du weißt nicht, was es heißt, stets so allein

und auf sich selbst beschränkt zu sein . . . . . mit dem düstern schwarzen Schleier vor den Augen, wie jener unversöhnliche Rächer sagte, der mich so entsetzlich bestraft hat . . . . .

„O das ist schauderhaft — das ist entsetzlich!

„In diesen nämlichen Keller habe ich einst ihn gestürzt, um ihn zu tödten . . . . . und derselbe schauerliche Kerker ist nun der Schauplatz meiner Strafe, wird vielleicht mein Grab sein! . . . . .

„Das ist entsetzlich — ich wiederhole es Dir!

„Alles, was jener Mann mir prophezeihte, ist nun eingetroffen! — Er sagte mir: du hast mit deiner Stärke Mißbrauch getrieben — hinfort sollst du auch den Schwächsten ein Spott und Spielball sein!

„Das ist eingetroffen! —

„Er hatte mir gesagt: Wenn ich dich für die Zukunft von der Außenwelt absperre, und dir nur die stete Erinnerung an deine Verbrechen gegenüber stelle, wirst du eines Tags noch bittere Reue empfinden über deine Unthaten! . . . . .

„Dieser Tag ist nun da — die Einsamkeit hat mir das Bewußtsein meiner Schwäche, meiner Verworfenheit und meiner Hoffnungslosigkeit gegeben — die ich einst für unmöglich gehalten hätte!

„Willst Du noch einen Beweis, daß ich vielleicht nicht mehr so verworfen bin, als sonst? . . . . . Sieh', es ist die wilde Freude, die ich jetzt darüber empfinde, Dich, Du Ungeheuer, in meinen Krallen zu haben, — nicht um mich zu rächen, sondern um der armen Schlachtopfer willen, die Deine Bosheit in's Verderben gestürzt! — Ja, ich werde eine heilige Pflicht erfüllt haben, wenn ich mit eigener Hand die Gefährtin meiner Unthaten abgestraft haben werde! . . . .

„Eine innere Stimme sagt mir, daß, wenn Du früher in meine Gewalt gefallen wärest, viel, viel Blut nicht unter Deinen Streichen vergossen worden sein würde!

„Ich verabscheue zwar nunmehr alle meine früheren

Frevel und Unthaten, und doch könnte ich — findest Du dieß nicht seltsam? — ohne Furcht und mit einer gewissen Ruhe und Wollust an Dir den gräßlichsten Mord unter den schauderhaftesten Qualen begehen! . . . . . Sprich, begreifst Du dieß!"

„Bravo, gut gespielt, alter Ohne-Augen!" rief Hinkebeinchen, Beifall zollend, — „heißa, wie muß man darüber lachen!"

„Ja wohl, muß man lachen!" fuhr der Schulmeister mit hohler dumpfer Stimme fort, — „bleibe nur ruhig, Nachteule, und laß mich Dir vollends zu Ende erklären, wie ich nach und nach zur Reue kam!

„Mein Geständniß mag Dir, deren Herz längst verhärtet ist, ein Gräuel sein; allein es soll Dir ebenfalls beweisen, wie unerbittlich ich in der Rache sein muß, die ich im Namen unserer Schlachtopfer an Dir verüben will...

„Ich muß mich nun beeilen, zu Ende zu kommen!... Die Freude, Dich endlich einmal so zu haben, bringt mein Blut in Wallung, — meine Schläfe klopfen heftig, als ob meine Vernunft sich verwirre, wenn ich nur an meinen Traum denke! — Meine Sinne verwirren sich . . . vielleicht tritt eine meiner Krisen ein, — aber ich werde hoffentlich noch Zeit haben, Dir die letzten Augenblicke Deines Lebens noch entsetzlicher zu machen, indem ich Dich zwinge, mir zuzuhören . . . . ."

„Frisch drauf, Nachteule!" rief Hinkebeinchen, „frisch drauf, bleib' ihm keine Antwort schuldig! — Hast Du denn Deine Rolle nicht auswendig gelernt, Alte? . . . . Bitte doch den Bäcker (Teufel), daß er sie Dir einflüstere, Einäugige!"

„Ha, sträube Dich nur und beiße mich!" fuhr der Schulmeister nach einer neuen Pause fort, — „dießmal sollst Du mir nicht mehr entgehen! . . . . . Du hast mir zwar bis auf die Knochen in die Finger gesägt, allein ich werde Dir die Zunge ausreißen, wenn Du auch nur Ein Wort hören läßt!

„Laß uns nur weiter plaudern! . . . . .

„Als ich mich stets so allein und verlassen, vom tiefsten Schweigen und der düstersten Nacht umgeben sah, als ich jene entsetzlichen Anfälle ohnmächtigen wüthenden Grolls zu fühlen begann, da verwirrten sich zum Erstenmale meine Sinne, meine Gedanken. — Ja, ich sah — wiewohl ganz wachend — jenen Traum, ... Du kennst ihn ja! . . . . . jenen Traum wieder vor mir! . . . . .

„Den kleinen Greis aus der Rue du Roule, — das ertränkte Weib vom Kanal St. Martin, — den Viehhändler! . . . . . und über allen diesen Spukgestalten schwebtest Du . . . . .

„Glaube mir, dieß war eine entsetzliche Empfindung!

„Ich bin nun blind, — aber meine Gedanken nehmen Gestalten, nehmen Körper an, um mir unaufhörlich in sichtbarer Erscheinung, ja fast, daß ich sie mit Händen greifen könnte, die Züge meiner Schlachtopfer in's Gedächtniß zu rufen . . . . .

„Nie hätte ich jenen schauderhaften Traum gehabt, wäre mein Geist nicht beständig durch die Erinnerung an meine einstigen Vergehen in Anspruch genommen und durch dieselben Gespenster-Erscheinungen und Gesichte gestört und beunruhigt worden. . . . . .

„Fürwahr, wenn man der Sehkraft beraubt ist, bilden sich solche unauslöschbare, stets dem Geiste vorschwebende Gedanken, fast zu körperlichen Erscheinungen im Gehirn aus . . . . .

„Manchmal will es mir freilich erscheinen, als ob diese drohenden Spukgestalten, wenn ich sie mit Schreck und Ergebung fest in's Auge fasse, sich meiner erbarmen, als ob sie erbleichen, sich verwischen und verschwinden. Dann ist mir, als wäre ich aus einem unruhigen Schlafe, aus einem bösen Traume erwacht; aber ich fühle mich schwach, niedergeschlagen, gebeugt, meine Kraft gebrochen und, solltest Du es glauben . . . . . ei lache meinethalben immerhin, Eule! . . . . . dann muß ich weinen, — hörst Du? ich muß weinen?! — Aber warum lachst

Du mich denn nicht aus, Nachteule! lache doch, verhöhne mich! . . . . ."

Die Nachteule ließ aber nur ein dumpfes, ersticktes Röcheln vernehmen. —

„Lauter!" rief Hinkebeinchen, — „sprich lauter, Madame Nachteule! man hört Dich ja gar nicht!"

„Ja," fuhr der Schulmeister fort, — „ich muß weinen, denn ich leide schwere Pein, und alle meine Wuth ist vergebens. Eine innere Stimme sagt mir: ich müsse morgen, übermorgen, ja ewig unter denselben Anfällen von Fieberwahnwitz und düsterer Verzweiflung leiden! . . .

„Pfui, welch' ein Leben! wie elend, wie grausenerregend!

„Hätte ich doch lieber den Tod gesucht, anstatt mich hier lebendig in diesen Abgrund des Schreckens stürzen zu lassen, der meine Denkkraft stets noch tiefer auswühlt!

„Was kann mich, der ich nun blind, einsam und gefangen bin, von meinen Gewissensbissen entbinden und zerstreuen? . . . . . Nichts; gar nichts.

„Und wenn die gräßlichen Spukgestalten je einen Augenblick aufhören, auf dem schwarzen Schleier hin- und herzuschweben, der meine Augen deckt, so peinigt mich wieder eine andere, fast noch gräßlichere Folter; . . . . . ich stelle Vergleichungen an, die mich fast zu Boden drücken! — Wenn ich ein ehrbarer rechtschaffener Mann geblieben wäre, — muß ich mir sagen — so wäre ich jetzt frei, glücklich, ruhig, von den Meinigen geliebt und geehrt, anstatt blind und verlassen hier in einem Kerker in Ketten zu liegen, jeder Unbill meiner Mitschuldigen preisgegeben! . . . . .

„Ach, der Kummer um ein Glück, das man durch ein Verbrechen verloren, ist ja bereits der erste Schritt zur Reue . . .

„Und wenn nun noch eine Buße zur Reue hinzukommt, eine Buße von entsetzlicher schauderhafter Strenge, — eine Buße, die das Leben in eine ewige Kette schlafloser Nächte voll verrätherischer Blendwerke und Gesichte,

oder voll verzweiflungsvollen Nachdenkens und Grübelns umgestaltet, ... dürfte dann nicht vielleicht wenigstens die Verzeihung der Menschen der Reue und der Sühne folgen?! . . ."

„Nimm Dich in Acht, Alter!" rief Hinkebeinchen, — „Du wirst doch nicht ein Betbruder, eine alte Schlafmütze werden wollen? . . . Pfui, schäme Dich!"

Der Schulmeister hörte nicht auf den giftigen Hohn des Kleinen.

„Du wunderst Dich, mich so reden zu hören, nicht wahr, Nachteule?" rief er von Neuem; — „Siehst Du, wenn ich fortgefahren hätte, mich entweder durch blutige Unthaten, oder durch den wilden Taumel des Lebens im Bagno zu betäuben, so wäre freilich — ich weiß es wohl — diese heilsame Umwandlung nie mit mir vorgegangen!

„Bin ich aber nun freilich allein und verlassen und blind dabei, und von ewigen sichtbaren Gewissensbissen heimgesucht und angefochten, woran soll ich dann denken?

„An neue Verbrechen? — Wie sollte ich welche begehen?!

„An eine Flucht aus meinem Kerker? — Wie sollte ich diese bewerkstelligen?!

„Und gesetzt auch, ich könnte entspringen, . . . wohin soll ich gehen? was soll ich mit meiner Freiheit beginnen?

„Nein, nein, ich muß auch hinfort in ewiger Nacht leben, getheilt zwischen allen Schrecken und aller Folter der Reue und dem Schauder der steten Spuckgesichte, die mich verfolgen! . . . . .

„Manchmal freilich ist mir's, als ob ein schwacher Strahl von Hoffnung mitten in meine Nacht, in meine Trübsal hereinleuchte . . . . ein Moment der Ruhe folgt auf alle meine Qualen, — ja manchmal will es mir sogar gelingen, die Gespenster zu beschwören, die mich stets umschweben, zumal wenn ich ihnen die Erinnerung an eine Vergangenheit voll Ehrbarkeit und Frieden entgegenhalte; allein zu diesem Zwecke muß ich mich in Gedanken

bis in die erste Zeit meiner Jugend, in meine früheste Kindheit zurückversetzen .....

„Siehst Du, Nachteule, auch die größten Verbrecher vermögen wenigstens einige Jahre des Friedens und der Unschuld ihren Jahren voll Blutvergießen und Freveln aller Art entgegenzuhalten.

„Kein Mensch kommt schon böse auf die Welt.....

„Auch die Verworfensten haben die liebliche Unschuld der Kindheit genossen, schon die süßen Freuden jenes reizenden Alters kennen gelernt. — Ich wiederhole Dir's, auch ich empfinde zuweilen einen bittern Trost, wenn ich mir sage: Jetzt freilich muß ich für Alles büßen, was ich je Böses begangen; allein ich hatte wenigstens einmal eine Zeit, wo man mich liebte und mir gewogen war, weil ich friedlich lebend, arglos und gutmüthig war....

„Ach ich muß mich freilich weit in meine Vergangenheit zurückwenden, um dieß sagen zu können, — aber dennoch finde ich einige Ruhe dabei.....“ —

Bei diesen letzten Worten hatte die Stimme des Schulmeisters ihre Rauhheit abgelegt, und der unbezähmbare, zügellose Mensch schien tief gerührt zu sein, als er fortfuhr:

„Siehst Du, diese Gedanken üben einen so heilbringenden Einfluß auf mich aus, daß meine Wuth sich legt, — daß mir der Muth, die Kraft, der Wille fehlen, Dich zu bestrafen! — Nein, ich bin's nicht im Stande, Dein Blut zu vergießen!.....“

„Recht so, Alter!“ rief Hinkebeinchen mit Händeklatschen, — „siehst Du, Nachteule, er wollte Dir nur bange machen!“

„Nein, ich bin's nicht im Stande, Dich umzubringen,“ fuhr der Schulmeister fort, — „es wäre ja ein Mord!.... ein verzeihlicher vielleicht, aber darum doch nicht minder ein Mord!.... Und wahrlich, ich möchte keinen neuen begehen, ich habe schon genug an meinen drei Gespenstern!..... Und wer weiß, Nachteule, vielleicht kommt auch noch einmal über Dich die Reue!?“

Während dieser Rede hatte der Schulmeister dem verworfenen Weibe etwas mehr Freiheit gegönnt, und ihre Hände minder fest umkrallt; sie machte sich alsbald die Gelegenheit zu Nutze, um das Stilett zu ergreifen, das sie nach Sara's Ermordung in ihrer Schnürbrust verborgen hatte, und stieß mit demselben erbittert nach dem Räuber, um sich seiner auf einmal zu entledigen.

Er stieß einen jähen Schrei des Schmerzes und der Wuth aus. Die wilde Gluth seines Hasses, seiner Wuth, der Drang nach Rache, seine blutgierigen Triebe wurden durch diesen meuchlerischen, unvermutheten Angriff auf einmal wieder gereizt und erweckt, und brachen plötzlich mit schrecklicher Wuth wieder aus, und sein Verstand, den so manche entsetzliche Stöße bereits stark erschüttert hatten, verwirrte sich auf einmal zu wahnwitzigem Blutdurst.

„Ha, Viper, ich habe Deinen Zahn gefühlt!" rief er mit wuthbebender Stimme und umkrallte von Neuem mit eherner Faust die Nachteule, die ihm zu entwischen gesucht hatte, — „Du schlichst Dich in dem Keller umher, Schlange!" fuhr er mit stets steigender Wuth fort, — „aber ich will Dich zertreten, Viper oder vielmehr Nachteule! — Wolltest Du harren, bis die Gespenster wiederkommen? — Ja, ich fühle es, meine Pulse an den Schläfen pochen laut .... meine Ohren klingen mir.... mein Kopf droht mir zu zerspringen, wie jedes Mal, wenn die Spukgeister kommen wollen! — Ha, ich habe mich nicht getäuscht! da sind sie schon! ... aus dem finstern Hintergrund schreiten sie gegen mich hervor .... so finster, so bleich ..... Ha, wie ihr Blut strömt, so dunkelroth und dampfend! .... Das flößt Dir Grauen ein, Nachteule, nicht wahr? Du sträubst Dich? ..... Wohlan denn, gib Dich nur zufrieden! Du sollst die Gespenster nicht sehen! .... nein, Du sollst sie nicht erblicken! .... Ich fühle Mitleid mit Dir; ich will Dich blenden, damit du werdest wie ich selbst ..... stockblind und in ewige Nacht begraben! ....."

Hier schwieg der Schulmeister eine Weile . . . . . die Nachteule aber stieß einen entsetzlichen Weheruf aus, daß Hinkebeinchen schaudernd von der steinernen Treppenstufe emporsprang und aufrecht stehen blieb.

Das entsetzliche Jammergeschrei der Einäugigen schien den wüthenden Schwindel des Schulmeisters auf die höchste Spitze zu treiben.

„Schreie nur, Nachteule!" rief er im tiefsten Basse, „krächze Dein Todtenlied! krächze, krächze! . . . . . Du bist nun glücklich, siehst nicht mehr die drei Gespenster der Ermordeten . . . . . den kleinen Greis aus der Rue du Roule . . . . . das ersäufte Weib . . . . . den Viehhändler! — Ich sehe sie! . . . . . sie kommen auf mich zu . . . sie berühren mich! — Hu, wie eisig, wie kalt sie sind!"

Das letzte Licht des Verstandes bei diesem Elenden erlosch in diesem Schrei des Entsetzens, in jenem Weherufe einer verdammten Seele in tiefer Höllenpein. —

Von nun an vermochte der Schulmeister nicht mehr zu denken noch zu reden; er geberdete sich und brüllte wie ein wildes Vieh, und gehorchte nur noch dem wilden Drange nach Zerstörung, eben um der Zerstörung willen.

Irgend eine finstere, fürchterliche That trug sich in der Finsterniß des Kellers zu . . . . .

Man hörte ein hohles, eilfertiges Stampfen von Füßen, das in häufigen Zwischenräumen von jenem dumpfen, hohlen Schalle unterbrochen ward, die etwa ein Gefäß, eine Schachtel von Bein hören läßt, wenn man sie mit Gewalt gegen einen harten Stein schmettert. . . . .

Krampfhaftes, durchdringendes Stöhnen und ein lautschallendes, höllisches Gelächter begleiteten jeden dieser Streiche. . . . .

Dann folgte ein gräßliches Röcheln, wie von einem Menschen, der mit dem Tode ringt. . . . .

Hierauf verstummte auch dieses und man hörte nichts mehr — nur das wüthende Fußstampfen und Getrampel und hie und da den dumpfen, schmetternden Laut des zu

Boden geschleuderten knöchernen Körpers, der noch immer sich wiederholte.

* * *

Ein entferntes Geräusch von Schritten und Stimmen drang bald bis in die Tiefe herab und heller Lichtglanz erschien plötzlich am Ende des unterirdischen Ganges. Hinkebeinchen war noch vor Entsetzen ganz starr über den fürchterlichen entsetzlichen Auftritt, dem er angewohnt hatte, ohne ihn sehen zu können, als er auf einmal mehrere Personen mit Lichtern in der Hand eilends die Kellerstufen herabkommen sah. In jenem Augenblick war der schmale Gang von mehreren Polizei-Agenten versperrt, an deren Spitze Narciß sich befand, Munizipal-Gardisten besetzten das Ende der Treppe.

Hinkebeinchen, der noch den Beutel der Nachteule in der Hand hielt, ward auf der obersten Stufe der Kellertreppe verhaftet.

Von mehreren seiner Leute gefolgt, stieg Narciß Borel in den Keller hinab, wo der Schulmeister sich befand.

Betroffen über das gräßliche Schauspiel, das sich ihnen hier bot, blieben Alle plötzlich stehen. —

Mit dem einen Fuße an einen ungeheuern Steinblock angekettet, der in der Mitte seines Kerkers lag, raste der Schulmeister mit sträubenden Haaren, langem Bart und Schaum vor dem Munde, mit einem Gesicht, das die Wuth und der blutdürstige Wahnsinn noch scheußlicher verzerrte, wie ein wildes Vieh im Keller auf und nieder und zerrte an beiden Füßen den in blutigen Lumpen gekleideten Leichnam der Eule hinter sich her, deren Kopf auf das Entsetzlichste verstümmelt, zerschmettert und zerschlagen war...

Es bedurfte eines harten, gefährlichen Kampfes, um ihm die Mitschuldige seiner Verbrechen zu entreißen, ihn zu überwältigen und zu knebeln.

Nach hartnäckigem, kräftigem Widerstand gelang es endlich den Polizei-Agenten und Munizipal-Gardisten, den Schulmeister in den niedern düstern Saal des Erdgeschosses

von Roth=Arms Schenke zu bringen, der nur durch ein einziges Fenster Licht erhielt; hier befanden sich mit Handschellen an den Händen und scharf bewacht, Barbillon, Nicolas Martial, seine Mutter und seine Schwester. Sie waren gerade in dem Augenblicke überrumpelt und verhaftet worden, wo sie die Diamantenmäklerin in den Keller herunterschleppen wollten, um sie zu ermorden.

Frau Matthieu selbst erholte sich in einem andern Zimmer aus ihrer Ohnmacht; der Schulmeister, den die Nachteule leicht am Arme verwundet hatte, lag ohne alle Besinnung und vollkommen wahnwitzig am Boden und konnte kaum von zwei Männern gehalten werden; er schäumte, schnaubte und brüllte wie ein wüthender Stier und schnellte sich manchmal mit einem einzigen krampfhaften Satze vom Boden empor.

Gesenkten Hauptes, mit blassem bleifarbigem Gesicht und entfärbten Lippen saß Barbillon auf einer Bank und ließ seine in starken Handschellen zusammen gezwängten Fäuste auf den Knieen ruhen, sein Blick war wild und stier und seine langen straffen, schwarzen Haare fielen verwirrt auf den Kragen seiner blauen Blouse herab, die im Handgelenk in Fetzen gerissen worden war. Das jugendliche Aussehen dieses Nichtswürdigen, (er war nämlich kaum achtzehn Jahre alt und die Regelmäßigkeit seiner bartlosen, aber bereits vom Laster gebrandmarkten und entmenschten Züge, ließ den abscheulichen Stempel noch beklagenswerther erscheinen, welchen Ausschweifung und Verbrechen diesem Gesichte aufgedrückt hatten.

Kalt und in leidenschaftsloser Ruhe ließ er kein Wort hören. Man konnte aber nicht errathen, ob diese anscheinende Fühllosigkeit aus seinem Schreck oder einer kalten kühnen Thatkraft entsprang; seine Brust keuchte und von Zeit zu Zeit wischte er mit seinen gefesselten Händen den kalten Schweiß weg, der auf seiner Stirne stand. Hart neben ihm gewahrte man Kürbisflasche, der im Handgemenge die Haube abgerissen worden war, so daß ihr röthlich gelbes Haar, das im Genick mit einem Schnürband

aufgebunden gewesen war, sich gelöst hatte und in mehreren straffen Strängen auf ihren Rücken herabfiel. Mehr von Zorn, als von Furcht ergriffen, betrachtete sie, deren hagere, gelbliche Wangen die Aufregung nur leicht geröthet hatte, verächtlich die Niedergeschlagenheit und Entmuthigung ihres Bruders Nicolas, der ihr auf einem Stuhle gegenüber saß. Dieser Bandit ahnte jetzt nur zu gut das Schicksal, das ihm drohte; in sich selbst zusammen geduckt, ließ er den Kopf hängen und schien vor Entsetzen fast sinnlos; seine Kniee zitterten sichtbar, seine Zähne klapperten laut und von Zeit zu Zeit stieß er ein dumpfes Aechzen und Stöhnen aus.

Unter allen Verhafteten schien Mutter Martial, die Wittwe des Hingerichteten, die aufrecht mit dem Rücken an der Wand stand, allein nichts von ihrer Frechheit verloren zu haben; mit hochaufgerichtetem Kopfe blickte sie fest um sich und ihr ehernes Gesicht verrieth auch nicht die geringste Aufregung. Als sie jedoch Roth-Arms ansichtig wurde, den man eben jetzt in den Saal führte, nachdem er bei der ganzen strengen Haussuchung hatte zugegen sein müssen, welche der Polizei-Commissär und sein Schreiber im ganzen Gebäude vorgenommen hatten, — bei Roth-Arms Anblick, sagen wir, verzerrte sich das Gesicht der Wittwe fast wider ihren Willen; ihre kleinen, sonst glanzlosen Augen belebten sich auf einmal wie die einer wüthenden Viper, ihre zusammengekniffenen Lippen erbleichten und sie reckte ihre beiden gefesselten Arme krampfhaft aus, dann aber schien sie auf einmal diese stumme Kundgebung unmächtigen Zornes und Hasses zu bereuen, bezähmte ihre Aufregung und nahm wieder eine Miene eisiger Ruhe an. Während der Commissär mit Hülfe seines Schreibers das Protokoll aufnahm, rieb sich Narciß Borel fröhlich die Hände und warf einen zufriedenen Blick auf die verschiedenen Glieder des wichtigen Fangs, den er gethan und wodurch er Paris von einer Bande gefährlicher Verbrecher befreite. Da er sich aber gestehen mußte, daß Roth-Arm ihm bei der Unternehmung von nicht geringem Nutzen

gewesen war, konnte er sich nicht enthalten, ihm einen bedeutsamen, dankbaren Blick zuzuwerfen.

Hinkebeinchens Vater sollte bis zu ihrer Verurtheilung die Gefangenschaft derer theilen, die er verrathen hatte. Wie sie war er gefesselt und eifrigst bemüht, seinem Wieselgesichte den Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit, Entmuthigung und Furcht zu geben, und ächzte und stöhnte an allen Gliedern zitternd, unmäßig. Er schloß Hinkebeinchen, der zu ihm getreten war, in seine Arme, als ob er in diesen väterlichen Liebkosungen einen Trost suche.

Der lahme Knabe schien jedoch kaum empfindlich für diese Beweise von Zärtlichkeit, hatte er ja doch erfahren, daß er bis auf weitern Befehl in ein Gefängniß gebracht werde, das für jüngere Verbrecher bestimmt war.

„Welch' ein Unglück, daß ich mich von meinem lieben Söhnchen trennen muß," rief Roth-Arm mit erheuchelter Zärtlichkeit und Demuth; — „wir beide sind am übelsten daran, gute Mutter Martial, da man uns von unsern lieben Kindern trennt."

Ueber diese Anrede, die wie Hohn klang, konnte die Wittwe ihre Kaltblütigkeit nicht länger bewahren, sie war nun überzeugt, wie sie es zuvor geahnt hatte, daß Roth-Arm das ganze Complott verrathen und blickte ihn jetzt mit wilder Wuth und Verachtung an.

„Ich wußte ja, daß Du meinen andern Sohn verrathen hast, der jetzt in Toulon sitzt, nimm Das, Judas," rief sie, und spuckte ihm dabei in's Gesicht, „Du hast auch unsere Köpfe verrathen. Doch gleichviel, bei der Hölle, man soll sehen, daß wir schön zu sterben wissen, daß wir sterben, wie ächte Martial."

„Ja," rief Kürbisflasche mit wilder Begeisterung, „wir Beide wollen ihrer noch spotten unter dem Messer des Coflers (Henkers)."

Mit einem Blick voll tiefster Verachtung auf Nicolas sagte die Wittwe zur Tochter: „Sieh da, diese Memme! er wird uns noch auf dem Schaffot Schande bringen."

Kurz darauf wurden die Wittwe und Calebasse in

Begleitung zweier Polizei-Agenten davon geführt und in einen Miethwagen geworfen, der sie nach St. Lazare brachte.

Barbillon, Nicolas und Roth-Arm dagegen wurden nach dem Gefängnisse La Force geführt.

Den Schulmeister dagegen brachte man nach der Conciergerie, da sich im letzteren Gefängniß Zellen befinden, die zur Aufbewahrung von temporär Wahnsinnigen bestimmt sind.

V.

Die Vorstellung.

Einige Tage nach der Ermordung der Madame Seraphin, dem Tod der Nachteule und der Verhaftung der Gaunerbande, die man in Roth-Arms Schenke überrascht hatte, begab sich Rudolph nach dem Haus der Rue du Temple.

Rudolph hatte, wie wir bereits gesagt, aus einem Staatsgefängnisse seines Landes die hübsche junge Mestize, die unwürdige Frau des Negerarztes David kommen lassen, da er für den Fall, daß der Notar Jakob Ferrand durch seine Geschicklichkeit und Heuchelei der Rache und Strafe der Gesetze entgehen sollte, an Hinterlist mit diesem wetteifern, seine verborgenen Verbrechen entdecken und ihn sowohl zu deren Vergütigung zwingen, als auf eine wahrhaft entsetzliche Weise bestrafen wollte, — ein Zweck, zu dessen Erreichung ihm Cäcilie ein günstiges Mittel sein sollte.

Cäcilie nun, das eben so schöne, als verworfene, und eben so bezaubernde, als gefährliche Geschöpf war am Abend zuvor angekommen und hatte von dem Baron von Graun die genauesten Verhaltungsmaßregeln über ihr künftiges Betragen erhalten.

Aus der letztgeschilderten Unterredung zwischen Rudolph und Madame Pipelet erinnern sich unsere Leser vielleicht noch, daß die Letztere Cäcilien auf geschickte Weise der Haushälterin des Notars als Stellvertreterin für Louise Morel vorgeschlagen, Madame Seraphin ihren Vorschlag gerne angenommen und ihrer Freundin versprochen hatte, ihr Anliegen Jakob Ferrand vorzutragen, was sie auch wirklich in den günstigsten Ausdrücken und mit den besten Empfehlungen für Cäcilie noch am Morgen desselben Tages gethan hatte, wo sie — Madame Seraphin nämlich — Angesichts von Martials Insel ertränkt worden war. —

Rudolph wollte sich nun nach dem Erfolg erkundigen, welchen Cäciliens Vorstellung bei dem Notar hervorgebracht hatte.

Als Rudolph in die Loge des Portiers trat, fand er zu seiner größten Ueberraschung, obwohl es schon eilf Uhr Morgens war, Herrn Pipelet noch im Bette und Anastasie neben demselben im Begriffe, ihrem Gatten einen Trank zu reichen.

Alfred, dessen Stirn und Augen unter einer furchtbaren baumwollenen Nachtmütze verschwanden, gab jedoch keine Antwort, woraus Anastasie schloß, daß er schlafe und sorgsam die Vorhänge des Bettes zuzog. Als sie sich umwandte, bemerkte sie Rudolph. Alsbald begrüßte sie ihn wie gewohnt, auf militärische Weise, d. h. sie legte die äußere Fläche der rechten Hand über der Stirn an ihre blonde Perücke.

„Ihre Dienerin! höchst verehrter Herr! Ihre Dienerin, mein Prinz aller Miethsleute!“ rief sie ihm entgegen, „Sie sehen mich ganz bestürzt und entsetzt und erschöpft und außer mir, denn in unserem Hause gehen ganz seltsame Dinge vor, ungerechnet, daß Alfred schon seit gestern im Bette liegt.“

„Was ist ihm denn schon wieder?“ fragte Rudolph.

„Ei, wie mögen Sie nur fragen, es ist immer noch die alte Leier; der Unmensch ist wieder erbitterter als je

hinter dem armen Alfred her und verstimmt mir ihn so, daß ich gar nicht weiß, was ich mit ihm beginnen soll."

„Schon wieder Cabrion! ist er denn des Teufels?"

„Wahrhaftig, bester Herr Rudolph, ich möchte es am Ende selbst glauben," versetzte Anastasie, „denn der verwünschte Schuft erräth immer den Moment, wo ich ausgegangen bin. — Kaum habe ich den Rücken gewendet, so ist er hier meinem armen Männchen auf dem Nacken, der sich so wenig wehren kann, wie ein Kind. Sehen Sie, während ich gestern Abend bei dem Notar Ferrand war, alle Wetter! da fällt mir eben ein, daß ich Ihnen von ihm etwas Neues mittheilen kann."

„Und von Cäcilie?" rief Rudolph lebhaft, „ich wollte mich eben erkundigen."

„Nur gemach! bester Herr Rudolph, bringen Sie mich nicht aus der Fassung," erwiderte Anastasie; — „ich habe Ihnen so unendlich viel zu sagen, daß ich die Hälfte vergesse, wenn Sie mich aus dem Concept bringen. . . ."

„So lassen Sie denn hören, ich bin ganz Ohr," sagte Rudolph.

„Um nun von vorne anzufangen, und bei unserem eigenen Hause," hub Anastasie an, „so denken Sie sich nur, daß man gestern die Mutter Burette verhaftet hat."

„Wie, die alte Frau im zweiten Stocke, die auf Pfänder leiht?" unterbrach sie Rudolph.

„Mein Gott! ja, eben diese," gab die Alte zur Antwort; „es scheint, daß sie neben dem Pfänderleihen noch eine Masse andere saubere Gewerbe getrieben hat! sie war obendrein Diebshehlerin, Kupplerin, Diebin, Wahrsagerin, Falschmünzerin, Betrügerin, Höckerin, Trödlerin, kurzum Alles das, was unserem Herrgott und anderen ehrlichen Leuten mißfällig ist; das Schlimmste dabei ist, daß ihr alter Liebhaber, Herr Roth-Arm, unser Hausbeständer, ebenfalls verhaftet worden ist. — Hatte ich nicht Recht, wenn ich sagte, daß es ein wahres Erdbeben im Hause gegeben hat."

„Wie?" fragte Rudolph, „Roth=Arm ist ebenfalls verhaftet?"

„Ei freilich," versetzte sie, „in seiner Schenke in den elysäischen Feldern draußen hat man das Gesindel ausgenommen, und Alle eingesteckt, sogar den kleinen Hinkebeinchen, den boshaften Krüppel. — Es soll bei ihm ein ganzer Haufen von Mordthaten begangen worden, und eine wahre Spitzbubenherberge gewesen sein; die Nachteule heißt es, eine gute Freundin von der Mutter Burette, sei erdrosselt worden, und wenn man nicht noch zeitig genug dazu gekommen wäre, hätten sie gar die Mutter Mathieu, die wackere Edelsteinmäklerin, umgebracht, die dem armen Morel immer Arbeit gab; — nicht wahr, das sind Neuigkeiten?"

„Roth=Arm verhaftet, die Eule todt?" wiederholte Rudolph erstaunt, — „die entsetzliche Alte hat ihr Loos verdient, und die arme Marien=Blüth ist jetzt wenigstens gerächt!"

„So viel einstweilen von dem, was sich hier zugetragen hat," fuhr Madame Pipelet fort, „nun muß ich Ihnen aber noch erzählen, was für eine neue Niederträchtigkeit sich dieser Cabrion hat zu Schulden kommen lassen! — Sie werden sich wundern, wie frech dieser Kerl ist, denken Sie sich nur, als man die Mutter Burette verhaftete und wir in Erfahrung brachten, daß Roth=Arm, unser Hausbeständer, ebenfalls hinter Schloß und Riegel sitze, sagte ich zu meinem lieben Männchen: Du mußt nun in aller Eile zum Hauseigenthümer laufen, und ihm sagen, daß Herr Roth=Arm brummen muß! — Alfred geht auch wirklich, und kommt nach Verlauf von zwei Stunden wieder heim, aber in welchem Zustande! Du lieber Gott! ganz weiß wie ein Leintuch und keuchend wie ein Ochse."

„Weßhalb denn aber?" fragte Rudolph.

„Sie werden gleich sehen, bester Herr," erwiderte die Alte, — „denken Sie sich nur, kaum zehn Schritte von hier ist eine große weiße Mauer; wie mein liebes Männ=

chen aus dem Hause tritt, sieht er zufällig auf die Mauer, und was glauben Sie wohl, was er dort erblickt? .... Da steht mit Kohle in großen Buchstaben angeschrieben: Pipelet-Cabrion, und die beiden Namen noch durch ein großes Theilungszeichen verbunden! — Das Theilungszeichen, das zwischen dem Namen jenes Spitzbuben und dem meines armen Alfreds stand, wurmte dem guten Männchen am meisten. — Gut denn, das machte ihm zum Anfange schon beinahe übel, kaum aber kommt er zehn Schritte weiter, was sieht er da auf dem großen Einfahrtthore des Tempels? wiederum jenes verdammte Pipelet-Cabrion und schon wieder das Verbindungszeichen dabei! — Er geht immer weiter, aber bei jedem Schritt sieht der arme Alfred wieder die verfluchten Namen auf den Wänden, Thüren und Läden stehen — überall Pipelet-Cabrion.[1] Meinem lieben Männchen begann's auf einmal vor den Augen zu flimmern, und er fürchtete, alle Vorübergehenden möchten ihn anblicken; er drückte seinen Hut tief auf die Nase herein, so sehr schämte er sich. — Endlich schlägt er den Weg nach dem Boulevard ein, in der Meinung, daß der niederträchtige Cabrion seine Gemeinheit nur auf die Rue du Temple beschränkt haben möchte, aber gehorsamer Diener! — alle Boulevard's entlang steht überall, wo nur ein kleines Fleckchen zu schreiben war: Pipelet-Cabrion auf Leben und Tod! Endlich kommt mein armes Männchen so bestürzt beim Hauseigenthümer an, daß er diesem eine Viertelstunde lang in's Gesicht keucht, stottert und schluchzt, ohne daß der Hauseigenthümer auch nur ein Wörtchen von dem begreift, was Alfred ausrichten will; da jagt ihn der Hauseigenthümer voll Zorn davon, heißt ihn einen alten Dummkopf, und trägt ihm auf, mich hinzuschicken, um ihm den eigentlichen

---

1 Wer vor einigen Jahren in Paris war, erinnert sich vielleicht, zu verschiedenmalen auf allen Mauern und Stadtvierteln von Paris das Wort: Credeville angeschrieben gefunden zu haben, das seine Entstehung vermuthlich auch irgend einem Spaße oder muthwilligen Streiche eines Künstlers oder Handwerkers verdankte.

Stand der Dinge zu erklären. — Gut denn, mein Alfred geht und schlägt auf dem Heimwege eine andere Richtung ein, um den Namen auszuweichen, die er auf den Mauern angeschrieben sah, aber gehorsamer Diener! . . .

„Schon wieder Pipelet und Cabrion?" fragte Rudolph.

„Just wie Sie sagen, bester Herr!" erwiderte die Alte, „so daß mein armes liebes Männchen ganz verstört, entsetzt und verzweiflungsvoll nach Hause kommt, und sogleich mit Sack und Pack auswandern will. Darauf erzählt er mir die Geschichte, ich gebe mir alle mögliche Mühe, ihn zu beruhigen, und verlasse ihn dann, um mit Mamsell Cäcilie zum Notar Ferrand zu gehen, ehe ich meinen Ausgang zum Hauseigenthümer besorgte. — Aber glauben Sie, damit sei die Geschichte aus? behüte Gott! — Kaum hatte ich den Rücken gewendet, so hat der verfluchte Cabrion, der auf mein Weggehen gelauert haben muß, die Unverschämtheit gehabt, zwei große freche Weibsleute hieher zu schicken, die um jeden Preis mit meinem Alfred anbinden wollten . . . Sehen Sie, ich kann's gar nicht zu Ende erzählen, noch sträuben sich mir die Haare auf dem Kopfe — ich will es Ihnen ein andermal vollends sagen, lassen Sie mich jetzt nur vom Notar reden . . .

„Ich fahre also in einem Miethwagen mit Mamsell Cäcilie zum Notar, wie Sie mir es befohlen haben — sie trug noch immer ihre hübsche Verkleidung als deutsches Bauernmädchen, da sie ja, wie ich Herrn Ferrand sagen sollte, gerade aus Deutschland kam, und noch nicht die Zeit gehabt hatte, sich andere Kleider machen zu lassen...

„Sie dürfen mir wahrlich glauben, daß ich schon recht hübsche Mädchen gesehen habe, bester Herr Rudolph; Blitz, ich durfte mich zu meiner Zeit selbst sehen lassen — allein nie in meinem Leben habe ich, mich selbst mit inbegriffen, ein junges Mädchen gesehen, die sich auch nur im entferntesten mit Mamsell Cäcilie messen könnte! — Sie hat besonders in dem Blick ihrer spitzbübischen, großen

schwarzen Augen etwas . . . etwas — man kann freilich nicht sagen was, aber so viel ist gewiß: es liegt Etwas darin, daß Einem ganz seltsam zu Muthe macht! — diese Augen . . . .

„Sehen Sie, Herr Rudolph, mein alter Alfred ist gewiß keiner von den Scharfsichtigen — wie er ihr aber zum erstenmale in die Augen blickte, wurde das alte Männchen doch noch roth wie eine Rübe, und hätte um keinen Preis dem Mädel wieder in die Augen blicken können! — Eine volle geschlagene Glockenstunde lang rutschte er auf seinem Stühlchen umher, als ob er auf Nesseln gesessen wäre; und hinterdrein sagte er mir: er wisse zwar nicht, wie es zugehe, aber der Blick Cäciliens habe ihm alle die Geschichten von den wilden Weibern in's Gedächtniß gerufen, die der schamlose Bradamanti uns früher erzählte, und worüber mein Männchen, die alte Betschwester, stets so erröthen mußte . . ."

„Aber der Notar, der Notar?" drängte Rudolph.

„Ja doch, Herr Rudolph, wir kommen ja dran," versetzte die Alte; — „es war etwa sieben Uhr Abends, als wir zu Herrn Ferrand kamen; ich ließ ihm durch den Portier hinauf sagen, daß Frau Pipelet mit dem neuen Dienstmädchen unten sei, von welcher Madame Seraphin ihm wohl bereits gesagt haben werde, und das sie mir herzubringen befohlen. Darüber stößt der Portier einen Seufzer aus, und fragt mich, ob ich auch schon wisse, was sich mit Madame Seraphin zugetragen? Nein, sagte ich, ah, Herr Rudolph, das war schon wieder ein anderes Ding wie ein Erdbeben."

„Was gab es denn?" fragte Rudolph.

„Die Seraphin ist auf einer Landparthie ertrunken, welche sie mit einer ihrer Verwandten gemacht hat," erwiderte Madame Pipelet.

„Ertrunken?! — eine Landparthie im Winter?" fragte Rudolph überrascht.

„Mein Gott! ja, Herr Rudolph," fuhr die Alte fort, „was mich anbelangt, so muß ich mehr darüber staunen,

als es mich betrübt, denn seit die arme Louise Morel durch die Angeberei der Mutter Seraphin so unglücklich geworden, haßte ich die Alte wie die Pest. Ja, meiner Treu! ich dachte gar... je nun sie ist ertrunken ... wohl ihr! ... Wer weiß, ob sie mehr werth war! — Der Portier meinte zwar anfangs, es sei sehr zu bezweifeln, daß sein Herr mich sprechen wolle, und bat mich, einstweilen in der Loge zu warten; allein nach einer kleinen Weile kommt er wieder zurück, und holt mich hinüber; wir gingen über den Hof weg, und traten in ein Zimmerchen im Erdgeschoß. Auf einem Tische brannte nur eine einzige armselige Kerze statt aller Beleuchtung. Der Notar saß in einem Eckchen am Kamin, worin nur noch der Rest von einem Klotze brannte; pfui, welch' eine abscheuliche Baracke! — Ich hatte niemals Herrn Ferrand gesehen.... ach du lieber Gott! wie der häßlich ist? Der dürfte mir wahrhaftig alle Schätze Arabiens anbieten, und ich möchte ihn nicht gegen meinen armen Alfred vertauschen ...."

„Schien der Notar betroffen über Cäciliens Schönheit?" fragte Rudolph ungeduldig.

„Wie kann man denn das wissen, mit seinen grünen Brillen," versetzte Frau Pipelet, „und wie sollte sich auch ein solcher alter Betbruder auf Weiber verstehen? Doch sprang er, als wir Beide zu ihm in's Zimmer traten, wie verrückt vom Stuhle auf, vermuthlich aus Ueberraschung von dem Anblick von Cäciliens elsäßischer Bauerntracht; denn sie sah mit ihrem kurzen Röckchen und ihren prächtigen Waden in den rothen Strümpfen mit den blauen Zwickeln gerade aus, wie die hübschen Bauernmädchen in den Ballets, ja noch weit hübscher! — Alle Wetter! was hat die für Waden! und so feine Knöchel, einen so niedlichen Fuß! — kurzum, am Ende schien der Notar ganz bestürzt, als er sie sah."

„Daran war ohne Zweifel das seltsame Kostüm Cäciliens schuld, über das er sich wunderte?"

„Mag sein," erwiderte Madame Pipelet, „der verhängnißvolle Augenblick, wo ich ihn anreden mußte, kam

indeß immer näher, doch fiel mir glücklicherweise noch die gute Lehre ein, die Sie mir gegeben hatten, Herr Rudolph, und ich beeilte mich, sie zu befolgen und zwar zu meinem Glück."

„Welche gute Lehre?" fragte er.

„Sie sagten mir ja: Es genügt, daß der Eine will, damit der Andere nicht will; oder daß dieser nicht will, damit der Andere will;" erwiderte Madame Pipelet; — „da dachte ich denn bei mir selber: Ich muß nun auf jeden Fall meinem braven Hausherrn, meinem Fürsten von einem Miethsherrn, seine Deutsche vom Halse schaffen, indem ich sie Louisens Brodherrn aufrede, — ich muß mir einen Spaß machen, diesem Eins aufzubinden: — drum sagte ich denn auch alsbald zum Notar, ohne ihm Zeit zu gönnen, sich von seiner Ueberraschung zu erholen:

„Entschuldigen Sie gütigst, bester Herr Ferrand, wenn meine Nichte jetzt dießmal noch in einer Tracht erscheint, wie sie bei ihr zu Hause Sitte und Brauch ist; aber sie ist kaum erst angelangt, hat keine anderen Kleider als diese hier, und ich bin nicht im Stande, ihr andere machen zu lassen, um so mehr, da es sich gar nicht der Mühe verlohnen wird, denn wir wollten uns nur bei Ihnen bedanken, daß Sie gegen Madame Seraphin den guten Willen aussprachen, Cäcilie in's Haus zu nehmen, ohne daß Sie andere Empfehlungen für sie hatten, als diese, welche ich Ihnen für sie geben konnte; doch glaube ich nachgerade nicht mehr, daß Cäcilie für Sie passen könnte."

„Das war gut, Madame Pipelet," sagte Rudolph.

„Hören Sie mich nur weiter," entgegnete diese, „als ich das zum Notar gesagt hatte, sah er mich groß an, und versetzte, indem er mich durch seine Brillen fest anzublicken schien: Warum sollte Ihre Nichte nicht für mich passen, gute Frau? — Warum? versetzte ich, weil Cäcilie bereits am Heimweh leidet; sie ist nun kaum drei Tage hier, und will schon wieder umkehren, und nach Hause gehen, und wenn sie, wie sie sagt, sich auch heim=

betteln müßte, oder mit kleinen Besen handeln, wie ihre jungen Landsmänninnen.

„Wie mögen Sie aber das dulden, da Sie doch ihre Verwandtin sind?" fragte mich Herr Ferrand.

„Ei du lieber Gott!" erwiderte ich, „ich bin zwar ihre Verwandte, allein sie ist eine Waise, zwanzig Jahre alt und ganz ihre eigene Herrin."

„Bah!" versetzte er mir, ihre eigene Herrin? — In diesem Alter muß man noch seinen Verwandten gehorchen." — Darüber fing nun Cäcilie zu weinen und zu zittern an und drängte sich hart an mich, als ob sie sich vor dem Notar fürchte.

„Und was that Jakob Ferrand?" fragte Rudolph.

„Je nun, er ging brummend im Zimmer auf und ab und rief einmal über das andere: Ein junges Mädchen in diesem Alter sich selber überlassen, heißt sie mit Gewalt in's Unglück stürzen. — Bettelnd nach Deutschland zurückkehren, das wäre ein sauberer Beruf, pfui Madame! Sie als ihre Tante, sollten ein solches Betragen nicht zugeben . . . ."

„Gut," dachte ich bei mir selber, „du gehst schon in die Falle, alter Geizhals; diesmal schwatze ich dir Cäcilien auf oder ich will Hans heißen. — Ich bin freilich ihre Tante," erwiderte ich ihm brummend, „allein es ist eine unglückliche Verwandtschaft für mich, ich habe für mich selber genug zu sorgen und brauche mich nicht noch mit fremden Bälgen zu plagen; ich würde es wahrhaftig lieber sehen, wenn meine Nichte sich wieder aus dem Staube machte, als wenn sie fortan mir zur Last läge. Der Teufel hole alle Verwandte, die uns so mir nichts dir nichts ein so großes Mädchen auf den Hals schicken, ohne sie nur einmal zu frankiren, — wie ich das sagte, fing Cäcilie an ganz laut zu heulen und stellte sich ganz untröstlich . . . darüber nahm der Notar auf einmal seine Predigermiene an und begann mich mit hoher feierlicher Stimme abzukanzeln: Sie sollten Gott danken für das köstliche Gut, das die Vorsehung Ihren Händen anver-

traut hat; es wäre das grausamste Verbrechen, wollten Sie dieses junge Mädchen dem Verderben und der Verführung aussetzen. Ich mache mir eine Pflicht daraus, Sie in einem Werk der Barmherzigkeit zu unterstützen, wenn Ihre Nichte mir verspricht, fleißig, ehrbar und fromm zu sein und insbesondere niemals und unter keinen Umständen mein Haus zu verlassen; unter diesen Bedingungen will ich mich über sie erbarmen und sie in meine Dienste nehmen . . ."

„Darüber rief Cäcilie noch immer weinend: „Nein, nein! ich bleibe nicht hier, ich will lieber wieder nach Hause zurückkehren."

„Ihre gefährliche Verstellungskunst und Falschheit hat also Cäcilie nicht verlassen," dachte Rudolph, „das teuflische Wesen hat, wie ich sehe, die Befehle des Baron von Graun vollkommen begriffen. — Dann setzte der Fürst laut hinzu: „Die Weigerung Cäciliens kam dem Notar wohl recht unerwartet?"

„Allerdings, Herr Rudolph!" erwiderte die Alte, „er brummte erst eine Weile Etwas zwischen den Zähnen und sagte dann barsch und eindringlich zu Cäcilien: es fragt sich nicht, was Ihnen lieber ist, Jüngferchen, sondern einfach darum, was Sitte und Brauch erheischen; der liebe Gott wird Sie nicht verlassen, wenn Sie auf guten Wegen wandeln und den Pflichten, die die Religion Ihnen vorschreibt, geflissentlich nachkommen. Sie werden hier in meinem Hause sein, wo man eben so streng als fromm lebt; wenn Ihre Tante Sie wirklich liebt, wird sie sich mein Anerbieten zu Nutze machen. Für den Anfang kann ich Ihnen nur einen geringen Lohn versprechen, wenn Sie aber durch ein anständiges Betragen, Fleiß und guten Willen sich Ansprüche auf einen größeren Gehalt erwerben, so werde ich Ihnen vielleicht seiner Zeit Ihren Lohn erhöhen."

„Oho!" dachte ich bei mir selber, „Du bist in die Falle getappt, Notar, ich habe sie Dir aufgeschwatzt, alter Heuchler, abscheulicher Murrkopf, herzloser Geizhals! Die

Seraphin war Jahrelang in deinen Diensten und du scheinst dich nicht einmal erinnern zu wollen, daß sie vorgestern ertrunken ist. — Dann aber sagte ich laut zum Notar: die Stelle bei Ihnen ist freilich vortheilhaft, Herr Ferrand! aber das junge Ding da hat ja das Heimweh!"

„Diese Krankheit wird auch vorübergehen," erwiderte er mir.

„Lassen Sie uns jetzt im Ernste sprechen, gute Frau, wollen Sie mir nun das junge Mädchen überlassen, ja oder nein? — wenn Sie wollen, so bringen Sie mir Ihre Nichte morgen Abend um diese Zeit hieher, wo sie dann alsbald in meinen Dienst treten kann; mein Portier soll sie dann in Allem unterweisen, was sie zu thun hat; was ihren Lohn anbetrifft, so gebe ich ihr für den Anfang Dach und Fach und zwanzig Franken monatlich ... Sind Sie damit zufrieden?"

„Ich denke, lieber Herr," gab ich ihm zur Antwort, „daß Sie füglich noch fünf Franken zulegen könnten ..."

„Nicht einen Liard mehr," versetzte er, „später, wenn ich mit ihr zufrieden bin, wollen wir schon sehen, was sich für sie thun läßt, ich muß Ihnen aber vorher sagen, daß Ihre Nichte nie aus dem Hause gehen und von Niemanden Besuche annehmen darf."

„Du liebe Zeit, lieber Herr Notar!" gab ich ihm zur Antwort, „wer sollte sie denn besuchen, sie hat ja in ganz Paris keine bekannte Seele, als mich selbst, und ich habe zu Hause zu thun genug, um ihr nachzulaufen. Es hat mich mehr als genug Zeit gekostet, daß ich sie hieher begleiten mußte; Sie werden mich nicht so bald über Ihre Schwelle kommen sehen, denn ich will dem Mädchen so fremd bleiben, als wäre sie für mich gar nicht auf der Welt, und wenn Sie nicht haben wollen, daß Cäcilie ausgehe, so weiß ich Ihnen ein ganz einfaches Mittel: Sie brauchen ihr ja nur ihre Tracht zu lassen, in der sie zu Ihnen kam, dann kann sie nicht über die Straße gehen, ohne daß ihr die Jungen nachlaufen."

„Sie haben Recht," erwiderte mir der Notar, „es ist überdies ein alter frommer Brauch, an der Tracht seiner Heimath fest zu halten . . . . Sie soll also ihr elsäßisches Costüm auch fortan tragen."

„Nun," sagte ich zu Cäcilien, die noch immer den Kopf hängen ließ und flännte: „jetzt mußt Du Dich entscheiden, Mädchen; eine gute Stelle in einem so achtbaren Hause ist nicht alle Tage offen; wenn Du das Anerbieten dieses Herrn nicht annehmen willst, 'so thu, was Du willst und ich kümmere mich fortan nicht mehr um Dich."

„Darob sagte mir Cäcilie seufzend und mit recht schwerem Herzen, sie wolle sich dazu verstehen, hier zu bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß sie, falls sie in etwa vierzehn Tagen noch immer an Heimweh leide, wieder fortgehen dürfe."

„Ich will sie nicht mit Gewalt bei mir behalten," versetzte der Notar, „denn ich kann Gottlob! noch alle Tage Dienstboten finden. Hier ist Ihr Angeld, Ihre Tante wird Sie morgen Abend wieder hieher bringen."

„Cäcilie wollte gar nicht aufhören zu weinen, — ich mußte an ihrer Stelle von dem alten Geizhals vierzig Sous als Draufgeld annehmen und kehrte dann wieder mit ihr hieher zurück. . . ."

„Recht so, Madame Pipelet," sagte Rudolph, „ich habe mein Versprechen noch nicht vergessen, nehmen Sie hier die Summe, die ich Ihnen für den Fall versprach, daß es Ihnen gelänge, dem armen Mädchen, das mir so hinderlich war, einen Platz zu finden."

Frau Pipelet wies das Geld zurück.

„Lassen Sie uns noch bis morgen warten, bester Hausherr," sagte sie zu Herrn Rudolph, „der niederträchtige Ferrand könnte sich ja anders besonnen haben, wenn ich ihm heute Abend Cäcilie hinführe."

„Ich glaube nicht, daß er sich noch anders besinnen wird," versetzte Rudolph, „aber wo ist denn Cäcilie in diesem Augenblick?"

„In dem Kabinet, das an die Wohnung des Com-

mandanten stößt," entgegnete Frau Pipelet, „sie rührt sich nicht von der Stelle, wie Sie befohlen haben und thut so fromm wie ein Lämmchen, obwohl sie ein Paar Augen im Kopfe hat . . . ein Paar Augen, sage ich Ihnen . . . . die! — Weil wir aber eben vom Commandanten reden, so lassen Sie sich nur noch Eins erzählen, der Spitzbube, der — der Schleicher! denken Sie sich nur, als er letzthin hieher kam, um das Einpacken seiner Meubeln zu beaufsichtigen, hatte der Mensch die Unverschämtheit, mir zu sagen, wenn zufällig ein Brief unter der Addresse: einer Madame Vincent, hieher komme, so sei ein solcher für ihn bestimmt und ich solle ihm denselben in seine Wohnung: Rue Mondovi Nr. 5. senden! er läßt sich unter einem Frauennamen Briefe zuschicken, der saubere Vogel! der Schlingel! — aber das ist noch nicht einmal Alles; hatte der Kerl gar noch die Unverschämtheit, mich zu fragen, was aus seinem Holz geworden sei! . . . — Ihr Holz? . . . warum nicht gar auch Ihr Wald," gab ich ihm zur Antwort, „das lohnte sich wohl der Mühe, um zwei elende Klaftern Holz einen solchen Lärm zu erheben, da zudem noch das eine davon nur Floßholz und das andere nur Reißig war, denn der Geizhals war nicht einmal im Stande gewesen, sich ordentlich Holz anzuschaffen . . . . und um das elende Lumpenholz mochte er auch noch einen solchen Lärm machen. — Ihr Holz," sagte ich zu ihm, „das haben wir längst verbrannt, um Ihre Meubeln vor der Feuchtigkeit zu schützen; hätten wir's nicht gethan, so wären ja auf Ihrem gestickten Mützchen und Ihrem Leuchtwürmchensschlafrock Chambillons gewachsen, Sie dauern mich, lieber Herr! wie oft haben Sie den Schlafrock statt des Teufels angezogen, wenn Sie so vergeblich auf die junge Dame warteten, die sie so hübsch an der Nase herumgeführt hat."

Alfreds dumpfes klägliches Stöhnen unterbrach auf einmal Madame Pipelet's Erzählung.

„Aha! mein Alterchen rührt sich, er scheint aufge-

wacht zu sein," sagte die Portiersfrau, „Sie entschuldigen, bester Hausherr."

„Ei natürlich," erwiderte Rudolph, „ich habe Sie nur noch um einige Nachrichten zu bitten."

„Nun, liebes Männchen, wie geht Dir's?" fragte Frau Pipelet ihren Gatten, als sie die Vorhänge des Bettes zurück schlug, „sieh, da ist Herr Rudolph, dem ich die neue Schandthat des verwünschten Cabrion schon erzählt habe und der Dich von ganzem Herzen beklagt."

Alfred drehte langsam und schmachtend den Kopf zu Rudolph herüber und stöhnte:

„Ach bester Herr! Diesmal komme ich nicht davon, das Ungeheuer hat mich diesmal recht in's Herz getroffen; ich bin zum Kinderspott der ganzen Hauptstadt geworden, denn auf allen Mauern und Wänden liest man jetzt meinen Namen neben dem meines Todfeindes, jenes niederträchtigen Cabrion, der sich durch einen Verbindungsstrich in den Augen der Hauptstadt, der ersten Stadt von Europa, auf die niederträchtigste Weise mit mir vereinigt hat."

„Das habe ich Herrn Rudolph schon erzählt," sagte Madame Pipelet, „das Abenteuer aber, das Du gestern Abend mit den beiden schlechten Weibsleuten gehabt, das weiß er noch nicht, das mußt Du ihm erzählen."

„Ach, bester Herr!" fuhr der Portier ächzend fort, „der Bösewicht hat seine abscheuliche Schandthat auf's Allerletzte aufgespart und diese hat nun alle Grenzen der Möglichkeit und Schicklichkeit überschritten."

„Lassen Sie hören, bester Herr Pipelet! erzählen Sie mir Ihr neuestes Unglück," bat Rudolph.

„Alles was Cabrion mir in seiner himmelschreienden Bosheit seither angethan hat, ist nichts im Vergleich mit seinem neuesten Streiche," fuhr Alfred fort, „durch die schmachvollsten Mittel hat er jetzt endlich seinen Zweck erreicht. Ich weiß nicht, ob ich Kraft genug habe, es Ihnen zu erzählen. — Verwirrung und Schaam werden mir jeden Augenblick das Wort im Munde ersticken lassen."

Herr Pipelet richtete sich mühsam auf, knöpfte ver=

schämt die Klappen seines gestrickten Wollwamses zu und hub an, wie folgt:

„Meine Gattin war ausgegangen; ganz in tiefe bittere Gedanken versenkt, welche die neue Entweihung meines Namens auf allen Mauern und Wänden der Hauptstadt in mir hervorgerufen hatte, suchte ich mich dadurch zu zerstreuen, daß ich mich wieder an die Besohlung eines Stiefels machte, den ich wohl zwanzigmal vorgenommen und eben so oft wieder verlassen hatte, weil mich die hartnäckigen Verfolgungen meines Henkers daran verhinderten. So saß ich denn vor meinem Tischchen, als ich auf einmal sehe, wie die Thüre meiner Loge sich öffnet und eine unbekannte Frau hereintritt.

„Die Frau trug einen Kaputzmantel und schien mir recht respektabel; drum stand ich auch alsbald vom Stuhl auf und legte die Hand an den Hut; im selben Augenblick kommt noch eine zweite Frau herein, die ebenfalls einen Kaputzmantel trägt und ohne Weiteres die Thüre von innen verriegelt. — Obwohl ich mich über die Vertraulichkeit dieses Verfahrens und über das Schweigen verwundern mußte, das die beiden Frauen beobachteten, erhob ich mich doch auf's Neue vom Stuhl und legte die Hand an meinen Hut.

„Da auf einmal, allein ich kann es nicht in Worte fassen, mein Schaamgefühl empört sich dagegen . . .“

„Bah!“ rief Madame Pipelet, „sei doch keine Schlafmütze, Alfred, rede doch, wir sind ja unter uns Mannsleuten.“

„Da ließen auf einmal,“ fuhr Alfred mit erglühenden Wangen fort, „die beiden Frauen ihre Mäntel fallen, und was meinen Sie wohl, was ich sah: zwei Dinger, wie Syrenen oder Nymphen, ohne eine andere Kleidung als eine Art Tunika von Laubwerk mit einem ähnlichen Kranze um den Kopf, ich stand wie versteinert; — plötzlich näherten sich mir beide Frauen und breiteten mir die

Arme entgegen, um mich gleichsam einzuladen, mich hineinzustürzen. . . ."[1]

„Die Schelminnen," rief Anastasie mehr lachend als entrüstet.

„Diese unzüchtigen Zuvorkommenheiten empörten mich ordentlich," fuhr Alfred in einem Aufwallen keuscher Entrüstung fort, „und in Folge jener Gewohnheit, die mich auch in den entscheidendsten Augenblicken meines Lebens nicht verläßt, blieb ich vollkommen regungslos auf meinem Stuhle sitzen; da machten sich die beiden Syrenen meine Bestürzung zu Nutzen und näherten sich mir, indem sie eine Art Lied trällerten und mit Beinen und Armen allerhand kuriose und einladende Bewegungen machten. — Ich versteinere mich mehr und mehr, bis sie hart vor mir stehen und mich mit ihren Armen umstricken. . ."

„Die schaamlosen Bestien!" rief Anastasie, „einen Ehegatten, einen Mann von reifem Alter so zu umstricken . . . wie Schade! daß ich nicht da war, ich wollte ihnen mit meinem Besenstiel den Takt geschlagen haben zu ihrer Musik sowohl, als zu ihren unzüchtigen Bewegungen mit Armen und Beinen . . . den schaamlosen Creaturen, den abscheulichen. . ."

„Als ich mich so umstrickt fühlte," fuhr Alfred fort, „drang mir auf einmal alles Blut gegen den Kopf und ich war einer Ohnmacht nahe, — da beugt sich auf einmal die unverschämteste der beiden Syrenen, eine große Blondine, über meine Schultern, zieht mir den Hut ab und macht mich so, immer noch ihr Liedchen trällernd und mit Händen und Füßen gestikulirend, baarhäuptig, hierauf nimmt ihre Gefährtin eine Scheere aus ihrer Schürze von Laubwerk, packt das Bischen Haar, das ich noch auf dem Hinterkopf hatte, in eine einzige Locke zusammen und schneidet es mir hart vom Kopfe weg, — rein weg — sage ich

1 Es waren zwei Tänzerinnen vom Theater der Porte St. Martin, Freundinnen Cabrion's, die er in Tricot-Kleidern und einem Ballet-Costüm seinem alten Portier auf den Hals geschickt hatte.

Ihnen; dabei schaukelt und gestikulirt sie noch immer mit Armen und Beinen und singt trällernd mir zum Spott: „das ist für Cabrion!“ und das andere schamlose Geschöpf wiederholt im Chor: „es ist für Cabrion, für Cabrion!„

Alfred hatte sich mit einem schmerzlichen Seufzer unterbrochen und fuhr nun wieder fort:

„Während dieser unverschämten Beraubung hebe ich die Augen in die Höhe und erblicke an den Scheiben der Loge das teuflische Gesicht des verruchten Cabrion mit seinem rothen Barte und verruchten Gesichte, der sich vor grausenhaftem Lachen beinahe ausschütten wollte. Um seinen gehässigen Anblick zu vermeiden, schließe ich die Augen .... wie ich sie aber wieder emporschlage, war Alles verschwunden und ich befand mich mit nacktem und total entstelltem Kopfe wieder auf meinem Stuhle. Sie sehen nun, bester Herr, daß Cabrion durch Hinterlist, Schlauheit und Frechheit seinen niederträchtigen Zweck endlich erreicht hat! — Gerechter Gott! zu welchen abscheulichen Mitteln hat er nicht seine Zuflucht genommen?! Erst wollte er mich allgemein für seinen Freund gelten lassen und hing einen Schild hier an, worin er anzeigte, daß wir in den freundschaftlichsten Verhältnissen zu einander stünden; nicht zufrieden mit diesem Bubenstück, malt er nun gar meinen Namen mit dem seinigen vereinigt auf alle Mauern und Wände der Stadt, daß nicht ein einziger Einwohner von Paris nunmehr bezweifeln kann, daß wir Beide Freunde seien. Er hat stets nach meinen Haaren getrachtet, nun hat er sie alle und zwar nur durch die niederträchtigen Umtriebe jener schaamlosen Syrenen. Sie werden nun selbst einsehen, guter Herr Rudolph, daß mir nun nichts Anderes mehr zu thun übrig bleibt, als Frankreich, mein schönes Frankreich zu verlassen, wo ich leben und sterben zu können vermeinte....“

Bei diesen Worten sank Alfred kraftlos wieder in's Kissen zurück und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Ei behüte, liebes Männchen,“ sagte Madame Pipe-

let, „ich glaube im Gegentheile, daß er von jetzt an, da er dich Deine Haare hat, Dich in Ruhe lassen wird."

„In Ruhe lassen?" rief Pipelet und richtete sich mit einem krampfhaften Sprunge wieder empor; — „o! Du kennst ihn nicht, er ist unersättlich, wer weiß, was er jetzt wieder von mir will."

In diesem Augenblick erschien Lachtaube unter der Loge und setzte den Klageliedern des Herrn Pipelet ein Ziel. Seiner gewohnten keuschen Empfindlichkeit getreu, rief Pipelet ihr entgegen:

„Treten Sie ja nicht herein, Mamsell! ich liege im Bette, und bin im Hemde." Bei diesen Worten zog er das Bett sich bis über das Kinn empor und Lachtaube blieb zartfühlend genug auf der Thürschwelle stehen.

„Eben wollte ich zu Ihnen gehen, Nachbarin," sagte Rudolph zu ihr, „warten Sie nur gefälligst einen Augenblick auf mich." — dann wandte er sich noch an Anastasie mit der Mahnung: „Vergessen Sie ja nicht, Cäcilie noch heute Abend zum Notar Ferrand zu bringen."

„Seien Sie ohne Sorgen, bester Hausherr," erwiderte die Alte, „um sieben Uhr soll sie bereits dort sein; da Mutter Morel sich jetzt wieder leidlich erholt hat und wieder gehen kann, will ich sie bitten, in meiner Abwesenheit in meiner Loge zu bleiben, denn Alfred möchte für kein Königreich allein hier bleiben."

VI.

Nachbar und Nachbarin.

Die Rosen im Angesicht der Lachtaube erblaßten mehr und mehr und ihr niedliches Gesicht, das seither so frisch und rund gewesen, begann allmählig etwas magerer zu werden; ihre seither so heiteren, lebhaften und pikanten

Züge waren noch weit ernster und trauriger geworden, als sie bei dem letzten Zusammentreffen der Grisette mit Marien-Blüth an der Thüre des Gefängnisses von St. Lazare gewesen war.

„Wahrhaftig, es freut mich, Sie einmal wieder zu treffen, Nachbar; kommen Sie schnell herauf, ich habe Ihnen so vielerlei zu sagen,“ sagte Lachtaube zu Rudolph, als er mit ihr die Loge des Portierpaares verlassen hatte.

„Wie geht es Ihnen, Nachbarin?“ fragte Rudolph, „lassen Sie doch sehen, ist Ihr hübsches, freundliches Gesicht noch immer so rosig und heiter? — Ach! leider nein, Sie sind recht blaß geworden.... gewiß arbeiten Sie zu viel?“

„O nein, Herr Rudolph,“ erwiderte das Mädchen, „ich versichere Sie im Gegentheile, daß mir die Vermehrung der Arbeit gegenwärtig gut thut. — Du lieber Gott! das Einzige, was mich so sehr verändert hat, ist einfach nur der Gram, so oft ich den armen Germain im Gefängniß besuche, wird mir ganz wehmüthig und traurig zu Muthe.“

„Ist er denn noch immer so niedergeschlagen?“ fragte Rudolph.

„Ei freilich,“ erwiderte sie, „gegenwärtig noch mehr als je. Das Uebelste bei der Sache ist, daß Alles, was ich unternehme, um ihn zu trösten, ihn gerade noch mehr herabzustimmen scheint.“

Bei diesen Worten wischte die Lachtaube eine große Thräne aus ihren dunkeln, schönen Augen.

„Sie müssen mir das deutlicher erklären, Nachbarin, wenn ich Sie verstehen soll,“ sagte Rudolph.

„Ei nun, sehen Sie,“ fuhr die Lachtaube fort, „als ich gestern meinen armen Germain besuchte und ihm ein Buch brachte, um dessen Besorgung er mich gebeten hatte, weil es ein Roman war, den wir zur Zeit unserer Nachbarschaft mehrmals mit einander gelesen hatten, brach er in Thränen aus, als er das Buch wieder erblickte. Das wundert mich nun freilich nicht, und geht ganz mit natür-

lichen Dingen zu . . . lieber Gott! die Erinnerung an die heitern schönen Abende, die wir zusammen in meinem Stübchen im Eckchen neben dem Ofen verbrachten, muß ja dem armen Germain ganz entsetzlich sein, wenn er sie mit seinem jetzigen gräßlichen Loose im Gefängniß vergleicht."

„Beruhigen Sie sich nur," sagte Rudolph zu dem jungen Mädchen, „sobald Germain aus dem Gefängnisse entlassen und seine Unschuld erkannt werden wird, soll er seine Mutter, seine Freunde und Gönner wiederfinden und im Umgange mit Jenen und Ihnen bald die harte Prüfungszeit vergessen, die er überstehen mußte."

„Ich glaube das," erwiderte Lachtaube, „aber bis dahin, Herr Rudolph, ist ja seine Lage nur noch entsetzlicher und muß es um so mehr sein, als. . . ."

„Nun warum denn?" fragte Rudolph die Zögernde.

„Als er der einzige ehrbare Mensch ist inmitten dieser Horde von Banditen und Spitzbuben, die es alle auf ihn abgesehen haben, weil er es nicht über sich gewinnen kann, mit ihnen zu verkehren. Der Aufseher im Sprachzimmer, ein recht wackerer Mann, hat mich im eigenen Interesse Germain's aufgefordert, ihn zu veranlassen, daß er in Zukunft sich minder stolz und abstoßend gegen seine Mitgefangenen betrage, daß er sich wenigstens Mühe gebe, mit ihnen vertraulicher zu verkehren; — allein er vermag es nicht, es widerstrebt seinem ganzen Wesen, und mir bangt davor, daß dem armen Menschen über kurz oder lang irgend ein Unglück zustoße.." — Der Schmerz ließ sie nicht weiter reden und erst nach einer Weile, als sie ihre Thränen getrocknet hatte, fuhr Lachtaube fort: „Da sehen Sie, wie ich mich wieder verplaudert habe, ich rede stets nur von mir und vergesse ganz, Ihnen von der armen Jodlerin zu sagen."

„Von der Jodlerin?" fragte Rudolph erstaunt.

„O ja," erwiderte Lachtaube, „als ich vorgestern Louise in St. Lazare besuchen wollte, traf ich sie unter der Thür des Gefängnisses. . . . . ."

„Die Jodlerin in St. Lazare!“ fragte Rudolph.

„Allerdings,“ bestätigte die Lachtaube, — „sie kam mit einer ältern Frau so eben aus dem Thore!“

„Das ist rein unmöglich!“ rief Rudolph, auf's Höchste überrascht.

„Aber ich versichere Sie, daß es die Jodlerin war, Nachbar!“ erwiderte die Grisette ernsthaft.

„Bah, Sie werden sich getäuscht haben, Nachbarin!“

„Nein, nein! wiewohl sie Bauernkleider trug,“ rief Lachtaube, „habe ich sie doch alsbald wieder erkannt, sie ist noch immer recht hübsch, obwohl ein wenig bleich, und sieht noch eben so traurig und schwermüthig aus, wie ehedem.“

„Sie sollte in Paris sein und ohne daß ich etwas davon wüßte?“ rief Rudolph, — „nein, das kann ich nicht glauben! — Was hätte sie denn in St. Lazare thun sollen?“

„Vermuthlich hat sie, wie ich, eine Gefangene daselbst besucht,“ entgegnete Lachtaube; — „ich hatte keine Zeit, sie noch besonders darum zu befragen. Die ältere Frau, welche bei ihr war, schien so unmuthig und ungeduldig, und so viele Eile zu haben. . . . . Sie kennen also die Jodlerin ebenfalls, Herr Rudolph?“

„Ei freilich,“ erwiderte er.

„Dann bleibt mir kein Zweifel mehr übrig, daß sie Sie meinte, als sie von einem Herrn Rudolph sprach!“ sagte die Grisette.

„Von mir?“ fragte er.

„Allerdings, Nachbar,“ versetzte Lachtaube; — „denken Sie sich nur, ich erzählte ihr das Unglück von Louise und Germain, die der niederträchtige Ferrand so bitterlich drangsalt, obwohl sie Beide so gut, so ehrbar und so unschuldig sind, doch hütete ich mich wohl, wie Sie mir's verboten hatten, ihr zu sagen, daß Sie sich für die Beiden so thätig verwenden. Nun sagte mir die Jodlerin auf einmal, sie seie überzeugt, daß, wenn eine edelmüthige Person, die sie genau kenne, von dem unglücklichen und unverdien-

ten Loose meiner beiden armen Gefangenen benachrichtigt wäre, Jene ihnen mit Vergnügen zu Hülfe kommen würde. Ich fragte sie natürlich sogleich um den Namen jener Person, und die Jodlerin nannte mir den Ihrigen, Herr Rudolph!"

„Ja, ja, sie ist's! sie ist's!" murmelte dieser vor sich hin.

„Sie können sich nun denken, Herr Rudolph," fuhr Lachtaube fort, „daß wir Beide gleich sehr erstaunt waren über unsere Entdeckung oder die zufällige Gleichheit des Namens unserer beiderseitigen Bekannten, und wir nahmen uns daher sogleich das Versprechen ab, einander zu schreiben, falls unser Herr Rudolph Eine und dieselbe Person sein würde. . . . . . Es scheint nun freilich, daß dem so ist und Sie der nämliche Herr Rudolph sind, Nachbar, den auch die Jodlerin kennt? . . . ."

„Allerdings," erwiderte er, „ich habe mich auch dieses armen Mädchens angenommen; — was Sie mir aber so eben von ihrer Anwesenheit in Paris gesagt haben, überrascht mich dermaßen, daß, wenn Sie mir nicht so vielerlei Details über das Zusammentreffen mit dem Mädchen hätten mittheilen können, ich auf dem Glauben beharrt haben würde, Sie wollen mich täuschen. — Gott befohlen, Nachbarin! was Sie mir so eben von der Jodlerin gesagt haben, nöthigt mich, eiligst nach Hause zu gehen. — Bleiben Sie stets gegen Louise und Germain und Jedermann zurückhaltend und verschwiegen in Beziehung auf den Schutz, welchen ihnen ihre unbekannten Gönner angedeihen lassen werden, sobald es Zeit dazu ist. Jetzt mehr als je ist dieses Geheimniß, dieses Stillschweigen Nothwendigkeit. — Ei, beiläufig gesagt, wie geht's bei der Familie Morel?"

„Immer besser," versetzte Lachtaube, — „die Mutter ist wieder fast gänzlich hergestellt, und auch die armen Kinder erholen sich zusehends. Die ganze Familie verdankt Ihnen das Leben und ihr Glück. . . . . Sie waren so großmüthig, edel und freigebig gegen sie. — Wie steht es denn bei dem armen Morel, dem Vater?"

„Er befindet sich weit besser,“ entgegnete Rudolph, — „erst gestern erhielt ich Nachrichten über ihn, woraus hervorgeht, daß er von Zeit zu Zeit ein paar lichte Augenblicke hat; man hat jetzt wieder alle Hoffnung, ihn von seinem Wahnwitz zu heilen; drum nur muthig, Nachbarin! Auf baldiges Wiedersehen! — Haben Sie kein Anliegen, kein Bedürfniß? Reicht der Ertrag Ihrer Arbeit noch immer zu Ihrem Unterhalte hin?“

„O ja, Herr Rudolph,“ gab Lachtaube zur Antwort, „ich arbeite für die Versäumniß bei Tage, meist desto mehr bei Nacht, da ich ohnehin fast keinen Schlaf mehr habe, und das ist dann auch kein Schade!“

„Ei, ei, meine liebe, arme Nachbarin! da fürchte ich fast, daß Papa Cretu und Ramonette nicht mehr häufig singen, wenn sie warten wollen, bis Sie beginnen!“

„Sie mögen Recht haben, Herr Rudolph,“ erwiderte das Mädchen schwermüthig, — „meine Vögel und ich singen gar nicht mehr, denn — Sie mögen mich auslachen oder nicht, Nachbar! — die guten Thierchen scheinen fast zu begreifen, daß ich traurig bin; . . . . . ja, anstatt fröhlich und munter zu zwitschern, wenn ich von meinen Ausgängen heimkehre, lassen sie vielmehr ein sanftes, wehmüthiges Klagen hören, daß es fast scheint, als wollen sie mich trösten; — doch nicht wahr, Herr Rudolph, es ist eine Thorheit, daß ich an etwas Derartiges glaube?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete dieser, — „ich glaube vielmehr überzeugt sein zu dürfen, daß Ihre kleinen lieben Vögel Sie allzu sehr lieben, um nicht Ihres Kummers inne zu werden!“

„Wahrlich ja, die guten Thierchen sind klug genug!“ sagte Lachtaube unbefangen, und recht zufrieden über die Bestätigung jenes Instinkts von Scharfblick bei den kleinen Gefährten ihrer Einsamkeit.

„Glauben Sie mir, es gibt nichts Verständigeres als die Dankbarkeit,“ fuhr Rudolph fort, — „nun denn, Gott befohlen, liebe Nachbarin! . . . . auf baldiges Wiedersehen! — Ich hoffe, daß binnen Kurzem Ihre hübschen

Wangen wieder eben so rund und rosig und frisch aufblühen werden wie zuvor, und daß Sie bald wieder so lustig und munter singen werden, daß Papa Cretu und Ramonette es Ihnen kaum gleich thun können!"

„O daß Sie Recht haben möchten, Herr Rudolph!" sagte Lachtaube mit einem tiefen Seufzer, — „Gott befohlen, bester Nachbar!"

Der Nachbar erwiderte ihren Abschiedsgruß und verließ das Stübchen.

* * *

Rudolph konnte nicht begreifen, aus welchen Gründen Madame Georges ihren Pflegling Marien-Blüth nach Paris mitgenommen oder begleitet habe, und begab sich daher unmittelbar nach Hause, um einen Expressen auf Kundschaft nach der Meierei von Bouqueval zu senden.

Als er eben in die Rue Plumet einbog, sah er einen Wagen mit Extrapostpferden vor dem Thore des Hotels anhalten — es war Murph, der aus der Normandie zurückkehrte.

Der Squire war, wie wir schon oben erzählt, dorthin gereist, um wo möglich die verbrecherischen Anschläge der Stiefmutter der Marquise d'Harville und des Quacksalbers Bradamanti, ihres Spießgesellen, zu vereiteln.

VII.

Murph und Polidori.

Sir Walter Murph's Gesicht strahlte vor Freude wieder, als er das Hotel wieder ansichtig ward.

Leichtfüßig sprang er aus dem Wagen, reichte einem fürstlichen Diener ein Paar prächtige Reisepistolen hin,

zog rasch seinen Reiseüberrock aus und folgte dann, ohne sich die Zeit zu gönnen, andere Kleider anzulegen, seinem Freunde Rudolph, der ihm ungeduldig und in fieberischer Spannung auf seine Gemächer vorangeeilt war.

„Ich bringe gute Nachrichten, gnädigster Herr! die besten, die Sie sich wünschen können!" rief der Squire triumphirend aus, als er mit Rudolph allein war; — „die Elenden sind nun Alle entlarvt, Herr d'Orbigny ist gerettet und Alles geht gut! — Sie haben mich zur rechten Zeit weggesandt, denn wäre ich auch nur eine Stunde später gekommen, so wäre ohne Zweifel noch ein neues entsetzliches Verbrechen begangen worden! . . ."

„Wie steht es mit Madame d'Harville?" rief Rudolph hastig.

„Sie überläßt sich ganz der Freude, welche die wiedergewonnene Liebe ihres Vaters und noch das lohnende Bewußtsein in ihr erwecken müssen, Dank Ihrem Rathe, gerade zu rechter Zeit gekommen zu sein, um den geliebten Vater einem unvermeidlichen Tode entreißen zu können!" erwiderte Murph.

„Was ist's mit Polidori?" fragte Rudolph weiter.

„Er zeigte sich auch dießmal als würdiger Spießgeselle der niederträchtigen Stiefmutter!" gab Murph zur Antwort; — „großer Gott, welch ein Ungeheuer ist dieses Weib! — Sie hätten sehen sollen, mit welcher Frechheit, mit welcher Kaltblütigkeit sie bei dem ganzen Handel zu Werke ging! . . . . . Und dieser Polidori! . . . . . Ach, gnädigster Herr, Sie haben schon manchmal mir Ihre Zufriedenheit, Ihre Dankbarkeit über Das zu äußern geruht, was Sie Beweise von Ergebenheit und Treue von meiner Seite zu nennen beliebten! . . . ."

„Ich habe der Beweise Deiner treuaufrichtigen Freundschaft stets nur lobend erwähnen müssen, guter Murph!" sagte Rudolph.

„Wohlan denn, gnädigster Herr, nie, niemals in meinem Leben ist meine Freundschaft für Sie auf eine härtere Probe gestellt worden, als gerade unter den ob-

waltenden Umständen," fuhr Murph fort, und zwar halb in scherzendem, halb im Tone tiefen Ernstes, — „meine Vermummungen als Kohlenträger, unsere gemeinschaftlichen Wanderungen durch die Schmutzhöhlen und Mordkneipen der Altstadt und tutti quanti sind nichts, rein gar nichts gewesen, gnädigster Herr, im Vergleich der Reise, die ich mit diesem höllischen Polidori vollbracht habe! . . . ."

„Was sagst Du da von Polidori?" rief Rudolph.

„Daß ich ihn mit hieher gebracht habe," entgegnete Murph.

„Mit Dir?" rief Rudolph in freudiger Bestürzung.

„Allerdings," fuhr Murph fort, — „denken Sie sich, Hoheit, welch eine Gesellschaft! — so zwölf lange Stunden an der Seite des Mannes verbringen zu müssen, den ich unter allen Sterblichen am tiefsten verachte und am bittersten hasse! . . . . Eben so gerne wollte ich neben einer Schlange im Wagen sitzen, — einem Thier, das mir unausstehlich zuwider ist."

„Und wo hast Du denn jetzt Polidori?"

„Ich ließ ihn wohlverwahrt und wohlbewacht in unserm Hause in der Wittwen-Allee," versetzte Murph.

„Hat er sich nicht gesträubt, Dir zu folgen?" fragte Rudolph.

„Behüte! wie konnte er auch!" antwortete Murph; — „ich ließ ihm nur die Wahl zwischen augenblicklicher Verhaftung durch die französischen Behörden, oder der Gefangenschaft in unserem Hause in der Wittwen-Allee, und da konnte er nicht lange zaudern! . . . . ."

„Du hattest Recht," sagte Rudolph, — „es ist besser, wenn wir ihn so in unserer Gewalt haben. Du bist wahrhaftig nicht mit Gold aufzuwiegen, mein guter treuer alter Murph! — Laß mich nun auch die nähern Umstände und Abenteuer Deiner Reise hören, denn ich bin wahrlich recht gespannt auf die Art und Weise, in welcher dieses niederträchtige Weib und ihr verworfener Spießgeselle endlich entlarvt worden sind!"

„Das ging so einfach wie möglich zu,“ antwortete Murph, — „ich brauchte ja nur einfach mich an die von Ihnen erhaltenen Verhaltungsmaßregeln und Befehle zu halten, um diese Elenden einzuschüchtern, zu entlarven und daniederzuschmettern. Auch unter diesen Umständen haben Sie, gnädigster Herr, wie immer, ein Paar gute Menschen gerettet und ein Paar böse, niederträchtige gestraft! — Sie sind wiederum ein sichtbares edles Werkzeug der Vorsehung gewesen!“

„Sir Walter Murph, erinnern Sie sich gefälligst an die Schmeicheleien des Baron von Grauns und ihre Bestrafung!“ rief Rudolph lächelnd.

„Meinetwegen denn, gnädigster Herr!“ sagte Murph; — „ich will von vorne anfangen . . . . . oder wollten Sie vielleicht nicht lieber zuvor diesen Brief der Frau Marquise d'Harville lesen, aus welchem Sie Alles erfahren werden, was sich zugetragen, ehe meine Ankunft Polidori in so lebhafte Bestürzung versetzte . . . . .“

„Ein Brief von Clemence!“ rief Rudolph entzückt, — „geben Sie mir ihn schnell!“

Murph stellte Rudolph den Brief der Marquise zu und setzte noch hinzu:

„Wie es zwischen mir und der Marquise abgemacht worden war, hütete ich mich wohl, Madame d'Harville in's Schloß ihres Vaters zu begleiten, sondern stieg vielmehr in einer kleinen Schenke ab, die in geringer Entfernung vom Schlosse lag und der Dienerschaft des Hauses eingeräumt war, und wo ich warten wollte, bis die Marquise meiner bedürfen und mich rufen lassen würde!“

Der Inhalt des Briefes, welchen Rudolph mit zärtlicher Hast und Sorge las, war etwa folgender:

„Monseigneur!

„Zu alle Dem, was ich Ihnen bis jetzt schon verdankte, muß ich Ihnen hinfort auch noch für die Er-

haltung des Lebens meines Vaters auf's Höchste verpflichtet sein!!!

„Ich lasse zunächst nur Thatsachen reden: — sie mögen Ihnen besser sagen als ich selbst, welche neue Schätze der Dankbarkeit ich gegen Sie in meinem Herzen angehäuft und aufgespeichert habe! —

„Da ich ganz die Wichtigkeit des Rathes begriff, welchen Sie mir durch Sir Walther Murph hatten geben lassen, der mich fast unmittelbar hinter Paris auf dem Hinwege nach der Normandie traf, ließ ich Allem aufbieten, um so rasch wie möglich nach dem Schlosse Aux Aubiers zu kommen .....

„Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir sogar die Physiognomie der Diener, die mich empfingen, unheimlich und verdächtig erschien; — ich erblickte unter ihnen nicht Einen von den frühern Dienern unsers Hauses, und Niemand von ihnen kannte mich persönlich, so daß ich genöthigt war, mich zu nennen. So erfuhr ich denn ebenfalls, daß mein Vater schon seit einiger Zeit unpäßlich gewesen, und daß meine Stiefmutter deßhalb einen Arzt aus Paris mitgebracht habe.

„Nun blieb mir kein Zweifel mehr, daß es Doktor Polidori war, um welchen es sich hier handelte.

„Da ich mich unverweilt zu meinem Vater führen lassen wollte, fragte ich nach einem alten Kammerdiener, gegen welchen mein Vater stets viele Liebe und Anhänglichkeit an den Tag gelegt hatte, — auch er hatte schon seit geraumer Zeit das Schloß räumen müssen. Alle diese Nachrichten hatte mir ein Haushofmeister gegeben, der mich in meine Gemächer führte und mir sagte, daß er meine Stiefmutter von meiner Ankunft in Kenntniß setzen wolle.

„War es wohl ein Spiel der Phantasie, eine fixe Idee? Mir wollte scheinen, als ob meine Ankunft sogar auch der Dienerschaft meines väterlichen Hauses ungelegen gewesen sei. Das ganze Schloß erschien mir unheimlich, düster, wie ausgestorben. In der Gemüths-

verfassung, in welcher ich mich befand, sucht man ja auch aus den allergeringfügigsten Umständen Folgerungen und Schlüsse zu ziehen. Ueberall bemerkte ich Spuren von Unordnung, Zerfall, Nachlässigkeit, als hätte man es nicht mehr für nöthig erachtet, für eine Wohnung Sorge zu tragen, welche doch bald verlassen werden sollte.

„Meine Angst und Unruhe nahmen mit jedem Augenblick zu, und ich wartete mit fieberischer Spannung auf die Rückkehr des Haushofmeisters. Nachdem ich mein Töchterchen mit seiner Erzieherin in meine Gemächer untergebracht hatte, wollte ich mich eben zu meinem Vater begeben, als meine Stiefmutter zu mir in's Zimmer trat.

„Trotz ihrer Verstellungskunst, trotz der Selbstbeherrschung, die ihr gewöhnlich eigen war, schien sie doch durch meine unverhoffte Ankunft wie niedergedonnert."

„„Herr d'Orbigny ist auf Ihren Besuch nicht vorbereitet, Madame,"" hub sie an, als sie mich kalt begrüßt hatte. — „„Er ist so leidend, daß eine derartige Ueberraschung ihm nur Schaden bringen könnte; daher erachte ich es für's Beste, ihm Ihre Anwesenheit und Ankunft einstweilen zu verschweigen, da er sich dieselbe doch auf keine Weise zu erklären wüßte und . . . . .""

„Ich ließ sie nicht ausreden.

„Madame," sagte ich, — „es ist ein großes, entsetzliches Unglück begegnet . . . . . Herr d'Harville ist gestorben, — einem furchtbaren, verhängnißvollen Unfalle zum Opfer geworden. Nach einer so erschütternden, verzweiflungsvollen Begebenheit, konnte ich natürlich nicht länger in meinem Hotel zu Paris verweilen, und eilte deßhalb hieher, um bei meinem Vater die erste Hälfte meiner Trauerzeit zu verbringen."

„„Wie? Sie sind Wittwe? . . . . das heiße ich ein unverschämtes Glück!"" rief meine Stiefmutter mit unverhehlter Wuth.

„Sie kennen ja, gnädigster Herr, den Antheil und Einfluß, welchen dieses Weib auf die Zustandebringung meiner unglücklichen Ehe ausgeübt hatte, und werden daher die Bitterkeit wohl begreifen, welche sich in diesem ihrem Ausrufe kund that.

„Ich ließ mich von meiner Entrüstung und Hitze so weit hinreißen, ihr unvorsichtig genug zu erwidern: Ich komme eben hieher, weil ich fürchtete, Sie könnten eben so unverschämtes Glück haben wie ich, Madame; — ich will meinen Vater sprechen."

„„Das ist im jetzigen Augenblick unmöglich!"" entgegnete sie mir erblassend. „„Ihr Anblick könnte eine gefährliche Krisis bei dem Kranken hervorrufen.""

„Warum," rief ich, „warum hat man mir keine Nachricht davon gegeben, daß mein Vater so gefährlich erkrankt ist?"

„„Weil es Herr d'Orbigny ausdrücklich verboten hatte,"" entgegnete sie mir frech.

„Das glaube ich nicht," erwiderte ich ihr und schritt der Thüre zu, — „ich werde mich sogleich selbst davon überzeugen, ob dieß wahr ist!"

„Meine Stiefmutter vertrat mir aber den Weg und rief: „„Ich wiederhole Ihnen, daß Ihr Anblick Ihrem Vater die größte Gefahr bringen wird. Ich kann und darf es nicht dulden, daß Sie ihn besuchen, bevor ich ihn nicht mit aller Schonung, welche sein Zustand erfordert, von Ihrer Ankunft in Kenntniß gesetzt haben werde. . . ."

„Denken Sie nun, gnädigster Herr, in welcher entsetzlichen Verlegenheit ich mich befand. Es ließ sich nicht bestreiten, daß eine plötzliche Ueberraschung von meiner Seite in der That gefährliche Folgen haben konnte, allein dieses sonst so kalte Weib, das eine so vollständige Selbstbeherrschung inne hatte, schien mir durch meine Ankunft so erschreckt, in solche Bestürzung versetzt, daß ich allen Grund zu haben glaubte, an der Aufrichtigkeit ihrer Sorgfalt für die Gesundheit meines

Vaters zu zweifeln, den sie ja nur aus Habsucht und im frevelsten Eigennutz geheirathet hatte. Ueberdem flößte mir die Anwesenheit des Doctor Polidori, des Mörders meiner Mutter, einen solchen Schreck ein, daß ich bei dem Gedanken an die Gefahr, welche dem Leben meines Vaters drohte, nicht schwanken konnte, zwischen der Hoffnung, ihn zu retten, und der Furcht, ihn in eine unangenehme, vielleicht gefahrbringende Aufregung zu versetzen.

„Ich werde meinen Vater unverweilt besuchen," sagte ich zu meiner Stiefmutter, riß mich von ihr los, da sie mich fest am Arme hielt und ging hinaus.

„Da verlor dieses Weib trotz ihrer sonstigen Schlauheit und Berechnung zum zweitenmale den Kopf und wollte mich wiederum und zwar fast mit Gewalt hindern, mein Zimmer zu verlassen. — Dieser unerwartete verdächtige Widerstand verdoppelte meinen Schreck . . . ich befreite mich aus ihren Händen und stürzte, da mir das Zimmer meines Vaters genau bekannt war, eilends dorthin und trat hinein. . . . .

„O gnädigster Herr! nie in meinem Leben werde ich den Auftritt und den Anblick vergessen, der sich jetzt meinen Augen darbot.

„Mein Vater lag kaum erkennbar, bleich, abgemagert und mit den sichtlichsten Spuren langwierigen Leidens auf seinem Antlitz in einem großen Armstuhl und barg das Haupt tief in die Kissen . . . .

„In der Ecke am Kamin stand der Doctor Polidori neben ihm und schickte sich an in eine Tasse, die ihm eine Krankenwärterin hinreichte, einige Tropfen von einer dunkeln Flüssigkeit aus einem kleinen Crystallfläschchen einzugießen, das er in den Händen hielt . . . .

„Sein langer rother Bart verlieh seiner Physiognomie noch einen unheimlicheren Ausdruck. Ich trat so schnell in's Zimmer, daß er überrascht zurückbebte, einen bedeutsamen Blick mit meiner Stiefmutter wechselte, die mir eilends auf dem Fuß folgte, und anstatt

meinem Vater diesen Trank einzuflößen, den er ihm bereitet hatte, das Fläschchen eilends auf den Kamin stellte.

„Von einem inneren Drange getrieben, über den ich mir heute noch nicht Rechenschaft geben kann, wußte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich des Fläschchens zu bemächtigen.

„Ich hatte nicht sobald die Ueberraschung und das Entsetzen bemerkt, welches meine Stiefmutter und Polidori hierüber äußerten, so wünschte ich mir selbst Glück zu dieser That. Wie ich erwartet hatte, erschien mein Vater erbost über meinen unerwarteten Anblick. Polidori warf mir einen Blick voll wilden Hasses zu und trotz der Anwesenheit meines Vaters und der Krankenwärterin fürchtete ich doch beinahe, jener Elende möchte, nachdem sein Verbrechen nahezu entdeckt sei, sich zu irgend einer Gewaltthat gegen mich hinreißen lassen; in diesem entscheidenden Momente empfand ich mehr als je den Schutz männlichen Beistandes und klingelte deshalb. Einem der Diener meines Vaters, der herzugeeilt war, bat ich also, meinem Kammerdiener, der im Voraus benachrichtigt war, den Befehl zu überbringen, er solle mir aus der Schenke des Vorwerks, wo ich verschiedene Effekten vergessen hatte, dieselben herbeiholen. Mit Sir Walter Murph hatte ich im Voraus verabredet, für den Fall, daß ich durch die Anwesenheit meiner Schwiegermutter, und um ihren Verdacht nicht rege zu machen, genöthigt wäre, seinethalben in ihrer Gegenwart Befehle zu ertheilen, mich dieses Mittels bedienen zu wollen, um ihn herbei zu rufen.

„Die Ueberraschung meines Vaters und meiner Stiefmutter sicherten das Gelingen meines Planes, denn ehe sie noch ein Wort zu reden vermocht hatten, war der Diener bereits hinausgegangen; nun durfte ich doch versichert sein, daß mir binnen wenigen Minuten Sir Walter Murph zur Seite stünde."

„„Was bedeutet das Alles,"" fragte mich endlich mein

Vater mit schwacher Stimme, durch welche gleichwohl ein gebieterischer, zorniger Ton durchdrang. „„Sie sind hier, Clemence, ohne daß ich Sie rufen ließ? Was soll ich davon denken, daß Sie, kaum in's Zimmer getreten, sich des Fläschchens bemächtigen, aus welchem der Doktor hier mir Arznei reichen wollte? Wie wollen Sie mir diese Thorheit erklären?""

„Bevor ich antworten konnte, hieß meine Mutter die Krankenwärterin hinausgehen und diese leistete dem erhaltenen Befehle alsbald Folge."

„„Beruhigen Sie sich, bester Freund,"" wandte sich meine Stiefmutter alsdann an meinen Vater, „„Sie wissen ja, daß die geringste Aufregung Ihnen schädlich sein kann. — Wenn Ihre Tochter, trotz Ihres Befehls, hieher kommt und Ihre Gegenwart Ihnen unangenehm ist, so reichen Sie mir nur Ihren Arm, daß ich Sie in den kleinen Salon hinüberführe, und unterdessen wird unser lieber Doctor die Güte haben, Madame d'Harville begreiflich zu machen, wie unvorsichtig, um nicht mehr zu sagen, ihr Benehmen ist.

„Der bedeutsame Blick, den sie dabei ihrem Mitschuldigen zuwarf, ließ mich den Plan meiner Stiefmutter alsbald durchschauen. Sie wollte meinen Vater hinwegführen, um mich allein bei Polidori zu lassen, der in diesem äußersten Falle wahrscheinlich Gewalt angewandt haben würde, um mir das Fläschchen wieder zu entreißen, das den sprechendsten Beweis seiner verbrecherischen Absichten liefern konnte."

„„Sie haben Recht,"" erwiderte mein Vater meiner Stiefmutter, „„wenn man mich sogar bis in mein eigenes Zimmer verfolgt, ohne meinen Wunsch und meinen Befehl zu respektiren, so will ich lieber den Zudringlichen das Feld räumen.""

„Er erhob sich mit Mühe, nahm den Arm meiner Stiefmutter an und wollte nach dem kleinen Salon hinüber gehen. In diesem Augenblick trat Polidori

auf mich zu, allein ich näherte mich augenblicklich meinem Vater und sagte:

„Ich werde Ihnen sowohl über meine unvermuthete Ankunft, als über mein seltsames Betragen vollständige Rechenschaft ablegen. Seit gestern bin ich Wittwe, seit heute aber weiß ich, daß Ihr Leben bedroht ist."

„Der Gang meines Vaters war tief gebückt wie von einem Kranken; bei diesen Worten aber blieb er stehen, und richtete sich rasch empor, blickte mir mit der lebhaftesten Bestürzung in die Augen und rief:

„„Sie sind Wittwe — mein Leben ist in Gefahr — wie soll ich das verstehen? — Wer sollte es wagen, das Leben des Herrn d'Orbigny zu bedrohen?"" rief mir meine Stiefmutter frech entgegen und Polidori wiederholte diese Frage ebenfalls.

„Sie, mein Herr! und diese Frau hier," erwiderte ich.

„„Das ist eine abscheuliche Verläumdung,"" rief meine Stiefmutter und wollte auf mich zustürzen. Ich aber antwortete mit kalter Ruhe: „Ich werde zu beweisen wissen, was ich behaupte, Madame!"

„„Eine solche Anklage ist ja schauderhaft!"" rief mein Vater.

„„Ich verlasse dieses Haus augenblicklich, wenn ich hier solch grausamen Verläumdungen ausgesetzt bin,"" rief der Doctor Polidori mit der anscheinenden Entrüstung eines Mannes, der in seinen heiligsten Gefühlen, in denen der Ehre nämlich, gekränkt wird; er begann wahrscheinlich, jetzt zu begreifen, in welcher Gefahr er sich befinde und suchte deßhalb zu entwischen.

„In demselben Augenblick aber, wo er die Thüre öffnete, sah er sich Sir Walter Murph gegenüber........."

Hier unterbrach sich Rudolph im Lesen des Briefs, bot dem Squire seine Hand hin und sagte:

„Recht so, mein alter Freund, die Begegnung mit Dir und Deine Anwesenheit mußte jenen Elenden wie ein Blitz darnieder schmettern."

„Das ist der rechte Ausdruck, gnädigster Herr!" er-

widerte Murph, „bei meinem Anblick erblaßte er, bebte ein paar Schritte zurück und blickte mich überrascht an; seine Sinne schienen sich zu verwirren und trotz seiner Frechheit verlor er doch alle Fassung. — Als er mich so tief in der Normandie und zwar in diesem Augenblick und diesen Umständen wieder fand, mußte er wahrlich glauben, in einem bösen Traume befangen zu sein. — Aber ich bitte Sie, lesen Sie weiter, gnädigster Herr: Sie sollen alsbald sehen, daß die Reihe, gleichsam vom Donner gerührt zu sein, auch an diese teuflische Gräfin d'Orbigny kam, als ich mir erst das zu Nutz machte, was Sie mir über ihren Besuch beim Quacksalber Bradamanti Polidori im Haus der Rue du Temple gesagt hatten; — denn am Ende waren es doch eigentlich Sie, der gegen die Stiefmutter einschritt, oder ich war vielmehr nur das Werkzeug Ihrer Pläne und Gedanken. — Ich schwöre es Ihnen, daß Sie nie glücklicher, gerechter und gelegener die Rolle der Vorsehung gespielt haben, als bei dieser Gelegenheit."

Rudolph mußte lächeln und las dann weiter in dem Brief der Madame d'Harville:

„Als Polidori Sir Walter Murph's ansichtig war, schien er ganz versteinert, und meine Stiefmutter wußte sich von ihrer Ueberraschung gar nicht mehr zu erholen. Mein Vater, dessen Kräfte die längere Krankheit fast aufgezehrt hatte, war von diesem Auftritt so angegriffen, daß er sich wieder in seinen Krankenstuhl setzen mußte. Sir Walter verschloß und verriegelte die Thüre, durch welche er eingetreten war, steckte den Schlüssel derselben in die Tasche, stellte sich alsdann vor einer andern, die in ein Nebenzimmer führte, damit der Doctor Polidori auf keine Weise entwischen konnte, und sagte zu meinem armen Vater im Tone der innigsten Hochachtung:

„„Ich bitte Sie tausendmal um Vergebung, Herr Graf, daß ich mir in Ihrem Hause so viele Freiheit nehme; allein nur eine gebieterische Nothwendigkeit, die mir überdies einzig nur Ihr Vortheil vorschreibt, was

Sie bald selbst einsehen werden, nöthigt mich, so zu handeln. — Mein Name ist: Sir Walter Murph, wie es Ihnen dieser Elende da bestätigen kann, der bei meinem Anblick an allen Gliedern zittert; ich bin geheimer Rath Sr. Hoheit des regierenden Großherzogs von Gerolstein. — „Das ist wahr," rief Doctor Polidori stotternd, denn Feigheit und Schreck hatten ihm fast die Besinnung geraubt.''''

„„Aber, was wollen Sie denn hier? Warum kommen Sie hieher, was beabsichtigen Sie?"" rief mein Vater halb ängstlich.

„Nun schlug ich mich in's Mittel und erwiderte an Murph's Stelle meinem Vater: „Sir Walter Murph hatte die Güte, mir seinen Beistand zuzusichern, um diese Elenden zu entlarven, deren Opfer Sie beinahe geworden sind. Ich reichte hierauf Sir Walter das Crystallfläschchen hin und setzte hinzu: ein guter Genius gab mir den Gedanken ein, mich dieses Fläschchens in dem Augenblicke zu bemächtigen, wo Doctor Polidori einige Tropfen von der darin enthaltenen Flüssigkeit unter seinen Trank mischen wollte, der für meinen Vater bestimmt war . . . .

„Sir Walter Murph reichte das Fläschchen meinem Vater mit den Worten: „„ein praktischer Arzt oder Chemiker aus der Nachbarschaft oder Stadt soll in Ihrer Gegenwart den Inhalt dieses Fläschchens analysiren, das ich jetzt in Ihre Hände niederlege; wenn die Untersuchung ergibt, daß diese Flüssigkeit ein langsames sicher wirkendes Gift enthält, werden Sie nicht länger Zweifel hegen können über die Gefahr, der Sie ausgesetzt waren, und welche nur die zärtliche Sorgfalt und die treue Liebe Ihrer Frau Tochter glücklicherweise verhindern konnte.""

„Mein armer Vater blickte mit verwirrten Sinnen wechselsweise seine Gemahlin, mich und Sir Walter Murph an und auf seinen Zügen sprach sich eine unbegreifliche Angst und Bangigkeit aus; ich las auf seinem betrübten Antlitz den heftigen Kampf, der jetzt in seinem

Herzen wühlte. Gewiß kämpfte er aus allen Kräften gegen den stets wachsenden, entsetzlichen Argwohn an, weil er fürchtete, in Folge der Beweise die Verworfenheit und Niederträchtigkeit meiner Stiefmutter anerkennen zu müssen. Das Gesicht in die Hände verhüllt — rief er endlich:

„„Mein Gott! mein Gott! das ist schauderhaft! das ist unmöglich, bin ich denn in einem wüsten Traume befangen?"“

„„Nein, nein! es ist kein Traum,"“ rief meine Stiefmutter frech, „„es ist leider die gräßlichste Wirklichkeit, daß man durch eine im Voraus abgekartete entsetzliche Verläumdung eine unglückliche Frau in's Verderben stürzen will, deren einziges Vergehen nur darin besteht, daß sie Ihnen ihr ganzes Lebensglück zum Opfer gebracht hat. — Kommen Sie, mein Herr Gemahl,"“ setzte sie an meinen Vater sich wendend hinzu, „„kommen Sie, wir wollen auch nicht eine Sekunde länger hier bleiben, sonst möchte Ihre Tochter am Ende gar noch die Unverschämtheit haben, Sie hier gegen Ihren Willen zurückzuhalten . . . ."“

„„Ja, ja, lassen Sie uns gehen,"“ erwiderte mein Vater ganz außer sich, „„das Alles ist nicht wahr und kann nicht wahr sein, und ich will kein Wort weiter hören, denn meine Vernunft würde nicht länger Stand halten; entsetzlicher Argwohn und Mißtrauen würden sich in meinem Herzen einschleichen und die kurze Spanne Zeit vergiften, die ich noch zu leben habe, und nichts würde mich über eine so entsetzliche Entdeckung trösten können...."“

„Mein Vater schien so tief ergriffen und so sehr in Verzweiflung, daß ich gerne um jeden Preis den für ihn so peinlichen Auftritt hätte zu Ende bringen mögen. Sir Walter Murph mochte wohl meinen Gedanken errathen haben, allein er wollte die Gerechtigkeit durchaus und vollständig walten lassen und erwiderte deßhalb meinem Vater:

„„Nur noch ein paar Worte, Herr Graf, es mag

Ihnen wohl schweren, tiefen Kummer bereiten, wenn Sie zu der Entdeckung gelangen, daß eine Frau, die Sie durch die Gefühle der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit an sich gefesselt glaubten, stets ein heuchlerisches Ungeheuer gegen Sie gewesen ist; allein sie werden den sichersten und genügendsten Trost in der Liebe Ihrer Tochter finden, die Ihnen nie ungetreu geworden ist.""

""„Das übersteigt alle Grenzen,""" rief meine Stiefmutter wüthend, „„„sagen Sie mir, mein Herr, auf welche Ansprüche und Beweise Sie so entsetzliche Anklagen oder vielmehr Verläumdungen zu gründen wagen? Wie mögen Sie behaupten, daß dieses Fläschchen Gift enthält?

„„Ich läugne es und werde es läugnen, wenn Sie sogar auch das Gegentheil davon zu beweisen vermöchten, denn wie leicht wäre es möglich, daß Doctor Polidori aus Mißverständniß dieses Medikament mit einem andern verwechselt haben könnte; wäre dieß nun ein hinreichender Grund zu der gewagten Beschuldigung, daß wir Beide uns strafbare Pläne gegen das Leben dieses würdigen Mannes . . . — Nein, nein, ich kann es nicht aussprechen — ein so entsetzlicher Gedanke ist ja schon ein Verbrechen! Noch einmal, mein Herr! ich fordere Sie auf, mir zu sagen, auf welche Beweise Sie und Madame diese abscheuliche Verläumdung zu gründen wagen?"" fragte ihn meine Stiefmutter mit unerhörter Frechheit.

„„Ja, nennen Sie mir die Beweise,"" rief mein Vater, „„„ich will, daß diese Folter nun für mich ein Ende habe.""

„„„Ich bin nicht ohne Beweise hieher gekommen, Herr Graf,""" versetzte Sir Walter, „„„die Antworten dieses elenden Bösewichts sollen Ihnen sogleich selbst die Beweise liefern! —""

„Hierauf wandte sich Sir Walter in deutscher Sprache an den Doktor Polidori, der inzwischen wieder einige Festigkeit erlangt zu haben schien, die er aber augenblicklich wieder verlor."

„Was sagtest Du denn zu ihm?“ fragte Rudolph den Squire, indem er sich im Lesen des Briefes unterbrach.

„Ich richtete nur ein paar bedeutsame Worte an ihn, gnädigster Herr, etwa folgenden Inhalts: Du hast Dich durch die Flucht der Strafe entzogen, welche die Gerichte des Großherzogs von Gerolstein über Dich verhängt hatten; Du wohnst nun unter dem angenommenen Namen Bradamanti in der Rue du Temple und wir wissen, welch’ niederträchtiges Gewerbe Du nun treibst. Du hast nicht allein die erste Gemahlin des Grafen vergiftet, sondern es sind noch nicht einmal drei Tage her, daß die Gräfin d’Orbigny Dich in Deiner eigenen Wohnung aufsuchte, um Dich in der Absicht mit sich hieher zu nehmen, durch Vergiftung dem Leben ihres Gemahl ein Ziel zu stecken. Seine königliche Hoheit ist gegenwärtig in Paris und besitzt Beweise für Alles, was ich hier behaupte. Wenn Du die Wahrheit bekennst, um jenes elende niederträchtige Weib zu überführen, kannst Du, wenn auch nicht auf Verzeihung, doch auf eine Verminderung Deiner verdienten Strafe rechnen, ich werde Dich in diesem Falle nach Paris nehmen und Dich an einem sichern Orte verwahren lassen, bis Seine Hoheit über Dich verfügt haben wird. Wenn nicht, so drohen Dir zwei andere für Dich weit gefährlichere Schritte von meiner Seite, entweder wird Seine Hoheit Deine Auslieferung nachsuchen und erhalten, oder ich lasse auf der Stelle die Behörden aus der benachbarten Stadt herbeiholen und Dich auf der Stelle verhaften; übergebe ich ihnen alsdann dieses Fläschchen, das nur Gift enthalten kann und lasse in Deiner Wohnung in der Rue du Temple Haussuchung anstellen, so wirst Du wohl begreifen, wie sehr ich Dich compromittiren und die französischen Gerichte in den Stand setzen kann, Dir das Leben oder wenigstens auf Lebenszeit die Freiheit abzusprechen — wähle also! . . . Da ich ihm nun auf diese Weise nach einander Anklagen, Drohungen und Entdeckungen in den Bart warf, die ihm sein Gewissen als wohlbegründet vorhielt, schien der Niederträchtige, der uns nicht so wohl unterrich-

tet vermuthete, wie vom Donner gerührt. In der feigen Hoffnung, die Strafe zu mildern, die seiner wartete, wollte er ohne Zaudern seine Mitschuldige aufopfern und gab mir zur Antwort: „Befragen Sie mich und ich werde in Allem, was diese Frau anbelangt, die Wahrheit sagen....“

„Recht so, mein würdiger Murph, Du hast meine Erwartungen noch übertroffen,“ rief Rudolph.

„Während meiner Unterredung mit Polidori,“ fuhr Murph fort, „stimmten sich die Züge der Gräfin d'Orbigny sichtlich herab, obwohl sie sicherlich der deutschen Sprache nicht mächtig war. Aus der stets zunehmenden Entmuthigung und der flehenden Stellung ihres Spießgesellen sah sie deutlich, welchen Einfluß ich auf ihn ausübe. In entsetzlicher Angst suchte sie Polidori's Blick zu begegnen, um ihm Muth einzuflößen oder ihn um Verschwiegenheit anzuflehen, allein er vermied geflissentlich, ihrem Blicke zu begegnen.“

„Und wie betrug sich der Graf unterdessen?“ fragte Rudolph.

„Er befand sich in unbeschreiblicher Aufregung,“ sagte Murph, „mit seinen magern Fingern umkrallte er krampfhaft die Armlehnen seines Stuhls, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne — er wagte kaum zu athmen, seine Augen hafteten starr und glühend an den meinigen und seine Angst glich der seiner Gemahlin. Der weitere Inhalt des Briefes der Marquise d'Harville wird Sie vollends über den Ausgang dieses peinlichen Auftritts belehren, gnädigster Herr!“

VIII.

Strafe.

Rudolph nahm den Brief der Marquise wieder und las weiter:

„Nachdem Sir Walter Murph den Doktor Polidori einige Minuten lang in deutscher Sprache angeredet hatte, herrschte Sir Walter dem Letztern zu: „„Gut, nun antworten Sie mir: war es nicht diese Frau (er deutete dabei auf meine Stiefmutter), die, als die erste Gemahlin des Herrn Grafen erkrankt war, Sie als Arzt bei der Kranken einführte?““

„„Ja, sie war es,““ versetzte Polidori.

„„Mußten Sie nicht sich bei den abscheulichen Anschlägen dieser Frau betheiligen?... Waren Sie nicht verworfen genug, durch heimtückischen Rath und tödtliche, verderbliche Arzneien die Anfangs nur leichte Krankheit der Frau Gräfin d'Orbigny in eine tödtliche zu verwandeln?““

„„Allerdings,““ erwiderte Polidori.

„Mein Vater stieß ein schmerzliches Aechzen aus, hob weinend beide Hände gen Himmel empor und ließ sie dann in tiefster Entmuthigung und Zerknirschung wieder herabsinken.“

„„Das ist eine niederträchtige Lüge!““ rief meine Stiefmutter, „„Alles ist falsch und im Voraus abgekartet, um mich zu verderben.““

„„Schweige, Weib!““ rief ihr Sir Walter Murph mit eindringlicher Stimme zu, wandte sich aber gleich wieder an Polidori mit der Frage:

„„Können Sie es leugnen, daß diese Frau hier vor drei Tagen Sie in Ihrer Wohnung zu Paris, Rue du Temple Nro. 17, aufsuchte, wo Sie, unter dem angenommenen Namen eines Zahnarztes Bradamanti, verborgen leben?““

„„Ich muß es bestätigen,““ sagte Polidori.

„„Hat Ihnen dieses Weib alsdann nicht den Vorschlag gemacht, ihr hieher zu folgen und den Grafen d'Orbigny zu meuchelmorden, wie Sie einst seine Gemahlin gemordet haben?““

„„Ich kann es leider nicht leugnen,““ versetzte Polidori.

„Bei dieser entsetzlichen Entdeckung sprang mein

Vater mit drohender Miene empor und wies mit entsetzlicher Geberde meiner Stiefmutter die Thüre; mir aber streckte er die Hand entgegen und rief mit bebender Stimme:

„„Vergib, vergib mir, im Namen Deiner unglücklichen Mutter! . . . ich habe sie schwer gekränkt, allein ich schwöre es Dir, daß ich keinen Antheil an dem Verbrechen habe, das sie in's Grab stürzte.““

„Und ehe ich ihn verhindern konnte, fiel mein Vater mir zu Füßen; als ich und Sir Walter uns überrascht umblickten, war er bereits ohnmächtig geworden.

„Ich zog die Klingel, um die Dienerschaft herbeizurufen; Sir Walter aber nahm den **Dr.** Polidori am Arme und führte ihn aus dem Zimmer, indem er zu meiner Stiefmutter sagte: „„Ich rathe Ihnen, Madame, dieses Haus zu verlassen, bevor eine Stunde vergeht, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie den Gerichten überliefere.““

„Die Nichtswürdige verließ das Gemach in einem Zustand von Zorn und Entsetzen, den ich Ihnen wohl nicht erst zu schildern brauche, gnädigster Herr.

„Als mein Vater wieder zur Besinnung gekommen war, erschien ihm der ganze Vorgang nur ein entsetzlicher Traum. Ich sah mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ihm meinen frühern Argwohn über den unvermuthet raschen und frühzeitigen Tod meiner Mutter mitzutheilen — ein Verdacht, den Sie, gnädigster Herr, zur Gewißheit gesteigert hatten, nachdem Sie mir die früheren Verbrechen des Doctor Polidori mitgetheilt.

„Auch mußte ich meinem Vater erzählen, auf welche Weise meine Stiefmutter mich mit ihrem Haß sogar noch bis zu meiner Verheirathung verfolgt und welche heimtückische Absicht sie gehegt hatte, als sie meine Verheirathung mit dem Marquis d'Harville zu Stande brachte. So schwach und verblendet sich seither mein

Vater hinsichtlich dieses Weibes gezeigt hatte, so unerbittlich und unversöhnlich wollte er jetzt gegen sie zu Werke gehen. Verzweiflungsvoll erhob er gegen sich selbst die Anklage, sich beinahe zum Mitschuldigen dieses Ungethüms gemacht zu haben, indem er ihr nach dem Tode meiner Mutter die Hand reichte; er wollte Madame d'Orbigny den Gerichten überliefern, und wir vermochten ihn nur durch die Vorstellung des gehässigen Aufsehens davon abzuhalten, welches ein solcher Prozeß insbesondere auch für ihn mit sich führen mußte; ich that ihm den Vorschlag, meine Stiefmutter für immer aus seinem Angesicht und seinem Hause zu verbannen, und ihr nur so viel Rente auszusetzen als zu ihrem Unterhalt unumgänglich nothwendig seie, da sie doch einmal seinen Namen führe. Es kostete indessen viele Mühe, meinen Vater für gemäßigtere Schritte zu gewinnen, und er wollte mir am Ende den Auftrag geben, sie selbst aus dem Hause zu weisen. Ein solcher Auftrag mußte für mich doppelt peinlich sein, und in der Hoffnung, daß Sir Walter mich vielleicht sehr gerne entheben würde, gab ich ihm den Vorschlag, auf welchen er auch gerne einging. . . . ."

„Bei Gott! ich willigte mit Freuden ein," sagte Murph zu Rudolph; „nichts ist mir mehr willkommen, als bösen Leuten auf diese Weise gleichsam die letzte Oelung zu geben."

„Wie betrug sich denn das verworfene Weib?" fragte Rudolph.

„Madame d'Harville hatte in der That ihre Güte so weit getrieben, von ihrem Vater eine jährliche Pension von hundert Louisd'ors für das niederträchtige Weib zu verlangen. Ich sah indeß in diesem Vorschlag kein Werk der Güte, sondern ein Zeichen der Schwäche, weil ich der Ansicht war, daß es schon unklug sei, eine so gefährliche Creatur den Gerichten zu entziehen. Ich suchte also den Grafen auf und theilte ihm meine Bemerkungen

mit, auf die er alsbald einging; wir kamen überein, daß man ein- für allemal dem verworfenen Weibe nur ein Geschenk von fünfundzwanzig Louisd'ors reiche, damit sie wenigstens des Mangels überhoben sei, bis sie Arbeit oder eine Anstellung gefunden habe. — Als ich ihr dieß mittheilte, hatte die Creatur noch die Frechheit, mich zu fragen: „welcher Anstellung oder welcher Arbeit könnte ich mich als Gräfin d'Orbigny unterziehen? —"

„Meiner Treu, das ist Ihre Sache," gab ich ihr zur Antwort; „zu einer Krankenwärterin, Haushälterin, Erzieherin möchten Sie sich wohl am besten eignen; folgen Sie aber meinem Rathe, suchen Sie das niedrigste, verborgenste, bescheidenste Gewerbe auf. Würden Sie je die Frechheit haben, sich einen Namen beizulegen, welchen Sie nur einem Verbrechen verdanken, so würde man sich baß verwundern, eine Gräfin d'Orbigny in diese Lage versetzt zu sehen, man würde sich genauer nach Ihnen erkundigen und Sie können wohl selbst die Folgen berechnen, die es für Sie geben würde, wenn Sie wahnsinnig genug wären, uns zur Bekanntmachung des Vorgefallenen zu nöthigen. Verstecken Sie sich daher in möglichst größte Entfernung, begraben Sie sich in Vergessenheit, werden Sie wieder einfach nur Frau Hans oder Kunz und vor Allem bereuen Sie Ihre Verbrechen, wenn Sie können. . . . ." — „Sie glauben also, mein Herr, daß ich keine Ansprüche mehr auf die Vortheile erheben werde, welche mein Heirathskontrakt mir zusichert?" fragte sie mich, „da Sie ohne Zweifel sich auf diese Catastrophe mit einem Theaterstückchen bereits vorbereitet hatten." — „Ich bin weit entfernt, dieß zu glauben, Madame, versetzte ich, und gebe Ihnen vollkommen Recht; es wäre empörender Undank von Seiten des Grafen d'Orbigny, wenn er seine Versprechungen nicht halten und alles Das mißkennen wollte, was Sie für ihn gethan haben, und noch mehr Das, was Sie für ihn thun wollten. Klagen Sie unverweilt, wenden Sie sich an die Gerichte, denn ich zweifle keinen Augenblick, daß diese Ihnen gegen Ihren

Gatten Recht geben werden." — — Eine Viertelstunde nach unserer Unterhaltung befand sich die verworfene Creatur bereits auf dem Wege nach der benachbarten Stadt."

„Ich kann Dir nicht Unrecht geben, lieber Murph," sagte Rudolph, „es ist nicht gerathen, eine solche verächtliche Megäre ungestraft zu lassen; bedenkt man aber den Skandal, den ein solcher Prozeß für diesen ohnedieß schon geschwächten und tief erschütterten Greis hätte bringen müssen, so darf man nicht daran denken."

„Es war mir leicht, meinen Vater zu bewegen, noch an demselben Tage unser Gut zu verlassen, wo ihm allzutraurige Erinnerungen allenthalben begegneten," las Rudolph weiter. — „Obwohl seine Gesundheit sehr erschüttert war, gab uns doch der Arzt, welcher Polidori ersetzte und den ich aus der benachbarten Stadt hatte herbeirufen lassen, Hoffnung, daß die Zerstreuung auf einer mehrtägigen Reise, die Luftveränderung und vor Allem die körperliche Bewegung meinem guten Vater nur günstig sein dürften. Mein Vater verlangte ebenfalls von ihm, er solle den Inhalt jenes Fläschchens analysiren, ohne ihm Etwas von dem Vorgefallenen anzuvertrauen. Der Arzt aber erwiderte uns, daß er diesen Prozeß nur in seinem eigenen Hause vornehmen könne, und versprach uns, binnen wenigen Stunden das Resultat seiner Untersuchung wissen zu lassen. Dieses Resultat war denn auch kein Anderes, als daß einige Dosen dieser Flüssigkeit, die mit seltenem Geschick zusammengesetzt war, binnen einer bestimmten Zeit den Tod herbeiführen konnten, ohne auch nur die geringsten andern Spuren zu hinterlassen, als diejenigen, welche eine sehr gewöhnliche Krankheit zu begleiten pflegen, welche der Arzt nur nannte!

„Binnen wenigen Stunden, gnädiger Herr, reise ich mit meinem Vater und meiner Tochter nach Fontainebleau ab, wo wir einige Zeit verweilen wollen. Später werden wir, nach dem ausdrücklichen Wunsche

meines Vaters, nach Paris zurückkehren, doch nicht in unser früheres Hotel, denn es wäre ein Unmögliches, nach dem entsetzlichen Unglücksfalle, der sich dort zugetragen, fürder in jenen Räumen zu verweilen.

„Wie ich Ihnen bereits zu Anfang dieses Briefes gesagt habe, gnädigster Herr, wollte ich Ihnen nur durch Anführung von Thatsachen beweisen, wie unendlich viel noch ich Ihrer unerschöpflichen Fürsorge verdanke. — Nur durch Ihre Benachrichtigung, mit Ihrer Hülfe, mit Ihrem Rathe und der kräftigen Unterstützung Ihres vortrefflichen und muthigen Sir Walter Murph habe ich meinen Vater einer gewissen Gefahr zu entreißen und mir seine Liebe, seine Zärtlichkeit, seine Dankbarkeit wieder zu erwerben vermocht ....

„Leben Sie wohl, gnädigster Herr! es ist mir unmöglich, Ihnen jetzt noch mehr zu sagen, denn mein Herz ist so voll, mein Gemüth zu tief bewegt, als daß ich Ihnen Alles, was ich fühle, so auszudrücken vermöchte, wie ich es zu thun, wünschte.....

d'Orbigny-d'Harville."

„Nachschrift. Ich erbreche eiligst diesen Brief noch einmal, gnädigster Herr! um mein Vergessen wieder gut zu machen, das mir sehr ärgerlich sein würde; als ich in Folge Ihres edlen, trefflichen Rathes die Tiefe meines Herzens durch Werke der Wohlthätigkeit auszufüllen, nach dem Gefängniß von St. Lazare gegangen war, um dort die Sträflinge zu besuchen, traf ich daselbst ein unglückliches junges Mädchen, für das Sie sich früher einmal verwendet zu haben scheinen. — Seine engelhafte Sanftmuth und christliche Ergebung erregen sogar die Bewunderung der ehrbaren Frauen, welche das Betragen der Gefangenen überwachen. Wenn ich Ihnen nun den Aufenthalt der Jodlerin (das ist, wenn ich nicht irre, ihr Beiname) kund thue, so genügt das gewiß vollkommen, um Sie zu veranlassen, die Freilassung jener Gefangenen augenblicklich zu ver-

suchen; das unglückliche Wesen soll Ihnen erzählen, durch welches Zusammentreffen verhängnißvoller, verderblicher Umstände sie dem friedlichen Asyle, das Sie ihr verschafft hatten, entrissen, und in jenes Gefängniß gebracht worden ist, woselbst sie wenigstens der unbefleckten Reinheit und den unläugbaren Vorzügen ihres Charakters Anerkennung zu verschaffen gewußt hat. Vergönnen Sie mir auch, gnädigster Herr, daß ich Ihnen meine beiden künftigen Schützlinge wieder in's Gedächtniß rufe, jene unglückliche Mutter und Tochter nämlich, welche die Niederträchtigkeit des Notars Ferrand in so tiefes Elend gestürzt hat. Wo sind sie? Haben Sie noch gar keine Nachrichten über sie erhalten? ich bitte Sie, verehrter Freund, geben Sie sich Mühe, ihre Spur ausfindig zu machen, damit ich bei meiner Rückkehr nach Paris Ihnen die Schuld abtragen kann, welche ich gegen alle Unglückliche eingegangen habe . . ."

„Die Jodlerin hat also die Meierei von Bouqueval verlassen, gnädigster Herr!" rief Murph, den diese neue Entdeckung in nicht minderes Erstaunen versetzte, als Rudolph.

„So eben hat man mich noch versichert, daß die Jodlerin St. Lazare schon wieder verlassen hat," erwiderte Rudolph. — „Mein Kopf ist ganz verwirrt, das Schweigen der Madame Georges [1] macht mich eben so bestürzt als unruhig. Die arme gute Marien-Blüth ... welch' ein neues Unglück hat sie denn schon wieder betroffen? Laß schnell einen der Diener ein Pferd satteln und sich bereit halten, eiligst nach der Meierei hinauszureiten, und thu' Madame Georges schriftlich meinen Wunsch kund, sie unverzüglich

---

1 Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch, daß Madame Georges sich durch Sara's Abgesandten hatte täuschen lassen, als dieser sie versicherte, daß Marien-Blüth die Meierei mit Vorwissen und im Auftrage des Fürsten verlassen habe, und daß die gute Frau deßhalb noch immer ohne Sorgen war hinsichtlich Mariens Schicksal, deren Rückkehr sie von Tag zu Tag entgegensah.

hier in Paris zu sprechen, dem Baron von Graun magst Du ebenfalls auftragen, daß er mir einen Erlaubnißschein zum Besuch von St. Lazare verschaffe; aus dem, was die Marquise d'Harville mir schreibt, würde hervorgehen, daß Marien-Blüth als Sträfling sich dort befindet — doch nein," setzte Rudolph nachdenklich hinzu, — „sie kann nicht mehr als Gefangene dort sein, denn Lachtaube sah sie ja in Begleitung einer ältern Frau das Gefängniß verlassen, sollte das wohl Madame Georges sein, und wenn nicht, wer wäre es alsdann? Wohin mag diese Frau die Jodlerin wohl gebracht haben?"

„Nur Geduld, gnädigster Herr!" sagte Murph; — „noch bevor der Tag zur Rüste geht, sollen Sie wissen, was Wahres an der Sache ist. Morgen aber müssen Sie alsdann den niederträchtigen Polidori verhören, der Ihnen — doch nur Ihnen allein — Dinge von höchster Wichtigkeit mitzutheilen behauptet . . ."

„Ein Zusammentreffen mit ihm wird mir höchst widerwärtig und sogar . . . . gefährlich sein," sagte Rudolph schwermüthig, „ich habe jenen verworfenen Bösewicht nicht wieder gesehen seit dem verhängnißvollen Tage ..... wo ..... wo ich ....."

Rudolph konnte nicht ausreden, sondern verhüllte tiefergriffen sein Gesicht mit den Händen . . . .

* *
*

„Ei zum Donner!" rief Murph besorgt, „wer zwingt Sie denn, gnädigster Herr, persönlich mit dem elenden Schurken zu verkehren, oder in das Verlangen Polidori's zu willigen? Bedrohen Sie ihn mit den französischen Gerichten oder mit dem Verlangen unverweilter Auslieferung, und er wird sich wohl alsbald dazu verstehen, mir auch das mitzuheilen, was er nur Ihnen selbst anvertrauen wollte!"

„Du hast Recht, mein armer Freund," erwiderte Rudolph, „der Anblick dieses Nichtswürdigen würde jene ent-

setzlichen Erinnerungen noch drohender machen, an die sich ohnedies schon so viele unheilbare Schmerzen knüpfen, vom Tode meines Vaters bis an mein armes Töchterchen; — ich weiß nicht, wie es kommt, aber je älter ich werde, desto schmerzlicher empfinde ich den Verlust dieses Kindes. — Wie würde ich es angebetet haben! wie kostbar und werth würde es mir gewesen sein, da es die holde Frucht meiner ersten Liebe . . . . meines ersten reinen Glaubens oder vielmehr meiner jugendlichen Illusionen war! — Auf dieses unschuldige Wesen wollte ich alle Schätze von Liebe ausgegossen haben, deren seine entsetzliche Mutter sich so unwerth gemacht hat, und dann scheint es mir beinahe, als ob dieses Kind, so wie ich mir es geträumt hatte, durch seine schöne edle Seele, durch seine trefflichen Eigenschaften mir allen Gram versüßt und mich beruhigt, ja alle Gewissensbisse beschwichtigt haben würde, die sich leider an seine geheimnißvolle Geburt knüpfen."

„Halten Sie inne, gnädigster Herr," bat Murph, „ich sehe mit Entsetzen die immer wachsende Obmacht, welche eine eben so unfruchtbare, als grausame Reue über Ihren Geist gewinnt."

Nach einer kurzen Pause sagte Rudolph zu Murph:

„Nun kann ich Dir ein Geständniß machen, mein alter Freund: ich liebe auf's innigste eine Frau, die der edelsten und ergebensten Liebe werth ist. — Glaube mir, erst seitdem mein Herz sich auf's Neue all' den milden Regungen und Einflüssen der Liebe erschlossen hat, seit ich auf's Neue wieder zärtlichen Gefühlen zugänglich bin, fühle ich noch lebhafter den Verlust meiner Tochter! — Ich hätte so zu sagen fürchten können, daß eine herzinnige Neigung die Bitterkeit meiner Reue und meiner vergeblichen Sehnsucht nach dem Verlornen vermindern und mildern würde, allein dem ist nicht so, der Drang und die Kraft zu lieben haben sich bei mir vermehrt ... ich fühle mich besser, mildthätiger, und es ist mir peinlicher als je, daß ich keine Tochter zu lieben habe."

„Das begreift sich sehr leicht, gnädigster Herr," ver-

setzte Murph, „vergeben Sie mir den seltsamen Vergleich, allein es will mich bedünken, daß, wie manche Menschen im Zustande der Trunkenheit heiter und gutmüthig werden, so auch bei Ihnen im Zustande der Liebe Ihre Großmuth und Herzensgüte sich im schönsten Lichte zeigt . . ."

„Und doch," erwiderte Rudolph, „ist mein Haß gegen alles Böse und Gemeine jetzt ebenfalls energischer geworden, und meine Abneigung gegen Sara nimmt unverkennbar im selben Maßstabe zu, wie der Gram, den mir der Tod meiner Tochter verursacht. Der Gedanke überkommt mich, daß die schlechte Mutter das arme Kind vernachläßigt hat, als erst ihre ehrgeizigen Hoffnungen durch meine Heirath zu nichte gemacht worden waren, und ich bilde mir ein, die Gräfin habe vielleicht in ihrer unerbittlichen Selbstsucht unser armes Kind den Händen von Miethlingen überlassen, und meine Tochter sei sodann aus Mangel an Pflege gestorben. Daran nun trage ich ebenfalls Schuld, da ich bis zum jetzigen Augenblicke nie den ganzen Umfang der heiligen Pflichten gefühlt oder begriffen habe, den das Vatergefühl auferlegt. — Damals, als mir der wahre Charakter Sara's auf einmal in seiner ganz nackten Wahrheit enthüllt worden war, hätte ich ihr unverzüglich meine Tochter hinwegnehmen, und mit der änglichsten Liebe und Sorgfalt über sie wachen sollen. Ich hätte ahnen sollen, daß die Gräfin stets nur eine entmenschte, unnatürliche Mutter für das arme Kind sein mußte . . . . Darin eben besteht mein Fehler und mein Antheil an jener Schuld..."

„Der Schmerz verwirrt Sie, gnädiger Herr," sagte Murph. „Konnten Sie denn nach jener bewußten, so verhängnißvollen Begebenheit auch nur um einen Tag die lange Reise verschieben, die Sie sich selbst auferlegten als eine . . . ."

„Als eine Buße! sag' es mir offen, guter Murph, Du hast ja Recht," sagte Rudolph niedergeschlagen.

„Haben Sie seit meiner Abreise nichts Näheres von der Gräfin Sara gehört?" fragte Murph.

„Nicht doch," erwiderte Rudolph, „seit ihrer nieder=

trächtigen Angeberei, die zu wiederholten Malen beinahe Madame d'Harville in's Verderben gestürzt hätte, habe ich nichts mehr von ihr erfahren. — Ihre Anwesenheit hier ist mir eben so unangenehm als lästig, mir ist, als seie mein böser Geist in meiner Nähe und bedrohe mich mit irgend einem neuen Unglück."

„Nur Geduld, gnädigster Herr," tröstete Murph, „der Gräfin ist ja glücklicherweise der Besuch von Deutschland untersagt und dorthin werden wir ja wohl in Bälde zurückkehren."

„Allerdings werden wir bald hinreisen," erwiderte Rudolph, — „ich nehme wenigstens den Trost mit nach Hause, daß ich während meines kurzen Aufenthaltes in Paris ein heiliges Gelübde gelöst und einige Schritte weiter auf dem verdienstlichen Pfade gemacht haben werde, den der Wille einer höhern barmherzigen Vorsehung mir zur Sühne meiner Irrthümmer vorgezeichnet hat. — Sobald ich der guten Madame Georges und ihrer zärtlichen Liebe ihren Sohn unschuldig und frei wieder überantwortet, sobald ich jenen Jakob Ferrand seiner Verbrechen überwiesen und gerechter Strafe überliefert, sobald ich die Zukunft aller der fleißigen und rechtschaffenen unglücklichen Leute gesichert haben werde, die durch ihre Entsagung, ihren Muth, ihre Rechtschaffenheit meine Theilnahme verdient haben, wollen wir nach Deutschland zurückkehren und meine Reise wird dann mindestens keine vergebliche gewesen sein."

„Am meisten soll es mich freuen," sagte Murph, „wenn es Ihnen gelingt, gnädiger Herr, jenen nichtswürdigen Jakob Ferrand zur Strafe zu ziehen, der mir der Eckstein und die Wurzel so vieler Leiden, wie so vieler Verbrechen zu sein scheint."

„Obwohl der Zweck die Mittel rechtfertigt, und alle Bedenklichkeiten gegen jenen Bösewicht fast nutzlos sind," erwiderte Rudolph, „so bereue ich doch zuweilen, Cäcilien einen Antheil an diesem Werke gerechter Rache und Wiederherstellung übertragen zu haben."

„Sie muß nun jeden Tag hier eintreffen," meinte Murph.

„Cäcilie ist schon hier," sagte Rudolph, „ich wollte sie jedoch nicht sehen und ließ ihr durch Herrn von Graun höchst genaue und ausführliche Verhaltungsmaßregeln mittheilen, die sie pünktlich zu vollziehen versprochen hat."

„Wird sie aber auch ihr Versprechen halten?" fragte Murph.

„Sie ist wenigstens beinahe dazu gezwungen und zwar aus doppelten Gründen: einmal durch die Hoffnung, ihr Loos in Zukunft gemildert zu sehen, und zum andern durch die Furcht, unmittelbar in ihr Gefängniß nach Deutschland zurückgebracht zu werden, denn Herr von Graun wird sie nicht aus den Augen verlieren und bei dem ersten besten Entweichungsversuche ihre Auslieferung alsbald erhalten."

„Das ist Recht, gnädigster Herr," sagte Murph; „sie selbst glaubte ja nicht anders, als daß sie als Flüchtling, als eine aus dem Gefängniß Entsprungene hieher gekommen sei; wüßte man erst, welche Verbrechen ihr eine lebenslängliche Haft zugezogen haben, so würde man uns alsbald ihre Auslieferung gewähren."

„Selbst wenn ihr eigener Vortheil sie nicht verpflichtete, uns bei unsern Anschlägen behülflich zu sein;" sagte Rudolph, „würde schon die Aufgabe, die man ihr übertragen hat, und die sie nur mit Aufwand von Hinterlist, treulosen Ränken und teuflischer Verführungskunst erfüllen kann, Cäcilien mit Entzücken erfüllen. Sie soll auch, wie mir der Baron sagt, ganz erfreut sein über diese Gelegenheit, ihre entsetzlichen Fähigkeiten, mit denen sie so reich begabt ist, hiebei anwenden zu können."

„Ist sie noch immer hübsch, gnädiger Herr?" fragte Murph.

„Herr von Graun findet sie reizender als je," versetzte Rudolph; — „er war, wie er mir sagte, ganz verblendet von ihrer Schönheit, welcher die elsäßische Volkstracht, die sie gewählt hat, noch einen pikanten Reiz mehr

verlieh. Der Blick dieses Teufelsweibes soll noch immer eine wahrhaft magische Gewalt ausüben."

„Wahrhaftig, gnädiger Herr," sagte Murph, „ich war nie, was man im gemeinen Leben einen Tollkopf, einen Menschen ohne Gemüth und Sinn nennt, allein glauben Sie mir, wenn ich in meinem zwanzigsten Jahre mit Cäcilien zusammengetroffen wäre, und sogar die Gewißheit gehabt hätte, daß sie schon damals so gefährlich und so verworfen sei, wie jetzt, hätte ich mich nicht für meine Vernunft zu verbürgen vermocht, wenn ich lange unter dem Einflusse ihrer großen, schwarzen, glühenden Augen gestanden hätte, die so zauberisch aus diesem leidenschaftlichen Gesichte herausfunkeln. — Ja, beim Himmel! ich wage nicht daran zu denken, wohin mich eine so verhängnißvolle Liebe und Leidenschaft hätte führen können."

„Das befremdet mich nicht, mein guter Murph; denn ich kenne dieses Weib," versetzte Rudolph, „der Baron ist übrigens beinahe erschrocken über den wunderbaren Scharfsinn, mit welchem Cäcilie die zugleich herausfordernde platonische Rolle begriffen, oder vielmehr errathen hat, die sie bei dem Notar spielen soll."

„Wird es ihr aber auch so leicht werden, als Sie hoffen, gnädigster Herr, durch die Vermittlung der Madame Pipelet in jenem Hause unterzukommen? Leute von dem Schlage dieses Jakob Ferrand sind gewöhnlich sehr mißtrauisch . . ."

„Zweifle nicht daran, lieber Murph, ich hatte mit Recht auf Cäciliens Anblick gerechnet, um das Mißtrauen des Notars zu bekämpfen und total niederzuschlagen."

„Hat er sie denn schon gesehen?" fragte Murph.

„Allerdings, und zwar gestern," versetzte Rudolph; „nach dem, was mir Madame Pipelet erzählt hat, darf ich nicht zweifeln, daß die Creolin ihn schon vollkommen bezaubert hat, denn er hat sie augenblicklich in seine Dienste genommen."

„Wohlan denn, gnädiger Herr," meinte Murph, „dann ist unsere Parthie im Schach schon gewonnen."

„Ich hoffe es wenigstens," sagte Rudolph, „eine wilde Gier und viehische Wollust haben den Henker der armen Louise Morel zu dem gehässigsten Verbrechen verleitet. — In seiner Wollust, in jener wilden Gier soll er nun auch die entsetzliche Strafe für seine Verbrechen finden; — eine Strafe, die auch für seine Schlachtopfer nicht nutzlos sein soll . . . denn Du weißt ja, nach welchem Ziele alle Anstrengungen der Creolin streben."

„Ja wahrhaftig," rief der Squire, „nie hat eine größere Bosheit, eine gefährlichere Verworfenheit und schwärzere Seele zur Erreichung eines gerechten Zieles und zur Erfüllung eines Vorhabens von höherem sitttlichem Werthe beigetragen. — Was sagt denn David zu unserm Unternehmen?"

„Er billigt Alles," versetzte Rudolph; „von dem Gesichtspunkte der Verachtung und des Abscheues aus, auf welchem er sich dieser Creatur gegenüber gestellt hat, sieht er in ihr nur ein Werkzeug gerechter Rache. Wenn jenes verruchte Weib, sagte er zu mir, nach all dem Uebel, das es angerichtet hat, jemals einiges Erbarmen verdienen würde, könnte es nur dadurch geschehen, daß sie der unerbittlichen Strafe dieses Bösewichts sich widmet, für den sie ein wahrer Dämon der Vernichtung sein muß . . . ."

Ein Diener pochte in diesem Augenblick leicht an die Thüre und unterbrach so das Gespräch. Murph ging hinaus und brachte bald wieder zwei Briefe herein, von denen nur einer an Rudolph addressirt war.

„Hier sind ein paar Zeilen von Madame Georges," rief dieser, als er den Brief schnell überlesen hatte.

„Nun, gnädiger Herr, was ist's mit der Jodlerin?" fragte Murph.

„Es bleibt kein Zweifel mehr," erwiderte Rudolph, nachdem er das Schreiben vollends zu Ende gelesen; hier ist schon wieder irgend ein verhängnißvolles Complott im Werke. Noch am Abend desselben Tages, wo jenes arme Mädchen spurlos von der Meierei verschwunden war und

in demselben Augenblick, wo Madame Georges mich von diesem Unfall benachrichtigen wollte, soll ein ihr unbekannter Mann zu Pferd auf dem Gut angekommen sein, um sie von mir aus über den Vorfall zu beruhigen; er sagte ihr nämlich, daß ich um das plötzliche Verschwinden Marien-Blüth's wisse und sie in einigen Tagen wieder nach der Meierei zurück bringen werde. Trotz jener Nachricht ist nun Madame Georges über mein langes Stillschweigen hinsichtlich ihres Schützlings unruhig geworden und kann, wie sie sagt, dem Drange nicht widerstehen, etwas Näheres und Neueres über ihre geliebte Tochter zu erfahren, wie sie das arme Kind nennt."

„Das ist doch seltsam, gnädiger Herr," erwiderte Murph.

„Wer mag wohl Marien-Blüth entführt haben und in welcher Absicht mag es geschehen sein?" rief Rudolph gedankenvoll.

„Gnädiger Herr!" rief Murph plötzlich, „ich möchte beschwören, daß die Gräfin Sara bei dieser Entführung die Hand im Spiele hat . . . ."

„Sara?" rief Rudolph, „was berechtigt Dich zu diesem Glauben?"

„Halten Sie jene Begebenheit mit den Angebereien gegen Madame d'Harville zusammen."

„Du magst Recht haben," rief Rudolph, dem nun plötzlich ein Gedanke durch den Kopf fuhr, — „es ist augenscheinlich . . . . ich durchschaue nun ihren ganzen Plan. — Die Gräfin hält hartnäckig an dem Glauben, daß sie nur dann wieder ein Bedürfniß, mich ihr zu nähern, in mir hervorrufen würde, wenn es ihr gelänge, alle Bande der Liebe zu zerreißen, die sie um mich geschlungen glaubt. Das freilich begreift sie nicht, daß eine solche Vermuthung ebenso unsinnig als niederträchtig ist. — Indeß muß diese unwürdige Verfolgung endlich ein Ziel haben. Das Weib greift nicht allein mich selbst, sondern auch alles Andere an, was Achtung, Theilnahme, Mitleiden und Liebe verdient. — Du magst augenblicklich Herrn von Graun in

meinem Auftrage zur Gräfin senden; er soll ihr erklären, daß ich nun Gewißheit über den Antheil habe, den sie an Marien-Blüth's Entführung genommen und soll ihr für den Fall, daß sie mir nicht die nöthigen Nachrichten an die Hand gäbe, um das unglückliche Kind wieder aufzufinden, geradezu drohen, daß ich ohne Schonung gegen sie verfahren und mich durch Herrn von Graun unmittelbar an die Gerichte wenden werde."

„Nach dem Brief der Madame d'Harville soll ja die Jodlerin in St. Lazare gefangen sein," meinte Murph.

„Allerdings," versetzte Rudolph, „aber die Lachtaube versichert mich, sie habe dieser Tage das Mädchen frei aus dem Gefängniß gehen sehen; — hier liegt ein Geheimniß zu Grunde, über das ich mir Aufklärung und Gewißheit verschaffen muß."

„Ich werde unverzüglich Ihre Befehle dem Baron von Graun überbringen," sagte der Squire, „doch möchte ich Sie vorerst um die Erlaubniß bitten, noch diesen Brief erbrechen zu dürfen, er kommt von unserm Correspondenten in Marseille, dem ich den Schlächter empfohlen hatte, damit er dem armen Teufel bei seiner Ueberfahrt nach Algier zur Hand gehe."

„Nun, ist der Schlächter endlich abgereist?"

„Ein höchst sonderbarer Zwischenfall!" rief Murph betroffen.

„Was giebt es denn?"

„Unser Correspondent meldet mir hier," erwiderte Murph, „daß der Schlächter, nachdem er längere Zeit in Marseille auf die Abfahrt eines, nach Algier bestimmten Fahrzeugs gewartet und inzwischen von Tag zu Tag schwermüthiger und betrübter geworden sei, endlich gerade an demselben Tage, wo er sich hätte einschiffen sollen, auf das Bestimmteste erklärt habe, er wolle lieber wieder nach Paris zurückkehren."

„Was mag ihn wohl zu dem seltsamen Einfalle bewogen haben?" rief Rudolph.

„Obwohl nun unser Geschäftsfreund unserer Ueberein-

kunft zur Folge dem Schlächter eine ziemlich bedeutende Summe zur Verfügung gestellt hatte,“ fuhr Murph fort, „hat dieser von derselben doch nicht mehr genommen, als ihm für die Rückreise nach Paris unumgänglich nothwendig war und der Zeit nach können wir nun jeden Augenblick der Ankunft des Schlächters entgegen sehen.“

„Dann soll er uns schon selbst einen nähern Aufschluß über diese plötzliche Aenderung seines Vorsatzes geben,“ sagte Rudolph, „Dich aber bitte ich jetzt, augenblicklich Herrn von Graun zu Gräfin Sara Mac-Gregor zu senden, Dich selbst aber nach St. Lazare zu begeben, um über Marien-Blüth nähere Erkundigungen einzuziehen....“

* * *

Es mochte etwa eine Stunde vergangen sein, als Herr von Graun von der Gräfin Mac-Gregor zurückkehrte.

Trotz der Kaltblütigkeit, die der Diplomat gewöhnlich und zumal in Amtsgeschäften zu Tage legte, schien er doch diesmal aufs Höchste betroffen; kaum hatte der Diener ihn herein geführt, als Rudolph seine ungewöhnliche Bläffe und Aufregung gewahr ward.

„Nun, Herr von Graun, was ist Ihnen?“ fragte Rudolph, „haben Sie die Gräfin gesehen und gesprochen?“

„Ja, gnädigster Herr, aber Eure Hoheit mögen sich darauf gefaßt machen, eine recht peinliche Nachricht zu erfahren.“

„Was gibt es denn?“ rief Rudolph ungeduldig.

„Die Frau Gräfin Mac-Gregor,“ stotterte Herr von Graun, „Eure Hoheit wollen mir verzeihen, daß ich Ihnen so plötzlich und unumwunden eine so verhängnißvolle und unvorhergesehene Begebenheit mittheilen . . . .“

„Ist die Gräfin denn gestorben?“ rief Rudolph ungeduldig.

„Noch nicht, gnädigster Herr,“ erwiderte Herr von Graun, „allein man hat wenig Hoffnung für ihr Leben, — sie ist erdolcht worden!“

„Das ist schauderhaft!“ rief Rudolph, der trotz seines

Abscheues für Sara sich von Mitleiden ergriffen fühlte! — „und wer hat denn dieses Verbrechen begangen?"

„Noch weiß man es nicht, gnädigster Herr," versetzte der Baron, „der Mordanschlag war auch von einem Raubversuch begleitet, man ist in die Gemächer der Frau Gräfin eingedrungen und hat daselbst eine bedeutende Anzahl kostbaren Schmucks und Geschmeides entwendet. . . . ."

„Und wie geht es ihr denn jetzt?" fragte Rudolph weiter.

„Ihr Zustand gibt, wie gesagt, wenig Hoffnung mehr, gnädiger Herr, sie ist noch nicht wieder zum Bewußtsein gekommen und ihre Leiden flößen die lebhaftesten Befürchtungen ein, ihr Bruder ist tief betrübt."

„So müssen Sie sich jeden Tag nach der Gesundheit der Gräfin erkundigen lassen, mein lieber Herr von Graun," befahl Rudolph.

In diesem Augenblick kam auch Murph von St. Lazare zurück.

„Bereite Dich auf eine traurige Nachricht vor," rief ihm Rudolph entgegen, „ein Mordversuch auf die Gräfin Sara hat ihr Leben in die größte Gefahr gestürzt."

„Warum nicht gar, gnädigster Herr!" rief Murph; „wenn auch große Schuld auf ihr haftet, kann man sich doch des lebhaftesten Mitleids mit ihr nicht erwehren."

„Freilich, ein solches Ende muß schauderhaft sein," sagte Rudolph, „doch was ist's mit der Jodlerin?"

„Sie ist seit gestern frei gelassen worden, gnädiger Herr, und zwar, wie man vermuthet, auf die Verwendung der Madame d'Harville. . . . ."

„Das ist ja unmöglich!" rief Rudolph, „Madame d'Harville bittet mich ja im Gegentheile die nöthigen Schritte zu thun, um das unglückliche Mädchen aus ihrer Haft zu befreien. . . . ."

„Das ist wohl möglich, gnädigster Herr," versetzte Murph, „allein dennoch ist eine ältere Frau von ehrenwerthem Aussehen nach St. Lazare gekommen und hat sich dort mit der nöthigen Urkunde ausgewiesen, kraft wel-

cher Marien-Blüth in Freiheit gesetzt wurde, Beide haben alsdann zusammen das Gefängniß verlassen."

„Das hat mir schon Lachtaube erzählt," sagte Rudolph, „wer mag aber wohl diese ältere Frau sein, die Marien-Blüth im Gefängniß abgeholt hat? Wohin sind jene Beiden gegangen? Wer enthüllt mir dieses neue Räthsel? — Die Gräfin könnte mir vielleicht allein die nöthige Aufklärung geben, allein gerade sie befindet sich jetzt außer Stande auch nur die geringste Auskunft zu geben, und wie leicht ist es möglich, daß sie dieses Geheimniß mit in's Grab nimmt!"

„Aber ihr Bruder, Thomas Seydon, könnte uns gewiß einiges Licht verschaffen," meinte der Squire, „er war ja von jeher der Rathgeber der Gräfin."

„Seine Schwester liegt auf den Tod darnieder," versetzte Rudolph, „wenn die Beiden wirklich irgend eine neue Unthat mit der Jodlerin vorhatten, so wird er uns gewiß nicht Rede stehen. Allein," fuhr er nachdenklich fort, „wir brauchen ja nur den Namen der Person zu erfahren, die sich für Marien-Blüth verwendet hat, um ihre Entlassung aus dem Gefängnisse von St. Lazare zu bewerkstelligen, auf diese Weise wird man am besten etwas Näheres erfahren."

„Sie haben Recht, gnädiger Herr," sagte Herr von Graun.

„Geben Sie sich also vor Allem Mühe, diese Person so schnell wie möglich zu erkundschaften und zu sprechen, mein lieber Herr von Graun; — sollte es Ihnen auf diese Weise nicht gelingen, so geben Sie Ihrem Badinaut die bestimmtesten Aufträge und lassen Sie nichts unversucht, diesem armen Kinde auf die Spur zu kommen."

„Eure Hoheit darf auf meinen unbedingtesten Eifer rechnen," entgegnete der Baron.

„Meiner Treu! gnädigster Herr," sagte Murph, „es ist vielleicht gut, daß der Schlächter wieder auf dem Rückwege ist, bei diesen Nachforschungen könnte seine Mitwirkung uns vom wesentlichsten Interesse sein."

„Du magst Recht haben,“ sagte Rudolph, „ich sehe nun selbst mit ungeduldiger Spannung der Ankunft meines Retters entgegen, denn ich kann es nie vergessen, daß ich ihm mein Leben verdanke.“ —

IX.

Die Schreibstube.

Es waren schon mehrere Tage vergangen, seit Jakob Ferrand Cäcilie in seine Dienste genommen hatte.

Wir führen den Leser, dem dieser Ort bereits bekannt sein muß, wieder in die Schreibstube des Notars und zwar um die Zeit, wo seine Schreiber das Frühstück einzunehmen pflegen.

Als unerhörtes, allen Glauben übersteigendes Wunder prangte heute anstatt des mageren und nichts weniger als anziehenden Ragout, das die *selige* Madame Seraphin den jungen Leuten jeden Morgen vorzustellen pflegte, ein riesiger gebratener Truthahn in einer alten Actenschachtel auf einem der Tische der Schreibstube, auf der einen Seite von zwei feinen Brodlaiben, auf der andern von einem Holländerkäse und drei versiegelten Weinflaschen flankirt. Ein altes bleiernes Dintenfaß mit einer Mischung von Salz und Pfeffer gefüllt, diente anstatt einer Salzbüchse und vervollständigte so die Zurüstung zum Mahle.

Jeder der Schreiber erwartete mit dem Messer in der Hand und wässerndem Munde, mit gefräßiger Ungeduld den Beginn des Festmahles; einige von ihnen kauten bereits leer und verwünschten das lange Ausbleiben des ersten Schreibers, in dessen Abwesenheit man doch artiger Weise das Frühstück noch nicht beginnen konnte. Ein solcher Fortschritt oder vielmehr eine so radikale Umwälzung in der gewöhnlichen Kost der Schreiber des Notars Ferrand

deutete auf eine ungewöhnliche Störung in der Hausordnung.

Die Unterhaltung der Schreiber, die wir — ganz aus dem Leben gegriffen — hier folgen lassen wollen, wird dem Leser noch mehr Aufklärung über die Revolution in Jakob Ferrand's Hauswesen geben. —

„Dieß welsche Huhn da," hub einer der Schreiber an, „hat sich wohl auch nicht träumen lassen, als es das Licht der Welt erblickte, daß es je noch als Frühstück auf dem Tische einiger armen Schreiber eines Notars erscheinen werde."

„O," meinte ein Anderer, „unser Notar mag wohl, als er das Notarsleben antrat, ebenfalls nicht geahnt haben, daß er seinen Schreibern jemals ein welsches Huhn zum Frühstück reichen werde."

„Meinetwegen, die Hauptursache dabei ist jedenfalls, daß wir unser welsches Huhn haben!" rief der Lehrling der Schreibstube, der zugleich die Ausgänge zu besorgen hatte, mit gefräßiger Lüsternheit.

„Lieber Freund, Du vergissest, daß dieser Vogel eigentlich ein ausländischer ist," sagte Einer der älteren Schreiber zu ihm, „und als guter Patriot solltest Du einen geschworenen Haß gegen alles Fremdländische haben!"

„Das Einzige, worauf er vielleicht Anspruch hat," meinte ein Anderer, — „wären etwa die Füße des Huhns; als die Sinnbilder der Schnelligkeit, womit er seine Ausgänge besorgt!"

„Ich hätte gedacht, Sie würden mir mindestens den Sattel verabreichen?!" sagte der Auslaufer murrend.

„Den Sattel? das wäre zu viel, da Du ja doch nicht reiten kannst!" erwiderte der Schreiber, „eher würde ich dazu rathen, Dir den Springer zu geben, um Dir mehr Regsamkeit in die Beine zu bringen!"

Die Andern lachten, und Einer hub nun an: „Bevor wir nun diesem leckeren Vogel zusprechen, sollten wir eigentlich der seligen Frau Seraphin eine Todtenmesse lesen, und dem lieben Gott ein Dankopfer darbringen, daß er sie zu sich genommen und uns dadurch in den Stand gesetzt

hat, anstatt ihres täglichen Höllengebräu's und ihrer Katzen-Ragouts uns mit edleren Gottesgaben gütlich zu thun!"

„Ja, gewiß!" bestätigte ein Anderer, „denn wäre Madame Seraphin nicht auf den genialen Einfall gerathen, vor etlichen Tagen auf einer Landparthie zu ertrinken, so bekämen wir auch nicht schon seit einer Woche täglich vierzig Sous als Vergütung für unser elendes Frühstück!"

„Gott habe die Alte selig und sei ihrer schwarzen Seele gnädig!" sprach der dritte Schreiber mit frommer Salbung; „zu ihren Lebzeiten hätte der Herr uns nicht vierzig Sous per Kopf gegeben!"

„Das ist enorm! das ist fabelhaft!" rief ein Anderer.

„Wahrlich, es existirt nicht eine einzige Schreibstube in Paris, ja, in ganz Europa und der ganzen civilisirten Welt, wo man einem Schreiber sein Frühstück mit vierzig Sous täglich vergütet!"

„He da, nun wir eben von Madame Seraphin reden," sagte Einer, „möchte ich doch fragen, ob noch Keiner von Euch die neue Magd gesehen hat, die an ihre Stelle gekommen ist?"

„Die junge Elsäßerin, welche die alte Portiersfrau aus dem Hause, wo die arme Louise einst wohnte, hieher gebracht hat, wie uns der Portier sagte?" fragte ein Anderer.

„Ja, eben die!"

„Ich habe sie noch nicht zu Gesicht bekommen!" entgegnete Jener.

„Ich auch nicht! — Ich eben so wenig!" tönte es nun im Chorus wieder. — „Blitz auch, wie soll es unser Einem denn möglich werden, sie zu sehen, da uns der Herr gegenwärtig hartnäckiger als je hindert, den Pavillon im Hofe zu betreten? . . . . . ."

„Freilich!" rief ein Anderer, „da ja der Portier gegenwärtig die Schreibstube reinigt, kann man das Jüngferchen noch weniger zu Gesicht bekommen!"

„Nun denn, seht! ich kann Euch Alle auslachen, denn ich habe sie gesehen!" rief der Erste.

„Du?"

„Ei natürlich!"

„Wie sieht sie aus?"

„Ist sie groß oder klein? jung oder alt? blond oder brünett?" riefen die Anderen durcheinander. —

„Ich bin im Voraus überzeugt, daß sie nicht halb so hübsch und einnehmend von Gesicht ist, als die arme Louise Morel, das gute Kind!" sagte Einer.

„Nun, da Du sie ja gesehen hast, mußt Du es am besten beurtheilen können!" sagte ein Anderer zum Ersten, „wie sieht sie denn aus?"

„Gemach, gemach!" sagte der Glückliche abwehrend, „wenn ich behauptete, sie gesehen zu haben, so wollte ich damit nur sagen, daß ich — ihr Häubchen gesehen, ein recht närrisches Ding fürwahr!"

„Oho!" riefen die Andern, „wie sah es denn aus?"

„Kirschbraun, und zwar von Sammet, wenn ich mich nicht irre!" sagte der Redner, — „es war eine Art Kinderhäubchen, wie es die jungen elsäßischen Besenmädchen tragen!"

„Oho, Challamel!" sagte ein Anderer, „daher also weißt Du, daß sie eine Elsäßerin ist? — Wie ging es denn zu, daß Du sie zu Gesicht bekamst?"

„Ich ging vorgestern über den Hof," erzählte Challamel, „und da sah ich sie denn mit dem Rücken an einem der Fenster des Erdgeschosses lehnen. Die unteren Scheiben des Fensters waren so schmutzig, daß ich den Wuchs der Elsäßerin nicht zu beurtheilen vermochte; die mittleren Scheiben aber waren nicht so trüb, und so erfuhr ich denn wenigstens, daß sie ein kirschbraunes Häubchen auf dem Kopfe und prächtige kohlpechschwarze Haare hat, — auch sah mir's fast aus, als trüge sie ihr Haar à la Titus!"

„Mir will scheinen, der Notar habe durch seine Brillengläser nicht so viel sehen können, als Du!" sagte ein Anderer; — „das ist mir auch ein sauberer Patron! ich glaube, wenn der allein noch mit einem Weibsbilde auf Erden lebte, müßte das Menschengeschlecht bald aussterben!"

„Hm, wer weiß?!“ sagte Challamel, — „wer zuletzt lacht, lacht am besten! Man sucht hinter Manchem nicht, was hinter ihm steckt!“

„Geh’ zum Henker mit Deinen albernen Sprüchwörtern!“ sagte ein Anderer, — „was willst Du denn eigentlich damit sagen?“

„Sag’ mir, mit wem Du gehst, und ich sage Dir, wer Du bist!“ versetzte Challamel. — „Umsonst läuft so Einer nicht mit den Pfaffen herum!“

„Blitz, er kann Recht haben!“ rief ein Anderer, — „vielleicht geschieht’s aus reinem Aberglauben, daß er uns vierzig Sous anstatt des Frühstücks gibt!“

„Vielleicht auch aus Buße,“ meinte Challamel, — „ich möchte behaupten, daß es bei ihm nicht rein unter dem Brusttuche ist!“

„Und ich, daß er krank ist!“ sagte ein Dritter.

„Oder verrückt!“ rief ein Vierter, „mich däucht, der Patron sei schon seit ein paar Tagen nicht recht im Kopfe, — er sieht so verstört aus!“

„Auch bekommt man ihn fast gar nicht mehr zu Gesicht!“ sagte Challamel; — „sonst war er uns leider immer auf dem Nacken, und jeden Augenblick in unserer Schreibstube, — nun aber sind’s zwei volle Tage, daß er dieses Zimmer nicht wieder betreten hat!“

„Dafür ist aber unser Bureau-Chef mit Geschäften überhäuft!“

„Es scheint so,“ sagte ein Zweiter, „denn heute läßt er so lange auf sich warten, daß wir beinahe Hungers sterben müssen!“

„Es ist doch eine seltsame Umwandlung und Revolution in unserer Schreibstube vor sich gegangen,“ sagte Challamel, der älteste Schreiber, — „der arme Germain würde sich wahrlich nicht wenig wundern, wenn Einer von uns ihm sagte: denke Dir, der Notar gibt uns jetzt ja vierzig Sous anstatt des Frühstücks! — Das ist unmöglich, würde er ausrufen, und ich würde ihm dagegen sagen: nein, mein Junge! es ist so möglich, daß sogar ich selber

es war, dem der Patron diesen Entschluß kund that und zwar folgendermaßen. Es ging nämlich so: in den zwei oder drei ersten Tagen nach dem seligen Verscheiden der Mutter Seraphin bekamen wir gar kein Frühstück; das war uns nun auf eine Art ganz erwünscht, weil wir alsdann unsere Lieblingsspeisen uns selbst wählen konnten, und nicht das elende Höllengebräu der Alten verzehren mußten; auf der andern Seite aber kostete uns diese Vergeßlichkeit unser schönes Geld. Inzwischen geduldeten wir uns doch und sagten: der Notar hat gegenwärtig weder Magd noch Haushälterin — hat er sich erst wieder eine eingethan, so wird man uns schon wieder unser elendes Essen reichen. — Aber, gehorsamer Diener! wir täuschten uns gewaltig! die Magd kam, aber das Frühstück blieb aus oder war für immer in den Schoos der Vergessenheit versenkt; da mußte ich denn als Abgeordneter in Aller Namen zum Patron hingehen, und ihm die Beschwerden unseres Magens vortragen. Der Oberschreiber, unser Bureau-Chef, war eben bei ihm. — „Ich kann mich nicht mehr darauf einlassen, Euch das Frühstück zu reichen,“ sagte er in knurrendem Tone zu mir, als ich ihm unser Anliegen vorgetragen, und ich bin überzeugt, daß er in diesem Augenblick an etwas ganz Anderes dachte, — „meine neue Magd hat keine Zeit mehr, für Euer Frühstück zu sorgen.“ Aber Sie wissen ja, Herr Notar! wandte ich ein, daß das Frühstück bei unserem Gehalte mit einbedungen ist! — „Ich weiß es,“ sagte er trocken, „allein Ihr müßt in Zukunft Euer Frühstück außer dem Hause holen lassen, und ich will Euch lieber in Geld dafür entschädigen;..... wie viel braucht Ihr denn dazu? Reichen vierzig Sous für den Kopf?“ setzte er hinzu und schien seine Gedanken ganz anderswo zu haben, denn er wollte gewiß sagen: ob vierzig Sous oder höchstens hundert Sous für uns Alle reichen. O ja, Herr Notar! sagte ich rasch und ergriff das Glück beim Schopfe, — „vierzig Sous sind hinreichend. — „Gut denn,“ sprach er, „der Oberschreiber soll es Euch jeden Tag ausbezahlen und mir anrechnen!“ Mit diesen Wor-

ten schlug er mir die Thüre vor der Nase zu; ich aber lachte in's Fäustchen und bat den Oberschreiber, uns auch für die Tage nachzubezahlen, wo wir mit dem Frühstück leer ausgegangen waren . . . . . — Sagt mir, Männchen, was würde Germain, wenn ich ihm dieß erzählte, zu der ungewöhnlichen wunderbaren Freigebigkeit unseres Brodherrn sagen?"

„Er würde ihn für betrunken halten!" sagte Einer.

„Oder für geistesabwesend!" rief ein Anderer.

„Ich behaupte in allem Ernste, daß der Notar krank ist," sagte Challamel, — „seit zehn Tagen ist er ganz unkenntlich geworden, und seine Wangen so abgemagert, daß man eine Faust hineinlegen könnte!"

„Und wie zerstreut er ist!" sagte der zweite Schreiber; — „gestern nahm er z. B. gar seine Brille ab, als er eine Urkunde lesen wollte! — Ihr hättet Euch verwundert, hättet Ihr seine gerötheten, wie Kohlen glühenden Augen gesehen! — Als ich ihm die Urkunde hinbot — ich gebe Euch mein Wort, daß es buchstäblich wahr ist — nahm er sie in die Hand und that, als ob er sie lese, aber — glaubt Ihr's wohl? — seltsamerweise hielt er das Obere zu unterst! . . . . ."

„Der Patron?" fragte Challamel, — „das ist freilich eine sonderbare Erscheinung! — Was konnte er denn beginnen, wenn er den Kopf nach unten hielt? wollte er einen Purzelbaum machen? . . . . . Er mußte ja ersticken? — da haben sich freilich seine Gewohnheiten verteufelt verändert!"

„Bah, geh' mit Deinen langweiligen Späßen, Challamel!" rief der andere Schreiber unwillig; — „ich sagte Dir ja, daß er beim Lesen die Urkunde verkehrt in der Hand hielt!"

„Da hat er gewiß recht tüchtig gebrummt?" fragte Challamel.

„Ei behüte!" versetzte der Andere, — „er hat es gar nicht bemerkt. Wohl zehn Minuten lang blickte er starr und mit weit aufgerissenen Augen auf das Papier, gab es

mir alsdann wieder zurück, und brummte in seinem gewöhnlichen barschen Tone: Schon gut!"

„So hat er also die Urkunde gar nicht gelesen?"

„Man kann doch nicht verkehrt lesen?" erwiderte der Schreiber, „der Notar sah in diesem Augenblick so mürrisch und verdrossen und erbost drein, daß ich gar nichts zu sagen wagte und wieder hinausging, wie ich gekommen war!"

„Mir ist etwas Aehnliches begegnet!" hub ein anderer Schreiber an, — „vor vier Tagen etwa war ich drüben im Zimmer des Oberschreibers. Ein Client kam um den Andern, und wollte dringend Audienz haben, denn Jeden von ihnen hatte der Patron herbeschieden, und keiner ward vorgelassen. Das lange vergebliche Harren machte sie am Ende ungeduldig, und auf ihren Wunsch ging ich hinüber und klopfte an der Thüre von des Notars Kabinett an. Als mir Niemand Antwort gab, trat ich keck ein, und — was meint Ihr, daß ich sah? . . ."

„Nun, was denn?" riefen die Andern.

„Herr Ferrand," fuhr der Schreiber fort, „hatte seine beiden Arme gekreuzt auf den Schreibtisch gelegt und seine kahle, ziemlich ekelhafte Stirn auf beide Arme gestützt und rührte sich nicht . . . ."

„So schlief er wohl?"

„Das dachte ich auch und trat deßhalb näher," fuhr der Erzähler fort, — „Herr Notar, sagte ich, die Clienten sind draußen, die Sie herbeschieden haben! . . . . . — Er regte sich nicht. — Herr Notar! . . . . Wiederum keine Antwort; — da berührte ich ihn endlich an der Schulter, und er fuhr empor, als ob ihn der Teufel am Kragen habe; — bei dieser raschen Bewegung aber glitt ihm seine große grüne Brille über die Nase herab und ich sah . . . . . was meint Ihr wohl? . . . ."

„Sommersprossen!" sagte Challamel.

„Nein — Thränen in seinen Augen," versetzte der Erzähler sehr ernsthaft.

„Geh', Du spaßest!" sagte Challamel, — „das ist

rein unmöglich! wie sollte der Patron zum Weinen kommen? und worüber denn? — Wenn Das wahr ist, so können die Maikäfer Waldhorn blasen!"

„Und die Hühner Kourierstiefeln tragen!" setzte der Auslaufer hinzu.

„Bah, Du wirst mir doch nicht bestreiten wollen, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe," rief der Erzähler fast ärgerlich; — „er weinte wahrlich, und schien hinterher so wüthend, in diesem Zährenvergießen überrascht worden zu sein, daß er rasch seine Brille wieder aufsetzte und mir zuherrschte: Marsch . . . . hinaus! — Ich wollte nicht gehen und stotterte: Aber, Herr Notar! . . . . . Hinaus! fort! rief er. — Aber es sind ja Clienten draußen, die Sie herbeschieden haben, und . . . — Ich habe jetzt keine Zeit für sie! Sie sollen mir zum Teufel gehen, und Sie mit ihnen! rief er wüthend und sprang empor, um mich zur Stube hinaus zu werfen; ich aber wartete nicht so lange, gab Fersengeld und schickte die Clienten wieder heim, die nicht in der besten Laune von dannen gingen. Um aber wenigstens die Ehre der Schreibstube zu retten, bestellte ich ihnen den Auftrag des Patrons nicht, sondern gab vielmehr vor, der Patron leide am Keuchhusten!" —

Die Rückkehr des Oberschreibers, der im vollsten Geschäftseifer in die Schreibstube hereinstürzte, unterbrach diese Unterhaltung; seine Ankunft ward mit allgemeinem Beifallsrufe begrüßt, und Aller Augen wandten sich sympathetisch und mit lüsterner Gier nach dem köstlich duftenden gebratenen Truthahn.

„Ohne Spaß, Herr, und ohne Vorwurf! Sie ließen verteufelt lange auf sich warten!" sagte Challamel; „nehmen Sie sich ein andermal in Acht, sonst möchte unser Appetit sich nicht mehr ferner an die Gesetze der Subordination kehren!"

„Es war nicht meine Schuld, meine Herren!" erwiderte der Bureauchef, „und Sie dürfen mir glauben, daß es mir noch unangenehmer war als Ihnen! — Auf Ehre,

ich glaube es am Ende noch selber, daß der Notar verrückt geworden ist!" . . . . .

„Was habe ich Euch gesagt?" fragte Challamel triumphirend die Andern, — „aber kommt nur, darum können wir ja doch noch essen!"

„O ja!" riefen die Andern, „es läßt sich mit vollem Munde eben so gut sprechen!"

„Nein, noch weit besser!" rief der Ausläufer, während Challamel den Truthahn zerlegte und den Bureauchef fragte:

„Aus was für Gründen schließen Sie denn, daß der Notar verrückt geworden sei . . . . Wir hatten schon gute Lust es ebenfalls zu vermuthen und ihn für völlig kopflos zu halten, als er Jedem von uns vierzig Sous täglich als Entschädigung für das Frühstück gab."

„Ich muß gestehen," erwiderte der Oberschreiber, „daß dieß mich eben so sehr überrascht hat, als Sie, meine Herren; allein dieß war noch nichts, noch gar nichts im Vergleich mit Dem, was so eben sich zugetragen hat!"

„Warum nicht gar?" rief Challamel, — „ist der Herr so verrückt geworden, daß er uns fortan nöthigen will, jeden Mittag im Cadran-Bleu zu speisen, dann in's Theater zu gehen oder in's Kaffeehaus und den Abend in einer fidelen Punschgesellschaft zu beschließen?"

„Spaßen Sie so viel Sie wollen," entgegnete der Oberschreiber, „aber der Auftritt, dem ich anwohnte, war eher schrecklich als spaßhaft!"

„So erzählen Sie ihn uns gefälligst!" rief einer der andern Schreiber.

„O ja, erzählen Sie!" sagte Challamel, „bekümmern Sie sich nicht so sehr um's Frühstück, wir sind ja ganz Ohr!"

„Und ganz Kinnbacken!" . . . . lachte der Bureau-Chef; — „Ihr Schelme, ich merke, was Ihr eigentlich wollt! Während ich meine Geschichte erzählte, würdet Ihr Eure Kinnladen tüchtig brauchen, und der Truthahn wäre verschwunden, bevor ich mit meiner Geschichte zu Ende

wäre! — Nur Geduld! meine Erzählung soll den Nachtisch bilden!"

Ob nun der Hunger oder die Neugierde die jüngern Leute stachelte — wir trauen uns hierin kein Urtheil zu, — genug, sie vollzogen ihre gastronomische Operation mit solcher Geschwindigkeit, daß der Augenblick für die Erzählung des Herrn Dubois, des Bureauchefs des Notars, fast unvermerkt herankam.

Um nicht von dem Patron überrascht zu werden, schickte man den Ausläufer der Schreibstube, dem man großmüthig Sattel, Springer und Füße des Truthahns überantwortet hatte, als Spähwache in's anstoßende Gemach, und Herr Dubois begann zu erzählen:

„Sie müssen zunächst wissen, meine Herren," hub er an, „daß schon seit etlichen Tagen der Portier sehr um die Gesundheit des Herrn Ferrand besorgt war, da er ja zu wiederholten Malen gesehen hatte, wie trotz Kälte und Regen der Notar bei Nacht in den Garten herunterkam und hier ungestüm auf- und abging ...... Einmal wagte er es sogar aus seiner Loge herauszugehen und den Herrn zu fragen, ob er ihm nicht zu irgend etwas behülflich sein könne. Der Patron aber jagte ihn in einem solchen Ton wieder zu Bette, daß der Portier sich schleunigst trollte und seither nicht wieder gewagt hat, hervorzukommen, wenn er den Notar in den Garten hinuntergehen hört, was gegenwärtig fast alle Tage und bei jeder Witterung geschieht!" ....

„Ist denn der Notar somnambul geworden?" fragte Einer der Schreiber.

„Das ist nicht wahrscheinlich!" versetzte Dubois; — „jedenfalls aber deuten solche nächtliche Spaziergänge auf eine ungewöhnliche Aufregung; — doch lassen Sie mich wieder auf meine Erzählung zurückkommen! .... Vorhin begab ich mich in das Kabinett des Patrons, um ihn um etliche Unterschriften von Urkunden anzugehen. — Als ich eben die Hand auf den Drücker der Thüre lege, ist mir, als höre ich drinnen sprechen! — Ich bleibe stehen

und unterscheide nun deutlich ein mehrfach wiederholtes dumpfes Stöhnen, wie von unterdrücktem Weinen .... Ich zaudere einen Augenblick hineinzutreten, denn, meiner Treu! ich fürchtete fast ein Unglück, — endlich aber öffne ich doch die Thüre, und ....“

„Nun? und was denn?“

„Was sehe ich? ..... der Notar knieet am Boden, die Stirne in den Händen, die Ellbogen auf den Sitz seines alten ledernen Armsessels gestützt! ......“

„Was ist daran Besonderes?“ rief Challamel, — „wie mögen wir uns nur darüber wundern! der alte Kopfhänger betete ganz gewiß heute ein Gebet extra.“

„Das möchte jedenfalls ein seltsames Gebet gewesen sein!“ fuhr Dubois fort, — „man hörte nur unterdrücktes Stöhnen, und nur von Zeit zu Zeit murmelte er zwischen den Zähnen: Mein Gott! mein Gott! — wie ein Mensch in tiefster Verzweiflung ...... Wahrlich, als ich das sah, wußte ich nicht, ob ich gehen oder bleiben solle ..... — Endlich blieb ich, wiewohl in größter Verlegenheit, da — auf einmal springt der Patron empor und dreht sich nach mir um. Zwischen den Zähnen hatte er ein altes karrirtes Taschentuch und seine Brille blieb auf dem Stuhle liegen! — Nein! wahrlich, meine Herren! in meinem ganzen Leben sah ich nie ein ähnliches Gesicht, er sah nicht anders drein als wie ein Verdammter, — so daß ich ganz schaudernd zurückbebte, denn auf Ehre, ich fürchtete mich vor ihm. — Er aber ....“

„Sprang empor und packte Sie bei der Gurgel, nicht wahr?“ fragte Challamel.

„Nicht errathen,“ versetzte Dubois, — „er aber betrachtete mich erst nur mit ganz verwirrtem Blick, ließ alsdann das Taschentuch fallen, das er ohne Zweifel ganz zerbissen hatte, da er mit den Zähnen knirschte, fiel mir in die Arme und rief: Ach, ich bin recht unglücklich!“ ....

„Welche Posse!“ riefen die Andern.

„Posse?“ fragte Dubois, — „ich sage Ihnen, es war

ihm sehr ernst zu Muthe; — doch wie Dem auch sei, als er diese Worte aussprach, war trotz seines Todtenkopfes seine Stimme doch so tief bewegt, ja ich möchte fast sagen, so sanft . . . .“

„So sanft?“ rief Challamel, — „bah! Sie haben uns zum Besten! . . . . . das Geschrei einer Weihe oder eines verliebten Katers, ja der Lärm einer Schnarre sind noch wahre Musik gegen die Stimme des Notars!“

„Meinetwegen!“ fuhr Dubois fort, „deßhalb war aber doch seine Stimme in jenem Augenblick so kläglich und wehmüthig, daß ich mich fast gerührt fühlte, um so mehr, als Herr Ferrand gewöhnlich nicht besonders weichmüthig ist. — Bester Herr Ferrand! sagte ich, — glauben Sie mir, daß ich . . . . . . — Laß mich! laß mich! gab er mir zur Antwort, indem er mir in die Rede fiel, — es ist ja schon eine Art Trost, wenn man Jemanden sagen kann, daß man leidet . . . . . — Augenscheinlich hielt er mich für irgend Jemand Anders.

„Er hat Sie also gedutzt?“ rief Challamel, — „dann werden Sie uns mit zwei Flaschen Burgunder regaliren, dem alten guten Sprüchlein zufolge, das da sagt:

„Wenn Dich der Herr nur einmal dutzt,
„Mußt Du zwei Flaschen zahlen!“

Sie wissen, daß dieß ein Sprüchwort sagt, und was dieß besagt, das muß stets heilig gehalten werden, denn die Sprüchwörter sind die Weisheit auf der Gasse, und der Inbegriff der Weisheit der Völker!“

„Lassen Sie einstweilen Ihre Späße, Challamel, damit ich weiter erzählen kann!“ entgegnete Dubois, — „Sie können sich wohl denken, meine Herren, daß, als ich mich von unserem Brodherrn dutzen hören, mir alsbald die Ueberzeugung kommen mußte, daß er mich entweder mit Jemand Anderm verwechsle oder ein hitziges Fieber habe. Ich faßte mir also ein Herz, befreite mich aus seiner Umarmung, und sagte: Beruhigen Sie sich,

Herr Notar! ich bin's ja! — Darauf blickte er mir ganz blödsinnig in's Gesicht...."

„Blödsinnig, ja das ist der rechte Ausdruck!" rief Challamel.

„Seine Augen waren ganz stier," fuhr Dubois fort, — „und er schien gar nicht bei Besinnung zu seyn. — He da! rief er, wer ist da?..... was gibt's?.... was wollen Sie?.... und bei jeder dieser Fragen fuhr er mit der Hand über die Stirne, als wolle er den trüben Schleier entfernen, der über seiner Besinnung lag!"

„Ein prächtiger Ausdruck; den trüben Schleier, der über seiner Besinnung lag!" rief Challamel, — „Herr Dubois, Sie reden wie ein Buch! wir müssen ein Theaterstück mit einander machen!"

„So schweig doch mit Deinen unerträglichen Witzen, Challamel!" rief einer der Schreiber, „was mag denn wohl mit dem Patron vorgegangen sein?"

„Ich weiß es in der That nicht," versetzte Dubois, — „so viel aber ist gewiß, daß, als er seine gewöhnliche Kaltblütigkeit wieder erlangt hatte, er aus einem ganz andern Tone pfiff. — Er runzelte finster die Stirn auf eine entsetzliche Weise und rief hastig und ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen: Was wollen Sie hier?... Sind Sie schon lange hier im Zimmer?..... Kann ich denn nicht einen Augenblick allein auf meinem Zimmer bleiben, ohne von Spionen umringt zu sein?.... Was habe ich gesagt? was haben Sie gehört?.... Schnell stehen Sie mir Rede..... — Er sah so bösartig aus, daß ich ihm versetzte: Ich habe nichts gehört, Herr Notar; ich trete ja so eben erst in's Zimmer. — Da rief er mit einem scharfen Blick auf mich: Täuschen Sie mich auch wirklich nicht?... was wollen Sie denn von mir? — Ich wollte Ihnen ein paar Urkunden zur Unterschrift vorlegen, sagte ich. — Geben Sie her, versetzte er, und unterzeichnete sie alle, eine um die andere, ohne sie auch nur zu überlesen; — denken Sie sich, ein halbes Dutzend Notariats-Urkunden unterschrieb er, ohne sie zu lesen, er, der nie zuvor einen Namens-

zug auf ein Papier gesetzt haben würde, ohne es gleich von Einem Ende zum andern und Buchstabe für Buchstabe zu durchlesen. Ich bemerkte überdieß, daß während des Unterzeichnens seine Hand ein paarmal zögerte, als ob er durch irgend eine fixe Idee ganz in Anspruch genommen wäre, und dann erholte er sich plötzlich wieder und unterzeichnete eilends und wie mit krampfhaftem innerem Drange. Als alle unterzeichnet waren, winkte er mir fortzugehen, und ich hörte, wie er die kleine Treppe hinunterstieg, die von seinem Kabinett nach dem Hofe führt!"

„Ich muß immer wieder darauf zurückkommen," sagte der andere Schreiber, — „was mag wohl mit dem Notar vorgegangen sein?"

„Vielleicht grämt er sich um den Tod der Madame Seraphin!" sagte Dubois.

„Oho!" rief Challamel, „dem sähe es ja wohl ähnlich, daß er sich um Jemanden grämte!"

„Da fällt mir eben bei," fuhr Herr Dubois fort, „was mir der Portier heute früh erzählte, daß nämlich der Pfarrer von der Kirche Bonne Nouvelle und sein Vikar mehrmals hergekommen, um den Notar zu besuchen, von ihm aber gar nicht vorgelassen worden seien. Ist das nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, daß diese Bursche zuvor sich wie Blutegel hier festgesogen hatten."

„Mich verlangte nur zu wissen," sagte ein anderer Schreiber, „was für Geschäfte der Tischler und der Schlosser drüben im Pavillon haben!"

„Ja," wandte der Dritte ein, „sie haben drei Tage lang unaufhörlich drüben gearbeitet, und eines Abends brachte man gar Möbeln auf einem bedeckten großen Tapezierwagen!"

„Ich will mich aufknüpfen lassen, wenn ich aus unserm Herrn und seiner Wirthschaft klug werde!" sagte Jener.

„Vielleicht ist's Reue darüber, daß er den armen Germain hat in's Gefängniß stecken lassen?" äußerte ein Anderer.

„Warum nicht gar?" rief Challamel, — „wie sollte

er sich mit Gewissensbissen abgeben? — Ferrand ist ein hart gesottener Sünder, wie irgend ein großer Dichter sagt, und allzuverstockt zur Reue!"

„He da, weil wir eben von Germain reden," sagte ein Anderer, — „habt Ihr schon die Gazette des Tribunaux gelesen?"

„Nein, was gibt's denn?" fragten die Andern.

„Je nun, der arme Junge wird ein Paar famöse Rekruten in sein Gefängniß bekommen! heute früh las ich in der Gazette des Tribunaux, daß die große und gefürchtete Diebs- und Mörderbande, welche man vor etlichen Tagen in einer der unterirdischen Schenken der elysäischen Felder, — einer ächten Räuberhöhle — verhaftet hatte, nach dem Gefängnisse La Force gebracht und dort unter Schloß und Riegel gelegt worden sei . . . ."

„Der arme Germain!" rief Dubois, — „das wird eine erbauliche Gesellschaft für ihn sein."

„Die unglückliche Louise Morel wird auch ihr Theil davon bekommen," fuhr der Erzähler fort, — „es soll, wie verlautet, eine ganze Familie von Gaunern und Mördern unter jener Diebsbande gewesen sein, in welcher sich Mord und Verbrechen vom Vater auf den Sohn und von der Mutter auf die Tochter fortvererbt haben soll. . . . ."

„So waren also auch Frauen dabei, die man nun nach St. Lazare gesteckt hat? . . . ."

„Allerdings! eine Tochter sammt der Mutter."

„Vielleicht war es ein Mitglied jener Spitzbubenbande," sagte Dubois, „das eine der Clientinnen unseres Herrn umgebracht hat, — die schöne Gräfin nämlich, die in der Nähe der Sternwarte wohnte. Ich mußte schon mehrmals selbst hinausgehen, und mich nach dem Befinden der Gräfin erkundigen, denn der Notar scheint sehr großen Antheil an ihrer Gesundheit zu nehmen. — Das ist, ich muß es geradezu sagen, fast die einzige Sache, die er in seinem Blödsinn und seiner Gedankenlosigkeit nicht vergessen zu haben scheint. — Erst gestern sandte er mich aus, um mich nach der Frau Gräfin Mac-Gregor zu erkundigen! . . . ."

„Nun? wie steht es mit ihr?“

„Noch immer beim Alten!“ erwiderte Dubois, — „heute hegt man Hoffnung, morgen gilt sie wieder für rettungslos verloren, und nie weiß man, ob sie noch den Tag überleben wird! — Vorgestern hatten die Aerzte sie schon aufgegeben, und gestern hegte man wieder einige Hoffnung auf Besserung; was die Sache noch schlimmer macht, ist, daß die Gräfin zugleich noch von einer Gehirnentzündung befallen worden ist!“

„Waren Sie im Hause selbst? haben Sie auch den Ort gesehen, wo das Verbrechen begangen worden ist?“ fragte Einer.

„Ei behüte,“ versetzte Jener: „Niemand dringt weiter vor als bis in die Einfahrt, und der Haushofmeister und der Thürsteher scheinen nicht sehr geschwätzig zu sein, so daß man ....“

„Meine Herren, geben Sie Acht .... der Notar kommt!“ rief der Ausläufer, und stürzte, mit seinem abgenagten Knochen in der Hand, in's Zimmer.

Da sprangen die jungen Leute plötzlich von ihrer Tafel, und stürzten eilends an ihre betreffenden Tische und Pulte, über die sie sich jetzt emsig kritzelnd beugten, während der Ausläufer verstohlen seine Knochen in eine Aktenschachtel warf.

Jakob Ferrand erschien nun auch in der That.

Unter der alten Mütze von schwarzer Seide, die er auf dem Kopfe trug, stahlen sich verworren und ungepflegt seine rothen, mit grau untermischten Haare hervor, und hingen unordentlich um Kopf und Schläfe. Einige seiner Stirn- und Schläfe-Adern schienen mit Blut unterlaufen, während gespenstische, krankhafte Blässe sein verschmitztes Gesicht und seine hohlen Wangen überzog. Wenn man auch wegen der grünen Brille den Ausdruck seines Auges und Blickes nicht zu beurtheilen vermochte, so deutete doch schon die Veränderung, welche mit den Zügen des Notars vorgegangen war, auf die verheerende Wirkung einer glühenden, verzehrenden Leidenschaft.

Langsam schritt er durch die Schreibstube, ohne ein Wort an seine Leute zu richten, ja fast schien es, als ob er gar nicht bemerke, daß sie nur da seien; dann trat er in das Nebenzimmer, wo Dubois arbeitete, durchschritt dieses, das Vorzimmer und sein eigenes Kabinett, und stieg auf der mehrerwähnten kleinen Treppe unverweilt in den Hof hinunter.

Da Jakob Ferrand alle Thüren hinter sich offen gelassen hatte, mußten die Schreiber sich mit vollem Rechte über den sonderbaren Spaziergang ihres Patrons wundern, der die eine Treppe heraufkam, um die andere wieder hinunterzusteigen, ohne auch nur in Einem der verschiedenen Zimmer, die er gedankenlos durchschritten hatte, stehen zu bleiben. —

X.

Laß Dich nicht gelüsten! ....

..... Allein anstatt mich an Das zu halten, was es Reines, Leuchtendes und Schönes in jenem Vereine der Geister und Gemüther gibt, mit welchen die Freundschaft sich begnügt, hauchte der ekle, schlammige Grund meiner Unzucht, welchen jener Trieb des Begehrens und der Wollust aufrührte, der sich in meinem damaligen Alter fühlbar machte, trübe Nebelwolken aus, welche die Augen meines Geistes verdunkelten.

..... Ich überließ mich ohne Maaß und Ziel jenen sinnlichen Lüsten und Vergnügungen, deren Gluth wie geschmolzenes Pech mein Herz verbrannte und Alles verzehrte, was von Kraft und Lebenstrieb darin gewesen war.

..... Als ich unter meinen Gefährten Etliche sah, die sich ihrer Ausschweifung rühmten, und sich desto mehr auf dieselben zu Gute thaten, je niederträchtiger und schändlich jene waren, schämte ich mich wirklich, es ihnen noch nicht gleich gethan zu haben. —

Bekenntnisse des heiligen Augustinus, zweites Buch, Kap. 2 und 3.

Es ist tiefe, dunkle Nacht.

Das öde Schweigen, welches im Pavillon des Hau-

ses, das Herr Jakob Ferrand bewohnt, herrscht, unterbricht nur zuweilen das Stöhnen und Heulen des Windes, der den in Strömen niederstürzenden Regen gegen die Mauern der Gebäude anpeitscht.

Dieses schwermüthige, unheimliche Geräusch scheint die Einsamkeit und das Schweigen jener Wohnung noch vollständiger zu machen.

In einem Schlafzimmer des ersten Stockwerkes, das ganz neu und auf's Bequemste eingerichtet und tapezirt, und dessen Fußboden mit einem dichten Teppich belegt ist, steht ein junges Frauenzimmer vor einem Kamin, in welchem ein prächtiges Feuer lodert.

Im seltsamsten Widerspruche zu den sorgfältig vorgeschobenen Riegeln, welche die Thüre von innen verschließen, steht ein kleines Schieberchen in derselben, dem Bette gegenüber, etwa sechs Zoll in's Gevierte weit, in Mannshöhe angebracht, das sich von Außen öffnen läßt.

Eine prächtige Lampe wirft ein wollüstiges, gedämpftes Halbdunkel über dieses Gemach, das mit einer granatfarbenen Tapete ausgeschlagen, von welcher Farbe auch die Vorhänge des Bettes und der Fenster und der damastene Ueberzug eines großen Sopha's sind.

Wir bleiben absichtlich ausführlicher bei der Beschreibung dieser im Hause des Notars so ungewöhnlichen und so neu eingeführten Pracht stehen, eben weil sie eine vollständige Umänderung in den Gewohnheiten Jakob Ferrand's kund gibt, der seither in Allem, was auf Wohlleben Bezug hatte, einen schmutzigen Geiz (namentlich auch gegen Andere) und wahrhaft spartanische Genügsamkeit an den Tag gelegt hatte.

Auf dieser granatfarbigen Tapete also, einem Hintergrun e von kräftiger Farbe und warmem Tone zeichnet sich Cäciliens schöne Gestalt ab, die wir nun zu beschreiben versuchen wollen.

Hoch und schlank gewachsen steht die Creolin eben in der Blüthezeit, in vollster, üppigster Entfaltung ihrer Jugend.

Die breite Ausladung ihrer schönen Schultern, die üppigen Hüften läßt ihre runde Taille so wunderbar schlank erscheinen, daß man anzunehmen versucht ist, Cäcilie könne sich ihres Halsbandes auch als Gürtel bedienen.

Die elsäßische Volkstracht, welche sie angelegt, eben so reizend und kokett, als von bizarrem Geschmack, hat etwas Theatralisches und eignet sich daher um so mehr zu der Wirkung, die sie bewerkstelligen soll.

Ihr Spenser von schwarzem Casimir, der auf der Brust halb offen, an der Büste sehr lang, auf dem Rücken glatt ist und eng anliegende Aermel hat, ist auf allen Nähten mit purpurrothen Wollenlützen besetzt und vorne mit einer Reihe kleiner getriebener Silberknöpfe geschlossen. Ein kurzes Röckchen von orangefarbenem Merino, das übertrieben weit scheint, obwohl es sich an alle Umrisse ihres plastisch üppigen Körpers anschmiegt, läßt halb das reizende Knie der Creolin sehen, die dazu scharlachrothe Strümpfe mit blauen Zwickeln trägt, wie man sie so häufig auf den Bildern jener alten flamändischen Maler trifft, welche uns gefällig die Beine ihrer kräftigen Heldinnen bis zu den Kniegürteln zeigen.

Nie hat ein Künstler einen so reinen Schnitt ausgedacht als der, den man an Cäciliens Beinen bewundern mußte; die straffe, runde Wade verengte sich in der zierlichsten Ausladung über dem runden Knöchel, an den sich ein zarter, schmaler Fuß anschloß, dessen unbeschreiblich zierliche Form der kleine Schuh von schwarzem Marokin mit Silberschnallen noch mehr hervorhob. —

Cäcilie steht ein wenig nach der linken Seite hingeneigt, gerade vor dem hohen Spiegel, der das Kamin überragt, — der weit ausgeschnittene Spenser zeigt den feinen, runden, herrlichen Nacken, von blendender, doch nicht durchsichtiger Weiße.

Die Creolin nimmt eben ihr Häubchen von kirschrothem Sammet, um es durch eines jener ostindischen Seidentücher zu ersetzen, das die Creolinnen um den Kopf zu winden pflegen; dadurch werden ihre dichten prächtigen Haare

vom dunkelsten Schwarz aufgelöst, die in der Mitte der Stirn gescheitelt, und nach hinten gekämmt, kaum tiefer herabfallen, als die Rückenwirbel, welche Hals und Schultern verbinden.

Man muß die unnachahmliche Anmuth kennen, mit welcher die Creolinnen jene Seidentücher mit schreienden grellen Farben um den Kopf zu winden wissen, um sich einen Begriff machen zu können von dem anmuthigen Kopfputz Cäciliens und dem anziehenden Contrast, welchen dieses bunte, aus Purpur und Azur und Goldgelb gemengte Gewebe zu den schwarzen Haaren bildet, die unter der dichten Falte des Tuches hervordringend, in tausend feinen Löckchen um die bleichen, aber runden und festen Wangen spielen.

Cäcil'e ist eben bemüht, eine Schleife in jenes Tuch zu knüpfen und ihre prächtigen runden Arme mit den feinen elfenbeinernen Fingern sind deshalb über ihren Kopf empor gehoben und lassen die unnachahmliche Vollkommenheit und Anmuth ihrer Büste noch mehr bewundern.

Cäciliens Gesichtszüge gehören zu denen, die man, hat man sie auch nur einmal gesehen, doch unmöglich je wieder vergessen kann: eine kühne, etwas vorspringende Stirn überragt ein Gesicht vom lieblichsten Oval; ihre Gesichtsfarbe hat die matte weiße und glänzende Frische eines Camelliablattes, das ein Sonnenstrahl fast unmerklich vergoldet; ihre Augen sind fast unverhältnißmäßig groß, aber von einem eigenthümlichen Ausdruck, denn ihre ausnehmend große, schwarze und glänzende Pupille läßt kaum in den beiden Ecken der mit langen Wimpern versehenen Augenlieder die bläuliche Durchsichtigkeit des Augapfels bemerken; ihr Kinn ist rund, durchsichtig und mit einem feinen Grübchen versehen, ihre gerade, feine Nase endigt sich in zwei beweglichen Naslöchern, die bei der geringsten Gemüthsbewegung sich erweitern, und der kecke, liebeglühende Mund scheint das frische Roth von den Korallen entlehnt zu haben.

Man denke sich nun dieses farblose, höchst anmuthige Gesicht mit den schwarzen, funkelnden Augen und den bei-

den rothen, schmalen, feuchten Lippen, die wie nasse Korallen glänzen.

Mit Einem Worte, diese große Creolin, deren zugleich feiner und doch üppiger, kräftiger und doch geschmeidiger Wuchs, die Beweglichkeit und das behende Mienenspiel eines Panthers hatte, war der gewöhnliche Typus jener glühenden Sinnlichkeit, der nur am Feuer der Tropenländer sich entfaltet; Jedermann hat gewiß schon von jenen farbigen Mädchen reden hören, die für die Europäer so zu sagen tödtlich sind; — von jenen vampyrartigen Zauberinnen, die ihr Opfer durch unsägliche Verführung und Reize berauschen und ihnen Blut und Gold bis auf den letzten Tropfen aussaugen und nichts mehr lassen, als, um uns der kräftigen Sprache jener Länder zu bedienen: ihre eigenen Thränen zum Trunke und ihr Herz zum Zernagen.

So ist Cäcilie beschaffen. Jene entsetzlichen und verabscheuungswürdigen Triebe, welche eine Zeit lang durch ihre aufrichtige Liebe für David im Zaume gehalten worden waren, hatten sich jedoch erst in Europa entwickelt, wo die Civilisation und der climatische Einfluß des Nordens ihre Heftigkeit gemäßigt und ihren Ausdruck gedämpft hatten.

Anstatt sich ungestüm auf ihre Beute zu stürzen und wie ihres Gleichen nur darauf bedacht zu sein, so schnell wie möglich ein Leben und ein ganzes Vermögen zu vernichten, begann Cäcilie jetzt damit, ihren magnetischen Blick auf ihre Schlachtopfer zu heften, und sie allmählig in den glühenden Strudel zu ziehen, der von ihr auszuströmen schien. Sah sie sie alsdann keuchend, bewußtlos, athemlos unter den Qualen einer wilden und doch unbefriedigten Gier leiden, so gefiel sie sich darin, ihr glühendes Delirium durch die feinberechnetste, unbändigste Coketterie zu verlängern, kam alsdann erst auf ihren ersten Instinkt zurück und verzehrte diese Unglücklichen unter ihren tödtlichen Küssen.

Das war freilich noch entsetzlicher. —

Der hungrige Tiger, der mit Einemmale auf seine

Beute herabstürzt, sie davonträgt und brüllend zerreißt, flößt weit weniger Abscheu ein, als die Schlange, die jählings und schweigend ihre Beute bezaubert, ihr allmählig nachstellt, sie mit unentwirrbaren Verschlingungen umringelt, langsam zerknirscht unter ihren allmähligen Bissen zucken fühlt und sich eben so sehr an ihren Qualen als an ihrem Blute weidet.

Cäcilie war, wie wir schon früher erzählt, bald nach ihrer Ankunft in Deutschland von einem äußerst verworfenen Manne verführt und ihren Pflichten als Gattin untreu gemacht worden, — sie hatte ohne David's Vorwissen, der sie eben so blindlings als abgöttisch liebte, ihren schaamlosen und ehrvergessenen Wandel einige Zeit fortzuführen und zu verbergen gewußt; allein bald fiel der Schleier von ihren schmählichen Abenteuern, und das freche Weib ward, nach mehrfachen entsetzlichen Entdeckungen, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt.

Denkt man sich zu diesen Notizen über ihre Vergangenheit noch ein geschmeidiges, gewandtes und einschmeichelndes Wesen und einen so seltenen Verstand und Gedächtniß, daß sie binnen eines Jahres die französische und die deutsche Sprache mit gleicher Gewandtheit, ja manchmal sogar mit einer gewissen Beredtsamkeit sprechen gelernt hatte, denkt man sich dazu eine so tiefe Entsittlichung, daß sie mit einer der üppigen, wollüstigen Kaiserinnen des alten Rom darin hätte wetteifern können, eine seltene Frechheit und Entschlossenheit, und wahrhaft teuflischen Hang zur Bosheit, — so hat man ein ungefähres Bild von dem Charakter der neuen Magd des Herrn Jakob Ferrand — dieser entschlossenen Creatur, die sich selbst freiwillig in die Höhle des Wolfs begeben hatte.

Als Cäcilie vom Baron von Graun ihre Instruktionen über die zugleich entgegenkommende, stachelnde und noch versagende platonische Rolle erhielt, die sie bei dem Notar spielen mußte, — als sie das Ziel und den rachebringenden Zweck erfuhr, zu welchem ihre verführerischen Reize hinführen sollten, hatte Cäcilie versprochen —

fürwahr eine ganz seltsame Anomalie! — ihre Rolle **con amore**, d. h. mit einem recht entsetzlichen, schauderhaften Haß gegen den Notar Ferrand zu spielen, da sie ernstlich entrüstet ward über die Schilderung der niederträchtigen Nothzucht, die er sich gegen Louise Morel hatte zu Schulden lassen; — der Baron v. Graun mußte nämlich durch die Erzählung jenes Vorfalls die Creolin in Stand setzen, gegen die heuchlerischen Angriffe jenes Ungeheuers auf ihrer Huth zu sein.

Um den Leser über Cäcilien vollständig aufzuklären, müssen wir mit etlichen Worten noch in die nächste Vergangenheit zurückgreifen.

Als Cäcilie durch Frau Pipelet dem Notar vorgestellt und von jener für eine kreuzarme älternlose Waise erklärt worden war, über welche sie keinerlei Recht, keine Aufsicht und Gewalt sich vorbehalten wollte, hatte der Notar vielleicht Betroffenheit und Staunen weniger über die Schönheit der Creolin empfunden, als sich vielmehr von ihrem unwiderstehlichen Blick bezaubert und tief ergriffen gefühlt, der schon seit dem ersten Zusammentreffen Jakob Ferrand's Sinnlichkeit in Gährung und seinen sonst so hellen Verstand in seltsame Verwirrung versetzt hatte.

Wie wir schon oben bei Gelegenheit jener frechen Anspielungen, die er sich gegen Frau v. Lucenay erlaubt hatte, gesagt haben, vergaß nämlich der sonst so besonnene, schlaue, gewandte Mann, der sich selbst so sehr im Zaum hatte, die kalte Berechnung seiner tiefen Heuchelei, wenn der Dämon der Wollust seine Sinne umnebelte.

Zudem hatte er sich in dem Schützlinge der Frau Pipelet keineswegs zu täuschen erwartet.

Madame Seraphin hatte nach jener Unterredung mit der Portiersfrau Herrn Jakob Ferrand den Vorschlag gethan, an Louisens Stelle ein junges Mädchen in ihre Dienste zu nehmen, das ganz verwaist und ohne Stütze sei, und für welche sie sich verbürgen wolle; — der Notar hatte diesen Vorschlag so schnell als möglich angenommen, weil er hoffte, ungestraft die einsame hülflose und

ungewisse Lage seiner neuen Dienstmagd zu seinen frevlen Zwecken ausbeuten zu können.

Weit entfernt endlich, dadurch mißtrauisch gemacht zu werden, fand Jakob Ferrand vielmehr im Laufe dieser Begebenheiten neue Motive zur Sicherheit und zum Vertrauen in sein Glück.

Alles entsprach ja seinen Wünschen und Erwartungen.

Der Tod der Mutter Seraphin befreite ihn von einer gefährlichen Mitschuldigen . . . . .

Marien-Blüth's Tod — er glaubte sie nämlich todt — entlastete ihn des lebendigen Beweises eines seiner ersten Verbrechen.

Dem Tod der Nachteule (den er aus den Zeitungen erfahren) und dem unerwarteten Mordanfalle auf die Gräfin Mac-Gregor, welch Letztere von den Aerzten bereits aufgegeben war, hatte er es bereits ferner zu danken, daß er jene beiden Weiber nicht mehr zu fürchten brauchte, deren Verfolgungen und Aussagen so verderblich und verhängnißvoll für ihn sein konnten . . . .

Wie gesagt, auch nicht das mindeste Mißtrauen schwächte in Jakob Ferrand's Gemüth den plötzlichen unwiderstehlichen Eindruck, welchen er bei Cäciliens Anblick gefühlt hatte, — gierig und mit glühendem Begehren ergriff er die Gelegenheit, die vorgebliche Nichte der Frau Pipelet in seine einsame Wohnung zu locken . . . . .

Nachdem wir nun den Charakter, die Gewohnheiten und das seitherige Leben dieses Jakob Ferrand im Voraus geschildert haben, werden sowohl die verführerische Schönheit der Creolin, wie sie aus unsern Schilderungen hervorging, und einige andere Thatsachen, die wir im weitern Verlaufe unserer Erzählung näher auseinandersetzen wollen, hoffentlich die plötzliche zügellose Leidenschaft begreiflich machen, welche der Notar für dieses reizende und doch so gefährliche Geschöpf empfand.

Ueberdieß können wir ja noch hinzusetzen: — Frauen von dem Schlage wie Cäcilie, üben doch, — wenn sie gleich Männern von Edelmuth, Gemüth und erhabener

Denkungsart nur Abscheu, Widerwillen und beinahe Ekel einflößen — einen magischen, plötzlichen, allmählichen Eindruck auf Männer aus, die, wie Jakob Ferrand, nur die roheste, zügelloseste Sinnlichkeit zu fühlen im Stande sind.

Diese errathen und durchschauen auf den ersten Anblick solche Weiber und fühlen ein lüsternes Begehren nach ihnen, — eine verhängnißvolle, geheime Macht zieht sie zu ihnen hin, und bald ziehen geheimnißvolle Wahlverwandtschaften und wahrscheinlich eine Art von magnetischen Sympathieen sie unwiderstehlich in die Netze und zu den Füßen ihres häßlichen Ideals, denn nur solche Weiber vermögen das unreine Feuer und die sinnliche Gluth zu beschwichtigen, welche sie selbst entzündet.

Ein gerechtes, Rache begehrendes Walten des Geschicks zog also gleichsam die Creolin zu dem Notar hin, und eine entsetzliche Buße und Sühne begann für ihn.

Wilde Wollust hatte ihn einst gestachelt, gehässige Attentate zu begehen, mit unversöhnlicher Erbitterung eine arme ehrbare Familie zu verfolgen und Elend, Verzweiflung, Wahnwitz und Tod über sie zu verhängen! . . . .

Dieselbe Wollust nun sollte eine entsetzliche Züchtigung für diesen großen Verbrecher werden; denn man möchte fast behaupten, daß nach Grundsätzen einer unbegreiflichen höhern Strafgerechtigkeit gewisse unnatürliche frevle Leidenschaften, gewisse empörende Verbrechen ihre Strafe in sich selber tragen. . . .

Eine edle, erhabene Liebe, wenn sie auch nicht glücklich und nicht erwidert ist, kann doch einigen Trost in der versöhnenden süßen Freundschaft und in der Hochachtung finden, die eine liebende und anbetungswürdige Frau stets in Ermanglung eines andern Gefühls einflößen muß. Wenn aber dieser Ersatz auch nicht den Kummer eines unglücklich Liebenden beruhigt, wenn seine Verzweiflung so unheilbar ist wie seine Liebe, darf er doch wenigstens diese fruchtlose, für ihn nur Kummer bringende Liebe eingestehen und stolz darauf sein. . . .

Welch' einen Ersatz aber will man für jene wilde

Gluth bieten, die nur der gemeine materielle Reiz fast bis zum Wahnwitz steigert? . . . . .

Und muß man nicht noch überdieß zugeben, daß dieser unedle materielle Reiz auf gemeine plumpe Naturen ebenso gebieterisch und unwiderstehlich wirkt, als der erhabenere sittliche Reiz auf edlere Gemüther? . . . .

Nein, die ernsteren Leidenschaften des Herzens sind nicht die einzigen, die plötzlich, blindlings und ausschließlich wirken, die einzigen, welche, indem sie alle Fähigkeiten des Menschen auf eine einzige ausgewählte Person concentriren, jede andere Neigung unmöglich machen, und über ein ganzes Lebensglück entscheiden! . . . . .

Die physische Leidenschaft kann, wie bei Jakob Ferrand, zu einer unglaublichen Heftigkeit und Stärke sich steigern; in diesem Falle werden aber alle jene Phänomene, welche in der höhern geistigen Welt eine einzige unwiderstehliche und ewige Liebe bezeichnen, sich auf dem gemein thierischen materiellen Wege wiederholen und wieder erzeugen.

* * *

Obwohl Jakob Ferrand nie auf Erfolg rechnen konnte, hatte sich die Creolin doch wohl gehütet, ihm im Voraus jede Hoffnung entschieden zu benehmen; allein die unbestimmten fernen Hoffnungen, mit denen sie ihn wiegte, waren mit so viel Launen vermengt, daß sie für ihn eine Qual mehr wurden und die glühende Kette, die er trug, noch fester schmiedeten.

Wenn man darüber erstaunt, daß ein Mensch von seiner Kraft und Kühnheit sich nicht bereits der Hinterlist oder Gewalt bedient hatte, um über den wohlberechneten Widerstand Cäciliens zu triumphiren, so vergißt man, daß Cäcilie keine zweite Louise Morel war. Hatte sie ja doch schon am Tage nach ihrer Vorstellung im Hause des Notars, wie sich aus dem spätern Verlauf unserer Erzählung ergeben wird, eine ganz andere Rolle gespielt, als diese,

mittelst derjenigen sie sich bei ihrem Gebieter eingeführt hatte; denn dieser hätte sich von seiner Magd nicht zwei Tage nach einander hinter's Licht führen lassen.

Da sie der Baron von Graun von Louisens Schicksal unterrichtet und ihr mitgetheilt hatte, durch welche abscheuliche Mittel die unglückliche Tochter des Steinschleifers die Beute des Notars geworden war, hatte die Creolin, als sie dieses einsame Haus bezog, vortreffliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, um wenigstens die erste Nacht daselbst in ungetrübter Sicherheit verbringen zu können.

Als sie noch am Abend nach ihrer Ankunft mit Jakob Ferrand allein geblieben war, der, um sie nicht zu erschrecken, sie kaum anzublicken schien und sie barsch in's Bett verwies, gestand sie ihm unbefangen: daß sie sich zwar Nachts sehr vor Räubern fürchte, aber auch stark und zum Widerstand entschlossen und gerüstet seie; da hatte Jakob Ferrand ironisch gefragt: „Womit sie denn diesen Widerstand bewerkstelligen wolle?"

„Mit diesem guten Freunde hier!" hatte ihm die Creolin entgegnet, indem sie ein kleines wohlgeschärftes Stilett aus dem Busen zog und seiner Scheide entblößte, bei dessen Anblick der Notar einigermaßen nachdenklich wurde.

Da er indeß überzeugt war, daß seine neue Magd nur Räuber fürchte, führte er sie selbst nach dem Gemach, wo sie in Zukunft wohnen sollte und das kein anderes war, als die frühere Kammer Louisens.

Nachdem sie die Räumlichkeit sorgfältig untersucht hatte, hatte Cäcilie ihm zitternd und mit niedergeschlagenen Augen gestanden, daß sie in Folge derselben Furcht die Nacht nur auf einem Stuhle verbringen wolle, weil sie weder Schloß noch Riegel an ihrer Kammerthüre sehe. Ferrand war schon vollkommen von ihr bezaubert, hielt es aber für nothwendig, Cäcilien durchaus keinen Raum zum Argwohn zu geben und hatte sie daher lachend eine Närrin und Thörin gescholten, weil sie solche Befürchtungen hege; allein doch auch zugleich versprochen, daß schon am andern

Tage Schloß und Riegel wieder an der Thüre angebracht werden sollten.

Nichts desto weniger hatte sich die Creolin doch nicht zu Bette begeben. Am andern Morgen stieg der Notar zu ihr hinauf, um ihr die Pflichten ihres Dienstes aus-einander zu setzen; er hatte sich zwar Anfangs gelobt, in den ersten Tagen eine heuchlerische Zurückhaltung in Betreff seiner neuen Magd zu beobachten, um ihr ein trügerisches Zutrauen einzuflößen; als er sie jedoch am hellen Tage erblickte, wo ihre Schönheit noch glänzender und wunderbarer erschien, war er von ihrem Anblick so betroffen, und ließ sich von jener wilden Brunst, die ihn bereits durchglühte, so sehr verblenden und hinreißen, daß er sich nicht erwehren konnte, Cäcilien einige Complimente über ihren Wuchs und ihre Schönheit zu machen.

Diese hatte mit wunderbarem Scharfsinn, schon seit ihrem ersten Zusammentreffen mit dem Notar gemerkt, daß er vollkommen von ihr bezaubert sei; bei dem offenen Geständniß aber, das er ihr von seiner Leidenschaft machte, hatte sie kecklich ihre angenommene Schüchternheit ablegen und, wie wir bereits oben gesagt, die Maske wechseln zu dürfen geglaubt.

Die Creolin nahm also nun auf einmal ein keckes herausforderndes Wesen an, und als Jakob Ferrand sich später noch einmal von Neuem über die seltene Schönheit ihrer Züge und den bezaubernden Wuchs seiner neuen Haushälterin äußerte, erwiderte sie ihm offen:

„Blicken Sie mir einmal fest in's Gesicht . . . . . sehe ich trotz meiner elsäßischen Bauerntracht einer Magd gleich?"

„Was wollen Sie damit sagen?" rief Ferrand befremdet.

„Sehen Sie diese Hand," fuhr Cäcilie fort und zeigte ihm eine weiße, reizende Hand mit zarten feingeschnitzten Fingern und rosigen glatten Nägeln, die wie Agat erglänzten und nur durch die leichte braune Färbung ihrer Krone noch das unreine farbige Blut verriethen; —

„glauben Sie, daß diese Hand an Arbeit gewohnt sei?" — dann streckte sie ihren reizenden kleinen Fuß in dem koketten Schuh, den der Notar seither noch nicht bemerkt hatte, von sich und zeigte ihm denselben, so daß er betroffen und verwirrt den Blick bald gierig auf den Fuß, bald fragend und befremdet auf Cäciliens Angesicht richtete. — „Sehen Sie diesen Fuß! gleicht er dem einer Magd? ich habe meiner Tante Pipelet gesagt, was mir beliebte; meine Vergangenheit ist ihr unbekannt, und nur sie konnte mich durch den Tod meiner Eltern in eine solche Lage versetzt glauben und mich für eine Magd halten, Sie aber werden hoffentlich zuviel Scharfsinn besitzen, um ihren Irrthum zu theilen, mein theuerster Gebieter!"

„Und wer sind Sie denn?" rief Ferrand mehr und mehr betroffen über diese Sprache.

„Das bleibt mein Geheimniß," erwiderte sie, „aus Gründen, die ich Niemanden anvertrauen kann, mußte ich Deutschland in dieser Verkleidung als Bäurin verlassen; ich wollte in Paris eine Zeitlang mich so gut wie möglich verstecken und meine Tante, die mich arm und hülflos glaubte, schlug mir vor, zu Ihnen in Dienste zu treten; als sie mir das einsame Leben schilderte, das ich gezwungenerweise in Ihrem Hause führen müsse und mich im Voraus benachrichtigte, daß ich hier nie ausgehen dürfe, beeilte ich mich, dieses Anerbieten anzunehmen, denn meine Tante kam ja, ohne es zu wissen, meinem lebhaftesten Wunsche zuvor. Wer würde mich hier auffsuchen wollen und hier entdecken können?"

„Sie verbergen sich?" rief Ferrand, „und was haben Sie denn begangen, daß Sie sich verbergen müssen?"

„Ein Paar leichte Vergehen, die vielleicht ganz verzeihlich sind," erwiderte Cäcilie, „allein auch diese müssen ein Geheimniß bleiben."

„Und was bezwecken Sie denn für die Zukunft?"

„Das sollen Sie gleich hören, Herr Ferrand," gab Cäcilie zur Antwort; „ohne Ihre so deutlichen Complimente über meinen Wuchs und meine Schönheit, hätte ich

Ihnen vielleicht ein solches Geständniß noch nicht gemacht, obwohl es vielleicht über kurz oder lang durch Ihre eigene Scharfsichtigkeit herbeigeführt worden wäre. — Hören Sie mich also wohl an, bester Herr! ich habe einstweilen die Stellung oder vielmehr die Rolle einer Magd bei Ihnen angenommen, weil mich die Umstände dazu nöthigten; — ich werde den Muth haben, diese Rolle durchzuführen, alle ihre Folgen zu bestehen und Ihnen eifrig, thätig, dienstfertig und mit Hochachtung begegnen, um meinen Platz beizubehalten, oder mir vielmehr einen sichern, unbekannten Versteck zu bewahren. Bei der geringsten Freiheit, die Sie sich gegen mich erlauben würden, werde ich augenblicklich Ihr Haus verlassen. Nicht aus Sprödigkeit und Ziererei, denn ich glaube, daß Niemand geneigt ist, mich für eine Spröde zu halten," fuhr sie fort und warf dem Notar dabei einen Blick zu, der seine Sinnlichkeit in Feuer und Flamme versetzte, — „nein, ich bin nicht spröde," sprach sie weiter und ihr verführerisches Lächeln ließ dabei eine Reihe glänzender und weißer Zähne sehen. „Bei Gott! wenn Liebe in mir gährt, sind Bacchantinnen noch Heilige gegen mich, — allein seien Sie gerecht . . . . Sie werden mir doch zugestehen, daß Ihrer unwürdigen Magd doch vor Allem daran liegen muß, während ihres Aufenthaltes in diesem Hause, das heilige Asylrecht zu achten und zu wahren. — Nun wissen Sie mein Geheimniß, oder wenigstens so viel davon, als ich Ihnen sagen darf; würden Sie nun etwa als Mann von Ehre und Galanterie mir begegnen wollen? schien ich Ihnen zu schön, um Ihre Magd zu sein? möchten Sie die Rolle mit mir tauschen und mein Sklave werden? Gut, ich habe nichts dagegen, ja ich würde es sogar vorziehen, allein immer unter der Bedingung, daß ich nie Ihr Haus verlasse und daß Sie mir stets mit nur väterlicher Aufmerksamkeit begegnen werden! — Das hindert Sie ja nicht mir zu sagen, daß Sie mich hübsch finden, und darin soll der Lohn für Ihre Ergebenheit und Verschwiegenheit bestehen."

„Wie, und ich dürfte auf keinen andern hoffen?“ keuchte Ferrand aus gepreßter Brust.

„Nein,“ erwiderte sie, „es müßten mich denn die Einsamkeit und der Teufel toll machen, was unmöglich ist, denn Sie werden mir ja Gesellschaft leisten und als frommer Mann den bösen Geist beschwören. Sie wissen jetzt Alles, entscheiden Sie sich nun! — Ich wünsche kein Zwitterverhältniß: entweder bleibe ich Ihre Magd, oder Sie werden mir zu Willen; wenn nicht, so verlasse ich lieber Ihr Haus und bitte meine Tante, mir für ein anderes Unterkommen zu sorgen. — Das Alles mag Ihnen zwar seltsam vorkommen, allein, wenn Sie mich für eine Abenteurerin halten würden, hätten Sie sehr unrecht. Ich bin durchaus nicht ohne Mittel. Um meine Tante unbewußt zu meiner Mitschuldigen zu machen, ließ ich sie in der Meinung, ich sei zu arm, um mir andere Kleider zu kaufen, als diese hier; — indeß habe ich, wie Sie hier sehen, noch eine reich gefüllte Börse: auf dieser Seite Geld, auf der andern Diamanten ....“ (bei diesen Worten zeigte Cäcilie dem Notar eine lange, goldgefüllte Börse, von rother Seide, zwischen deren Maschen hindurch man einige Edelsteine flimmern sah).“ Und glücklicherweise könnte mir alles Geld der Welt kaum einen so sichern Versteck bieten, wie Ihr Haus, das durch die Vereinzelung selbst, in der Sie leben, so isolirt ist. — Willigen Sie nun in das eine oder andere meiner Anerbieten und Sie werden mir einen wahrhaften Dienst erweisen; Sie sehen ja, daß ich mich beinahe ganz Ihrer Diskretion anheim gebe, denn wenn ich Ihnen sage, daß ich mich verberge, gestehe ich Ihnen ja zugleich zu, daß man mir nachstellt . . . indeß bin ich überzeugt, daß Sie mich nicht verrathen werden, wenn Sie sogar nun auch die Mittel wüßten, mich zu verrathen . . .“

Diese romanhafte Mittheilung und der plötzliche Rollentausch von Seiten Cäciliens verwirrten den Ideengang des Notars vollkommen.

Wer war diese Frau, warum verbarg sie sich, hatte sie wirklich der Zufall allein zu mir geführt? Wie wenn sie im Gegentheile in irgend einer geheimen Absicht gekommen wäre, und was möchte dann wohl ihr Zweck sein?

Unter all' den Vermuthungen, welche dieses seltsame Abenteuer im Geiste des Notars rege machte, konnte vielleicht der wahre Beweggrund für die Anwesenheit der Cäcilin in seinem Hause dem Notar allein nicht in den Sinn kommen. Er hatte oder glaubte vielmehr keine anderen Feinde zu haben, als die Opfer seiner Habsucht und Wollust; diese aber befanden sich ja alle in so hülflosen oder elenden Umständen, daß er sie nicht fähig halten konnte, ihm eine Falle zu stellen, deren Lockvogel Cäcilie gewesen. — Und zudem, in welcher Absicht sollte man ihm diese Falle stellen?

Der plötzliche Rollenwechsel Cäciliens flößte dem Notar Ferrand nur eine einzige Befürchtung ein: er dachte nämlich, daß, wenn diese Frau nicht die Wahrheit sage, sie möglicher Weise eine Abenteurerin sein könnte, die in der Ahnung seines Reichthums sich in sein Haus begeben, um ihn zu umstricken, für sich zu gewinnen und vielleicht seine Hand zu erstreben.

Obwohl aber sein Geiz und seine Habsucht sich gegen diesen Gedanken empören mußten, ward er doch mit Schaudern inne, daß dieser Verdacht und diese Gedanken bereits zu spät kamen, es wäre ja noch in seiner Macht gestanden, mit einem einzigen Wort sein Mißtrauen zu beschwichtigen, indem er diese Frau wieder aus dem Hause jagte, — allein er hütete sich wohl jenes Wort auszusprechen.

Vermochten ja doch diese Gedanken ihn kaum auf einige Augenblicke dem glühenden Taumel zu entreißen, worein ihn der Anblick dieser Frau versetzt hatte, deren sinnliche lüsterne Schönheit auf ihn den mächtigsten Eindruck machen mußte. Vom ersten Anblick an fühlte er sich von ihr eingenommen, bezaubert. Bereits liebte er sie nach seiner Art und zwar glühend . . . . bereits war es ihm unmöglich, sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß die-

ses reizende Wesen je wieder sein Haus verlasse, — bereits empfand er alle Regungen wilder Eifersucht bei dem Gedanken, daß Cäcilie an Andere jene Schätze von Wollust verschwenden könne, die sie ihm vielleicht für immer verweigern mochte, und er fand einen düstern Trost in dem Gedanken, jedem Fremden ihren Besitz unmöglich zu machen, so lange sie sich bei ihm verstecke.

Die Kühnheit in der Sprache dieser Frau, das Feuer ihrer Blicke und die herausfordernde Freimüthigkeit ihres Benehmens that zur Genüge kund, daß sie, wie sie selbst versicherte, keine Spröde war. Diese Ueberzeugung flößte dem Notar unbestimmte Hoffnungen ein und sicherte dem Einfluß Cäciliens noch eine günstigere Wirkung. Mit Einem Worte, die Wollust dieses Jakob Ferrand erstickte in ihm die Stimme der kälteren Vernunft und er überließ sich blindlings dem Strome seiner zügellosen Wünsche, der ihn mit sich fortriß.

* * *

Es ward nun zwischen Beiden ausgemacht, daß Cäcilie zum Anscheine die Magd des Hauses sein sollte, damit auf diese Weise kein Verdacht und kein Aufsehen erregt werde; um aber die Sicherheit seines Gastes noch fester zu begründen, wollte Ferrand keinen andern Dienstboten in's Haus nehmen und beschloß sich selbst den kleinen Diensten des Hauswesens zu unterziehen. Der Speisewirth aus der Nachbarschaft sollte für das Essen sorgen, während er seinen Schreibern das schuldige Frühstück mit Geld vergütete und dem Portier die Verpflichtung übertrug, die häuslichen Geschäfte, wie Reinigung u. s. w. der Schreibstube zu besorgen. Der Notar wollte endlich noch ein Zimmer im ersten Stocke nach Cäciliens Geschmacke eigends meubliren lassen, dessen Kosten diese selbst zu decken erbötig war, — er widersetzte sich aber diesem Ansinnen und verwandte zweitausend Franken auf die Erfüllung von Cäciliens Wunsch. . . . .

Diese Freigebigkeit war enorm und bewies am besten die unerhörte Gluth seiner Leidenschaft.

Von nun an begann für diesen Elenden ein seltsames Leben. Er zog sich in die undurchdringliche Einsamkeit seines Hauses zurück, war für Jedermann unzugänglich und verzichtete am Ende mehr und mehr unter der Gewalt seiner zügellosen Leidenschaft auf seinen ursprünglichen Wunsch, die Geheimnisse dieser Frau zu ergründen; aus dem Gebieter ward er der Sklave, der Diener Cäciliens, bediente sie bei ihrem Mahle und besorgte selbst ihr Gemach.

Der Baron von Graun hatte Cäcilien anvertraut, daß Louise durch einen Schlaftrunk überrascht worden sei; deßhalb trank die Creolin nur reines Wasser und hielt sich nur an diejenigen Speisen, die man unmöglich verfälschen konnte; sie hatte selbst das Zimmer gewählt, welches sie bewohnen wollte, nachdem sie sich zum voraus versichert, daß keine geheimen Thüren in den Mauern angebracht seien. Ferrand begriff indeß bald, daß er in Cäcilien keine Frau vor sich habe, die er ungestraft überraschen oder bewältigen konnte, sie war kräftig, gewandt und mit gefährlichen Waffen versehen. Nur das wahnwitzigste Delirium hätte ihn also zu solchen verzweiflungsvollen Versuchen treiben können, — eine Gefahr, vor welcher sie sich übrigens hinlänglich geschützt hatte. Um aber die Leidenschaft des Notars stets rege zu halten und zu stacheln, stellte sich die Creolin nichts desto weniger zuweilen von seiner Aufmerksamkeit gerührt und von der entsetzlichen Gewalt geschmeichelt, die sie über ihn ausübte; um ihm nämlich die Vermuthung an die Hand zu geben, daß es ihm durch Beweise von Ergebenheit und Verläugnung am Ende gelingen könne, sein Alter und seine Heirathslust vergessen zu machen, gefiel sie sich darin, ihm in Ausdrücken voll glühender Kühnheit die unaussprechliche Wollust zu schildern, womit sie ihn berauschen könnte, wenn dieses Wunder der Liebe sich jemals verwirklichen würde.

Bei diesen Worten einer so jungen und schönen Frau fühlte Jakob Ferrand manchmal seine Vernunft sich ver-

wirren, glühende Bilder verfolgten ihn wachend und im Schlafe und das alte Sinnbild des Nessusgürtels verwirklichte sich für ihn.

Unter diesen namenlosen Qualen verlor er Gesundheit, Appetit und Schlaf.

Trotz Kälte und Regen stieg er manchmal Nachts in seinen Garten herab und suchte durch eiliges Auf- und Niedergehen seine Gluth zu beruhigen und zu brechen.

Ein andermal heftete er ganze Stunden lang seinen erhitzten Blick in das Zimmer der schlafenden Creolin, denn sie hatte die teuflische Gefälligkeit gehabt, ihm zu erlauben, daß in ihrer Thür ein Schieberchen angebracht werde, das von außen geöffnet werden konnte.

Cäcilie hatte nur Ein Ziel, das nämlich, die Leidenschaft dieses Menschen unaufhörlich zu reizen, ohne sie zu befriedigen, und ihn so beinahe bis zum Wahnsinn zu steigern, um alsdann die Befehle ausführen zu können, die sie empfangen hatte.

Dieser Augenblick schien jetzt näher zu kommen.

Ferrands Strafe wurde von Tage zu Tage seiner Vergehen und Frevel würdiger, er litt Höllenpein. Wechselsweise in Gedanken vertieft, dann wieder gleichsam besinnungslos außer sich und gleichgültig gegen seine höchsten Interessen, ja sogar gegen die Aufrechthaltung seines Rufes als strenger, ernster und frommer Mann, — ein Ruf, den er sich zwar angemaßt, aber durch langjährige Verstellung und Hinterlist erworben hatte, — setzte er seine Schreiber durch seine anscheinende Geistesabwesenheit in Erstaunen, seine Clienten aber in Unzufriedenheit durch die Weigerung mit ihnen zu verkehren, und stieß sogar die Priester barsch zurück, die von seiner Heuchelei irre geführt, seither seine glühendsten Gönner gewesen waren. . . .

Auf jenes entmuthigende Schmachten, das ihm manchmal Thränen entlockte, folgte nun wüthende Gier; wenn sein Wahnwitz die höchste Stufe erreichte, ließ er sich sogar beifallen, in der Einsamkeit und dem Dunkel der Nacht wie ein wildes Thier zu brüllen, und seine Wuthanfälle

endigten jedes Mal in einer Art schmerzlicher Zerknirschung seines ganzen Wesens; er genoß nicht einmal jene todtenähnliche Ruhe, die so häufig das Untergehen oder Aufhören der Denkkraft begleitet, — die giftige Gährung im Blute des Menschen, der jetzt in der vollsten Kraft des Mannesalters stand, ließ ihm weder Rast noch Ruhe, — ein tiefes entsetzliches Wogen und Wallen durchglühte unaufhörlich seinen Geist.

* * *

Cäcilie stand, wie wir bereits gesagt, vor dem Spiegel und ordnete ihren Kopfputz für die Nacht. Bei einem leichten Geräusche von der Hausflur her, wandte sie den Kopf nach der Thüre.

XI.

Der Lauscher.

Trotz des Geräusches, das sie von der Thüre her gehört hatte, fuhr Cäcilie doch nicht weniger ruhig in der Anordnung ihrer nächtlichen Toilette fort; indeß zog sie doch aus ihrem Schnürleibe, worin es beinahe wie ein Planschett gesteckt hatte, ein Stilett mit einer Klinge von fünf bis sechs Zoll Länge hervor, das in einer Scheide von schwarzer Haifischhaut steckte und einen sehr bequemen Handgriff von Ebenholz mit Silberreifen hatte.

Dieser Dolch war für Cäcilien keineswegs eine Luxuswaffe, sie zog das Stilett mit besonderer Vorsicht aus der Scheide und legte es neben sich auf die Marmorplatte des Kamins; die wohlgehärtete Klinge vom feinsten Damaststahl war dreischneidig, wohlgeschliffen und die Spitze, so fein, wie die einer Nadel, wäre, ohne schartig zu werden oder abzuspringen, durch einen Thaler gedrungen; mit einem

feinen Gifte getränkt, war dieser Stahl bei der geringsten Verwundung tödtlich.

Da Ferrand eines Tages die gefährliche Eigenschaft der Waffe in Zweifel gesetzt hatte, überzeugte ihn die Creolin durch ein Experiment **in anima viti**, d. h. an dem unglücklichen Hunde des Hauses, der nur leicht in die Nase getroffen, zusammenbrach und unter den gräßlichsten Krämpfen verendete.

Als sie das Stilett auf den Kamin niedergelegt hatte, legte Cäcilie ihren Spenser von schwarzem Tuche vollends ab und blieb mit entblößtem Nacken, Busen und Armen, wie eine Frau im Ball-Costüme vor dem Spiegel stehen.

Nach Art der meisten farbigen Mädchen trug sie anstatt eines Corsetts nur einen niedern Schnürleib von doppelter Leinwand, der ihr die Hüften eng umschloß; ihr orangefarbener Rock, der so unter dieser Art weißen, weitausgeschnittenen Mieders mit kurzen Aermeln befestigt war, bildete auf diese Weise ein noch weit weniger strengeres Costüm als das erstere, und paßte durch seine scheinende Farbe vollkommen zu den scharlachrothen Strümpfen und dem bunten mit so vielem Geschmack um den Kopf der Creolin gebundenen Tuche.

Man konnte nichts Reineres, nichts Vollkommeneres sehen, als die Umrisse ihrer Arme und Schultern, die durch zwei niedliche Grübchen und ein kleines, schwarzes, sammtenes Muttermaal noch einen Reiz mehr erhielten; ein tiefer Seufzer lenkte Cäciliens Aufmerksamkeit ab.

Lächelnd wickelte sie um einen ihrer feinen Finger etliche von den Haarlocken, die unter den Falten ihres Seidentuches hervorquollen.

„Cäcilie! Cäcilie!“ murmelte eine zugleich rauhe und klägliche Stimme und in der Oeffnung des Schiebers der Thüre erschien das häßliche, bleiche Gesicht Jakob Ferrands, dessen Augen durch das Dunkel funkelten.

Cäcilie, die seither stumm geblieben, begann nun mit einem Mal mit sanfter Stimme ein creolisches Lied zu singen; der Text dieses sanften Liedes war schmachtend und

ausdrucksvoll. Die männliche Altstimme Cäciliens übertönte trotz dem, daß sie gedämpft war, den Lärm des Schlagregens draußen und der heftigen Windstöße, die das alte Gebäude von Grund aus erschüttern zu wollen schienen.

„Cäcilie! Cäcilie!" wiederholte Ferrand mit bittendem Tone.

Die Creolin unterbrach sich plötzlich, wandte rasch den Kopf um, als ob sie zum erstenmal die Stimme des Notars hörte und trat arglos zur Thüre.

„Wie, mein lieber Brodherr, Sie sind hier?" rief sie mit leisem Spotte und jenem leichten, fremdartigen Accent dazu, der ihre klangvolle, helle Stimme noch lieblicher erscheinen ließ.

„O wie wunderschön Sie in diesem Anzuge sind!" murmelte der Notar.

„Ist das Ihr Ernst," erwiderte die Creolin, „das bunte Seidentuch steht wohl allerliebst zu meinen schwarzen Haaren, nicht wahr?"

„Ich finde Sie jeden Tag noch hübscher," flüsterte Ferrand.

„Wie gefällt Ihnen mein Arm? er ist rund und weiß, nicht wahr?" fragte Cäcilie neckend.

„Ungeheuer! laß mich . . . . . geh'!" rief Jakob Ferrand wie wüthend.

Cäcilie brach in ein lautes Spottgelächter aus.

„Thor, der ich bin!" murmelte der Notar dumpf, — „nein, es ist zu viel, es ist unerträglich, was ich leide! . . . . O, wenn ich mich nicht vor dem Tode fürchtete! aber sterben heißt ja darauf verzichten, sie zu sehen . . . . . sie, die so reizend ist! Nein, lieber will ich leben und dulden und Sie sehen, Cäcilie! . . . . ."

„Sehen Sie nur herein!" versetzte Cäcilie mit anmuthigem, verführerischem Lächeln, — „das Schieberchen ist ja eigens dazu da, und für den Zweck, daß wir wie ein Paar gute Freunde mit einander plaudern können, um unsere Einsamkeit zu kürzen, die mir wahrhaftig manchmal lästig genug ist! — Sie sind ein so lieber, gütiger

Herr gegen mich, bester Herr Ferrand! .... hören Sie nur, was für gefährliche Geständnisse ich Ihnen durch diesen Schieber machen kann! ...."

„Warum wollen Sie mir denn diese Thür nie öffnen, Cäcilie?" fragte der Notar flehend; — „sehen Sie nur, wie bescheiden und artig ich bin! ..... Heute Abend hätte ich z. B. den Versuch machen können, mit Ihnen in dieses Zimmer zu treten und ich habe es nicht gethan!"

„Sie sind aus zweierlei Gründen so artig!" versetzte Cäcilie, — „einmal, weil Sie wissen, daß ich aus alter Gewohnheit und aus altem Bedürfniß bei meinem unstäten Wanderleben stets einen Dolch bei mir zu tragen pflege .... Sie wissen ja, wie geschickt ich dieses vergiftete Kleinod zu führen weiß, dessen Spitze schärfer ist als der Zahn einer Viper. .... Sie wissen ferner, daß ich mich von dem Tage an, wo ich mich über Sie zu beklagen hätte, dieses Haus für immer verlassen würde, um Sie noch weit mehr als zuvor in mich vernarrt zu hinterlassen; — da Sie nun einmal die Gewogenheit und Gnade hatten, sich in Ihre Magd zu verlieben! ...."

„Meine Magd?" rief Ferrand, — „bin ich nicht vielmehr Ihr Sclave, Cäcilie, den Sie verhöhnen, verachten?..."

„Das ist freilich wahr," versetzte sie schalkhaft.

„Wie? und das rührt Sie nicht, Cäcilie?"

„Nein," sagte sie lächelnd, — „es verschafft mir Vergnügen und Unterhaltung, — die Tage und noch mehr die Nächte sind ja so lang! ....."

„Verfluchte Zauberin!" schrie Ferrand fast schäumend.

„Nein, bester Herr Ferrand! im Ernste gesprochen: Sie scheinen so ganz vernarrt und von Sinnen, Ihre Züge verändern sich so sichtlich, daß ich davon ganz geschmeichelt bin!" rief Cäcilie, — „'s ist freilich ein leichter Triumph, da Sie ganz allein hier sind........."

„Wie entsetzlich, das hören zu müssen und nichts Anderes thun zu können, als sich in ohnmächtigem Zorne verzehren! ...." rief der Notar.

„Ei, ei, Sie haben wahrhaftig den Verstand verlo-

ren!" sagte Cäcilie, — „ich habe Ihnen bisher vielleicht nie etwas so Süßes, Zärtliches gesagt, als so eben......."

„Verhöhnen Sie mich immerhin!" rief Ferrand.

„Ich treibe dießmal keinen Hohn!" versetzte sie ernst, — „ich habe noch nie einen Menschen von Ihrem Alter gesehen, der so verliebt gewesen wäre, nämlich in Ihrer Art, — ja ich muß gestehen, mancher hübsche, junge Mann wäre vielleicht zu einer solchen wüthenden Leidenschaft unfähig. Ein Adonis liebt sich selber eben so sehr als er uns liebt, ... er liebt nur mit den Fingerspitzen, — denn, wenn man ihn auch liebt und begünstigt, was macht er sich daraus? ..... er glaubt nur zu erhalten, was ihm von Rechtswegen zukommt, und ist kaum dankbar dafür. Begünstigt man aber einen Mann wie Sie, bester Herr Ferrand, so entrückt man ihn gleichsam von der Erde in den Himmel, so befriedigt man seine unmöglichsten Hoffnungen, erfüllt seine kühnsten, aber witzigsten Träume! Nicht wahr, bester Herr, wenn ich sagte: Gestehen Sie, daß Sie Cäcilien lieben, so wird sie die Ihrige! so würden Sie sich nicht lange auffordern lassen!?"

„Freilich, freilich!"

„Wohlan denn! wenn Sie mich noch mehr und noch sprechender von Ihrer Leidenschaft überzeugen könnten, hätte ich vielleicht gar den seltsamen Einfall, selbst Ihnen gegenüber dieselbe Rolle zu spielen! ..... Verstehen Sie?"

„Ja, ich begreife," sagte Ferraud mit dumpfem Groll, „daß Sie mich noch immer unerbittlich verhöhnen!"

„Ich sagte ja nur: vielleicht, — die Einsamkeit bringt Einen oft auf höchst sonderbare Einfälle! ...."

Der Ton von Cäciliens Rede war seither spöttisch und höhnisch gewesen; die letztern Worte aber sagte sie mit ernstem, absichtlich festem Tone, und begleitete sie mit einem Blicke, der den Notar mit seltsamer Lust durchschauerte.

„Ich bitte Sie, Cäcilie, schweigen Sie lieber und blicken Sie mich nicht mehr an, sonst machen Sie mich wahnwitzig! — Es wäre mir lieber, Sie sagten jetzt:

niemals! anstatt vielleicht .... dann könnte ich Sie wenigstens verabscheuen, aus dem Hause jagen!" rief Jakob Ferrand, der sich noch einmal einer eitlen Hoffnung hingab. — „Ja, ich würde alsdann nichts mehr von Ihnen erwarten. Leider aber, — ich muß wohl sagen: leider — kenne ich Sie jetzt hinreichend, um selbst wider meinen Willen zu hoffen, daß ich über kurz oder lang einmal Ihrer Langeweile, Ihren verächtlichen Launen zu verdanken haben werde, was ich von Ihrer Liebe wohl nie erreichen kann! — Sie wollen, daß ich Sie von meiner wahnsinnigen Leidenschaft erst überzeuge? Mein Gott, sehen Sie denn nicht, wie unglücklich ich bin? — Ich thue Alles, was in meinen Kräften steht, um Ihnen zu gefallen! .... Sie wollen vor Jedermann's Augen verborgen sein, und ich verstecke Sie in meinem Hause auf das Sorgsamste, selbst auf die Gefahr hin, mich am Ende noch vor den Gerichten zu compromittiren, denn ich weiß ja noch nicht einmal, wer Sie sind! — Ich achte Ihr Geheimniß und spreche deshalb niemals davon mit Ihnen; .... ich habe Sie über Ihre Vergangenheit befragt, allein Sie wollten mir niemals Rede stehen. . . . ."

„Wohlan denn, ich erkenne, daß ich daran Unrecht hatte!" entgegnete Cäcilie; — „ich will Ihnen nun einen Beweis von meinem blinden Vertrauen geben, bester Brodherr . . . . aber hören Sie mich aufmerksam an!"

„Schon wieder ein beißender Scherz oder bitterer Hohn, nicht wahr?" fragte er.

„Gewiß nicht!" erwiderte sie; — „dießmal rede ich ganz im Ernste! . . . . . Sie müssen doch wenigstens die Lebensgeschichte derjenigen kennen lernen, welcher Sie eine so edelmüthige Gastfreundschaft widerfahren lassen!" — In einem Ton heuchlerischer, kläglicher Reue fuhr Cäcilie alsdann fort: „Ich bin die Tochter eines wackern Soldaten, der der Bruder der Frau Pipelet war; mein braver, liebevoller Vater gab mir eine Erziehung über meinen Stand und das war mein Unglück; ein junger Mann aus

reichem, vornehmem Hause verführte mich und verließ mich hernach aufs Niederträchtigste. Dem Zorne meines alten, würdigen Vaters zu entgehen, der im Punkt der Ehre kitzlicher war, als irgend je ein Soldat sein kann, floh ich aus meinem Heimathlande.........." — Nach diesen Worten brach Cäcilie auf einmal in ein lautes, gellendes Lachen aus und fuhr hierauf fort: „Nun, mein bester Herr Ferrand, jetzt haben Sie hoffentlich ein Geschichtchen, das Sie überall wiedererzählen und für höchst wahrscheinlich ausgeben können, denn es ist schon allzu häufig vorgeschützt worden, um unwahr sein zu können. Unterhalten Sie Ihre Neugier einstweilen mit diesem hier, bis ich Ihnen eine pikantere Mittheilung machen werde."

„Ich wußte ja im Voraus, daß Sie nur wieder einen grausamen Hohn mit mir treiben würden," sagte der Notar mit grimmigem, kaum unterdrücktem Zorn. — „Durch nichts lassen Sie sich rühren und erweichen, durch gar nichts! — Was soll ich thun, um Sie für mich zu gewinnen? Geben Sie mir nur wenigstens ein Mittel an! Ich will gegen Sie sein, wie der elendeste Ihrer Knechte! ...... Um Ihretwillen vernachlässige ich meine gewichtigsten Interessen, — ich weiß gar nicht mehr, was ich thue, bin sogar meinen Schreibern ein Gegenstand des Gespötts und Gelächters, — meine Clienten stutzen bereits, ob sie mir noch länger ihre Geschäfte übertragen sollen. .... Ich habe sogar mit etlichen frommen Personen gebrochen, die mich sonst besuchten, und ich wage gar nicht daran zu denken, was man im Publikum über diese meine Bekehrung und Veränderung in allen meinen Sitten und Gewohnheiten sagen wird .... Sie kennen freilich die verhängnißvollen Folgen nicht, welche meine aberwitzige Leidenschaft für mich haben kann. Sind das noch nicht Beweise von Ergebenheit, von Opfern, die ich Ihnen bringe? ..... Wollen Sie noch andre, so reden Sie nur! Brauchen Sie Gold? ..... man hält mich zwar für reicher als ich bin, allein ......"

„Wozu hälfe mir jetzt all Ihr Gold?" unterbrach

Cäcilie achselzuckend den Notar, — „so lange ich mich hier in dieses Zimmer einsperren muß, — was könnte ich inzwischen mit Ihrem Gold beginnen? — Sie haben den Kopf verloren, guter alter Herr!“

„Bin ich denn Schuld, daß Sie gleichsam eine Gefangene hier sind?“ fragte Ferrand, — „mißfällt Ihnen dieses Zimmer, wollen Sie noch ein prächtigeres? ..... Reden, befehlen Sie!“ ....

„Wozu sollte es mir nützen?“ rief sie, — „ja, wenn ich hier ein geliebtes Wesen erwarten dürfte, das mir eben so glühende Liebe zubrächte als einflößte, dann würde ich Gold, Seide und Blumen, Wohlgerüche, kurzum alle Wunderwerke des Prunkes und der Prachtliebe verlangen! — Nichts wäre mir zu kostbar, nichts zu zauberisch, um meiner glühenden Liebe zur Rahme, zum Hintergrund zu dienen,“ sagte Cäcilie in einem so leidenschaftlichen Tone, daß der Notar von lüsterner Gier aufschauerte.

„Nun denn,“ rief er, „wenn Sie sich sehnen nach jenen Wunderwerken der Pracht, so sagen Sie nur ein Wort, und .....“

„Wozu denn, wozu?“ sagte sie verächtlich, — „was hilft mir eine Rahme ohne Gemälde? wo bliebe denn mein geliebtes Wesen?...... O nein, nein! bester Herr!......“

„Ich will ja zugeben, daß ich alt, daß ich häßlich bin,“ rief Ferrand bitter, — „daß ich nicht im Stande bin, Liebe einzuflößen, daß man nur Abscheu und Ekel für mich empfinden kann! .... O sie schmettert mich nieder durch ihre Verachtung, — sie verhöhnt mich, und ich fühle mich nicht einmal stark genug, sie aus dem Hause zu jagen, — ich bin höchstens stark genug, ihren Hohn, ihre Verachtung zu ertragen .....“

„Ei, Sie unausstehlicher Heuler! Sie langweiliger Mensch mit Ihrem ewigen Klagen!“ rief Cäcilie in verächtlichem sardonischem Tone; — „er kann nur heulen, seufzen, stöhnen und den Verzweifelnden spielen! ..... Er, der schon zehn Tage lang ganz allein mit einem jungen Frauenzimmer in einem einsamen Hause eingesperrt lebt....“

„Aber dieses Weib verachtet mich . . . . . . zudem führt es Waffen, sperrt sich ein! . . . . . .“ rief der Notar wüthend.

„Wohlan denn!“ versetzte Cäcilie neckend, — „besiege die Abneigung dieses Weibes, winde ihr den gefürchteten Dolch aus den Händen, zwinge sie, die Thüre aufzusperren, die Dich von ihr trennt . . . . aber all dieß nicht durch rohe Gewalt, die zudem unnütz wäre . . . .“

„Auf welche Weise aber sonst?“ fragte Ferrand.

„Einfach, nur kraft Deiner Leidenschaft!“ antwortete sie.

„Meiner Leidenschaft? . . . . . kann ich denn welche einflößen? Du lieber Gott!“ rief er.

„O Du dauerst mich!“ rief sie, — „armer Notar, Dein Witz und Verstand gehen betteln, hättest lieber Küster werden sollen! . . . . . . Willst Du erst an mir Deine Rolle spielen lernen? geh'! . . . . . Bist zwar häßlich, aber sei nun auch schrecklich, und man wird Deine Häßlichkeit vergessen! . . . . . . Du bist alt, sei nur einmal energisch, und man wird Dein Alter vergessen! . . . . . Du bist jetzt abstoßend, aber suche nur einmal zu drohen, Schreck einzuflößen. Wenn Du auch nicht dem edlen Pferde gleichst, das stolz bei seinen verliebten Stuten wiehert, so gib Dir wenigstens Mühe, nicht dem blödsinnigen dummen Kameel zu gleichen, das gleichmüthig die Knie biegt und den Rücken darbietet! . . . . . . Sei ein Tiger — ein alter wilder Tiger, der sein Blutvergießen mit lautem Gebrüll begleitet, der noch seine ganze Kraft und Wildheit hat . . . . . das Tigerweibchen wird ihm alsdann antworten aus der tiefen Nacht der Wälder, aus der Oede der Wüsten heraus! . . . . . .“

Bei dieser Anrede, die einer gewissen natürlichen und kühnen Beredtsamkeit nicht entbehrte, mußte Jakob Ferrand erbeben, so sehr machte ihn der wilde, fast blutdürstige Ausdruck in den Zügen Cäciliens betroffen, die mit hochwogendem Busen, weitgeöffneten Nasenlöchern und verlan-

gendem Munde den Blick ihrer glühenden dunklen Augen auf ihn heftete. . . . . .

Nie war sie ihm schöner erschienen! . . . .

„Reden Sie weiter, herrliches Mädchen!" rief erwie begeistert, — „reden Sie weiter, dießmal sprechen Sie so ernst, so mit Absicht! . . . . . . O, wenn ich es vermöchte . . . .!"

„Man kann Alles, was man will!" sagte Cäcilie barsch; — „ha, sieh', so alt und häßlich und abstoßend Du auch bist . . . . . möchte ich jetzt doch an Deiner Stelle sein und ein Weib zu verführen haben . . . . . . ein einziges schönes glühendes Weib, die meine Einsamkeit theilte, die mir der Zufall ganz in die Hände geliefert hätte, ... ein Weib, das Alles begreift und versteht, weil sie vielleicht zu Allem fähig ist . . . . . . wahrhaftig ich wüßte sie zu verführen. Und ist einmal dieß Ziel erreicht, so müßte Alles, was zuvor wider mich gewesen wäre, zu meinen Gunsten und zu meinem Vortheil ausschlagen! . . . . Ha, welch' ein Stolz, welch' ein Triumph, sich sagen zu können: Ich habe mein Alter, meine Häßlichkeit vergessen zu machen gewußt; ich verdanke die Liebe, die ich mir erworben, nicht dem Mitleid, nicht einer unwürdigen, verworfenen oder wollüstigen Laune, — sondern ich verdanke sie meinem Verstand, meiner Kühnheit, meiner Energie, ... ja, ich verdanke sie vor Allem meiner zügellosen Leidenschaft! . . . . . Ja, und wenn nun schöne junge Männer kämen, feine Leute voll Geist und Anmuth und Reizen, würde dennoch diese Frau, die ich mir durch unbegränzte Beweise zügelloser Leidenschaft zu eigen gemacht habe, sie keines Blickes würdigen, — weil sie wohl wüßte, daß diese zügellosen Elegants oder eleganten Wüstlinge sich scheuen würden, die Schleife ihrer Halsbinde oder eine Locke ihres Haares zu verderben und zu zerdrücken, um einem ihrer phantastischen Befehle zu gehorchen, während, wenn sie ihr Taschentuch in eine Lohe von Flammen werfen wollte, der Tiger sich mit Freuden und lautem Froh-

locken auf einen Wink von ihr mitten in die Gluth stürzen würde! . . . . ."

„Ja, bei Gott, ich würde es thun! . . . . . Machen Sie nur einmal den Versuch!" rief Ferrand in immer steigender Exaltation.

Cäcilie trat einmal näher zum Schieber und heftete fortwährend einen festen durchdringenden Blick auf den Notar Jakob Ferrand.

„Die Frau nämlich wußte wohl," fuhr die Creolin fort, — „daß wenn sie irgend eine wilde ungewöhnliche Laune, ein auffallendes Gelüste zeigen würde, diese schönen jungen Herrn ihr Geld, wenn sie welches haben, oder sonst einen Vorzug, falls sie kein Geld hätten, in die Wagschale legen und berücksichtigen würden, während der alte Tiger . . . ."

„Nichts fürchten, nichts berücksichtigen wollte!" unterbrach sie der Notar in aberwitziger Aufregung, — „er würde nichts in die Wagschale legen, nichts erwägen, hören Sie? . . . . . Er würde Ehre, Glück, Vermögen, Alles — Alles zum Opfer bringen!"

„Wirklich? würde er das?" sagte Cäcilie, und legte ihre reizenden Finger auf die knöcherne rauh behaarte Hand des Notars, der sich mit gräßlicher Gier in den Schieber einkrallte, als wolle er die dichte starke Thür zerreißen.

Zum Erstenmal fühlte Jakob Ferrand die Berührung der zarten weichen und warmen Haut der Creolin.

Er ward noch bläßer als zuvor, zitterte heftig und stieß ein rauhes wildes Stöhnen aus.

„Und wenn nun diese Frau ebenfalls einen glühenden leidenschaftlichen Charakter hätte," fuhr Cäcilie fort, — „wenn sie zufällig einen Feind hätte, den sie ihrem alten Tiger wiese? und wenn sie alsdann zu ihm spräche: schlag' ihn nieder . . . . . ."

„So würde er ihn erschlagen!" rief Jakob Ferrand mit drohendem Ernste und versuchte mit seinen glühenden vertrockneten Lippen die weichen feinen Fingerspitzen Cäciliens zu erreichen.

„Wirklich?" fragte sie ihn lächelnd, und legte ihre Hand auf die des Notars, — „würde mein alter Tiger ihn erschlagen? . . . ."

„Um Dich zu besitzen, wäre mir kein Verbrechen zu groß!" rief der Nichtswürdige.

„Halt, Männchen!" rief Cäcilie plötzlich und zog ihre Hand zurück, — „wenn das Dein Ernst wäre, würde ich Dich gar nicht wieder kennen! Du würdest mir nicht mehr so häßlich erscheinen als seither! . . . . . . aber geh', Du treibst nur Spaß!"

Und bei diesen Worten eilte sie rasch von der Thüre hinweg.

Das abscheuliche Geschöpf hatte seinen letzten Geberden und Worten einen Ton von so unglaublicher Wahrheit zu geben gewußt, ihr zugleich überraschter, glühender und zorniger Blick schien auf so natürliche Weise ihren Aerger darüber auszudrücken, daß sie einen Augenblick der Häßlichkeit dieses Jakob Ferrand vergessen, daß dieser sich an das Gitter des Schiebfensterchens ankrallte und in einer Aufwallung aberwitziger Hoffnung in den Ruf ausbrach:

„Komm' zurück, Cäcilie! komm'! ich will Dein Tiger sein!"

„Nein, nein, bester Herr!" entgegnete Cäcilie, und wich immer weiter von dem Schiebfenster der Thüre zurück, — „ich darf nicht; um den bösen Geist zu beschwichtigen, der mich jetzt versucht, will ich ein Lied meiner Heimath singen! — Hörst Du es, Gebieter! . . . . . draußen heult der Wind mit verdoppelter Wuth, der Sturm entfesselt sich . . . . . was für eine herrliche Nacht für zwei Liebende, neben einem freundlich knisternden Feuerchen zu sitzen und zu kosen . . . ."

„O komm' zurück, Cäcilie!" rief Jakob Ferrand in flehentlichem Tone.

„Nein, nein; jetzt nicht, aber später vielleicht, wenn ich es ohne Gefahr kann!" versetzte sie mit weicher schmachtender Stimme; — „das Licht dieser Lampe thut mir in

den Augen wehe, eine sanfte Sehnsucht senkt sich auf meine Augenlieder herab . . . . . . ich weiß nicht, welch' ein seltsames Gefühl, was für eine Rührung mich überkommt! — Ein Halbdunkel würde mir besser gefallen, denn ich würde mir dabei denken, es sei die Dämmerung der Wollust . . . . ."

Bei diesen Worten trat Cäcilie zum Kamin, löschte die auf dem Sims stehende Lampe aus, nahm eine Guitarre von der Wand und warf frische Kohlen an's aufgeschürte Feuer, dessen flackernder Schein nun ein mildes röthliches Halblicht über das ungeheure Gemach verbreitete.

Vom engen Schiebfensterchen aus, wo Jakob Ferrand unbeweglich stand, sah er etwa folgende Scene:

Inmitten des hellen Lichtgürtels, den die flackernde zuckende Gluth der Flamme ausstrahlte, lag Cäcilie auf einem großen Divan von granatapfelfarbiger Seide in einer verführerischen wollüstig üppigen Stellung reizend hingegossen und entlockte der Guitarre, die halb auf ihrem Schooße ruhte, ein harmonisches Vorspiel im schmelzendsten Moll.

Die glühende Lohe des Heerdes im Kamin übergoß die Creolin mit rothem Widerschein, so daß sie nun fast allein hell und beleuchtet war, während der Rest des Gemachs in linde Dämmerung verhüllt blieb.

Die Wirkung dieses Gemäldes zu vervollständigen, möge sich der Leser den geheimnißvollen, ja fast phantastischen Effekt zu vergegenwärtigen suchen, wenn in einem ziemlich großen Gemach die Gluth des Kaminfeuers mit den langen dunkeln Schatten streitet, die an der Decke und an den Wänden erzittern.

Man hörte von draußen das hohle Rauschen und Heulen des Sturms, der mit Orkan ähnlicher Wuth das einsame Gebäude umtobte.

Während Cäcilie so auf ihrer Guitarre präludirte, heftete sie noch immer hartnäckig ihren magnetischen Blick auf den Notar Ferrand, der wie verzaubert den Blick nicht von ihr zu verwenden vermochte.

„Kommen Sie, bester Herr!" rief die Creolin, „hören

Sie einmal auf dieses Lied meiner Heimath; wir können keine Verse machen, sagen nur ein einfaches Recitativ ohne Reime her, und improvisiren zwischen jeder Strophe so gut wir's eben verstehen, eine Art Gesang, dessen Musik dem Gedanken und Sinne des Stegreifverses angepaßt ist; diese Art von Gesang ist sehr naiv und schäferart g: allein ich bin doch überzeugt, daß sie Ihnen gefallen wird, Hausherr. — Das Lied, das ich Ihnen singen will, heißt das liebende Weib, und führt sie selbst redend ein."

Cäcilie begann hierauf ein Recitativ, das mehr durch Ausdruck ihrer Stimme, als durch die Modulation ihres Gesanges musikalischen und dramatischen Ausdruck erhielt. Einige sanfte, zitternde Akkorde bildeten die ganze Begleitung. Cäciliens Lied lautete folgendermaßen:

Blumen, überall Blumen! ...
Mein Geliebter wird kommen! eine Ahnung von Glück macht mich schmachten und reizt mich doch wieder mächtig auf.
Laß uns die lichte Helle des Tages dämpfen, denn die Wollust sucht einen durchsichtigen Schatten.
Lieber als der frische Duft der Blumen ist meinem Geliebten mein heißer Athem.
Die lichte Helle des Tages soll seinen Augen nicht wehe thun, denn unter meinen Küssen werden seine Augenlieder geschlossen bleiben!
Komm', o komm', mein Engel! — mein Busen wogt, mein Blut glüht und alle meine Pulse schlagen Dir entgegen.
Komm' .... komm' .... o komme!

Die Creolin sprach diese Worte mit so ungeduldiger Gluth, als ob sie sie wirklich an einen unsichtbaren Geliebten gerichtet hätte, und übersetzte sie hernach gleichsam in ein Thema der reizendsten Melodie; ihre reizenden Finger entlockten der Guitarre, diesem sonst so wenig klangreichen Instrumente, Fibrationen voll der schmelzendsten Harmonie. Die belebten Züge Cäciliens und ihre feuchten verschleierten Augen, die immer fest auf die des Notars Ferrand gerichtet blieben, drückten die glühende Sehnsucht des Herzens aus.

Diese Worte der Liebe, die berauschende Musik, der glühende Blick, die himmlisch ideale Schönheit der Creolin und überdem noch das tiefe Schweigen der Nacht

ringsum, Alles das trug in diesem Augenblicke dazu bei, die Sinne Jakob Ferrand's zu verwirren.

Athemlos, seiner selbst vergessend, brach er in den Ruf aus:

„Gnade, Cäcilie, Gnade! — Schweig, man möchte den Kopf darüber verlieren . . . O ich möchte sterben, ich möchte wahnsinnig werden!“

„Hören Sie nun den andern Stegreifvers, Hausherr!“ sagte die Creolin und begann ein neues Vorspiel.

Dann fuhr sie in ihrem leidenschaftlichen Recitativ fort:

Wenn mein Geliebter da wäre und seine Hand meine nackte Schulter berührte, würde ich vor Wollust erbeben und hinsterben. . . .
Wenn er da wäre und seine üppigen Haare meine Wange streiften, würde glühender Purpur die bleiche, abgehärmte überziehen . . . .
Meine bleiche Wange würde in Feuer gerathen . . . .
Seele meiner Seele, wenn du da wärest, würden meine vertrockneten, meine gierigen Lippen dir auch nicht ein Wort sagen.
Leben meines Lebens, wenn du da wärest, würde nicht ich sterbend dich um Gnade flehen; denn Alle, die ich liebe, wie ich dich liebe, tödte ich.
Komm', o komm', mein Engel! — Mein Busen wogt, mein Blut glüht und alle meine Pulse schlagen dir entgegen. — Komm', komm!

Wenn die Creolin die erste Strophe mit wollüstiger Sehnsucht vorgetragen hatte, so legte sie in die letzten Worte die ganze Gluth antiker Liebe.

Als ob die Musik unzulänglich gewesen wäre, ihren wahnsinnigen Taumel auszudrücken, warf sie alsdann die Guitarre von sich, richtete sich halb empor, breitete die Arme nach der Thüre hinaus, wo Jakob Ferrand stand, und wiederholte mit schmelzender, leiser, schmachtender Stimme die Worte: „Komm — komm — o komm!“

Den elektrischen Blick zu beschreiben, womit sie diese Worte begleitete, wäre unmöglich. — Ferrand stieß einen entsetzlichen Schrei aus. „Ha!“ rief er, „Tod und Vernichtung auf Den, den Du lieben würdest, der diese glühenden Worte von Dir zu hören bekäme! Sieh', mein Vermögen, mein ganzes Leben würde ich hingeben für eine einzige Minute dieser verzehrenden Wollust, die Du mit solchen Flammenzügen schilderst!“ — und in einer Auf-

wallung wüthender Eifersucht und sinnlicher Gluth rüttelte er mit diesen Worten aus allen Kräften an der Thüre.

Geschmeidig wie ein Panther eilte Cäcilie mit einem Sprunge an's Schiebfenster hin, und sagte, als ob sie nur mit Mühe ihrer erheuchelten Aufregung Herrin zu werden vermöchte, mit tiefer, unsicherer und verlangender Stimme zu Ferrand:

„Wohlan, ich will Dir nun eingestehen, daß mich selbst jetzt das Feuer der Sinnlichkeit ergriffen, daß die glühenden Worte dieses Liedes gieriges Verlangen in mir erregt haben. — Ich wollte nicht mehr an diese Thüre zurückkehren, und doch bin ich jetzt fast wider Willen hier — denn es klingen mir noch Deine Worte von vorhin im Ohre nach: Wenn Du mir gebieten würdest, Einen zu tödten, so müßte er unter meinen Händen sterben! Du liebst mich also wohl?"

„Willst Du Gold? .... all' mein Gold?" rief Ferrand.

„Nein, ich danke .... ich habe genug!" erwiderte Cäcilie.

„Hast Du einen Feind? ich tödte ihn!"

„Mir kann Niemand feind sein!" versetzte Cäcilie.

„Willst Du meine Gattin werden? ... ich heirathe Dich schon morgen!" rief der Notar.

„Ich bin verheirathet!" erwiderte sie.

„Was willst Du denn sonst? Mein Gott, sprich nur, rede! was willst Du?"

„Beweise mir, daß Deine Leidenschaft blind, unauslöschlich und bis zum Wahnsinn wüthend ist, daß Du Alles für sie opfern würdest!" rief Cäcilie.

„Alles, Alles will ich Dir zum Opfer bringen! doch sage mir nur wie!" stöhnte Ferrand.

„Das weiß ich selbst nicht!" versetzte sie, — „vorhin hat die Gluth, die aus Deinen Augen strahlte, mich geblendet! — Wenn Du mir jetzt gleich einen jener Beweise von wilder Liebe geben könntest, die die Einbildungskraft einer Frau bis zum Aberwitz steigern, so weiß ich

nicht, wessen ich fähig sein könnte! — Aber beeile Dich, ich bin ein launisches Wesen, und schon morgen dürfte der Eindruck dessen vielleicht schon verwischt sein, was mich jetzt entzückt!"

„Aber was für einen Beweis kann ich Dir hier gleich zur Stelle geben?" rief der Elende händeringend, — „das ist ja eine entsetzliche vernichtende Strafe, die Du über mich verhängst! — Sag' mir nur, was für einen Beweis .....?"

„Du bist ein Thor!" erwiderte Cäcilie und trat mit anscheinend zorniger und verächtlicher Entrüstung vom Schieber weg, — „ich habe mich getäuscht, als ich Dich eines energischen Gefühls, einer gänzlichen und unumschränkten Hingebung fähig hielt! — Schade darum! ... gute Nacht!"

„O geh' nicht, Cäcilie! — komm wieder zurück!" rief Ferrand, — „sprich, was soll ich thun? ... Sag' mir's nur wenigstens! O meine Sinne schwinden, meine Gedanken verwirren sich! ... was soll ich thun? was soll ich beginnen?"

„Errathe es!" erwiderte sie stotternd; — „ich wäre eben nur allzusehr aufgelegt gewesen, mich verführen zu lassen, wenn Du nur gewollt hättest! ... Glaub' mir, Du sollst nicht so bald wieder eine ähnliche Gelegenheit finden! ..."

„So sag' mir nur wenigstens, was Du wünschest!" rief der Notar, dessen sinnliche Gluth dem Wahnsinn nahe kam; — „erkläre Dich nur deutlicher, ... befehle mir, ... wie kann ich es denn errathen?"

„Geh' nur!" erwiderte sie verächtlich, — „wenn Du mich so innig und leidenschaftlich lieben würdest, als Du mich zu lieben vorgibst, würdest Du auch Mittel finden, mich zu überreden. — Gute Nacht! .... Ich will das Schiebfensterchen schließen, anstatt diese Thüre zu öffnen!"

„Gnade! o Gnade! .... höre mich, Cäcilie!"

„Ich hatte vorhin schon einen Augenblick lang geglaubt, mein Kopf schwindle und meine Pulse fiebern, —

die Dunkelheit wäre hereingebrochen, wenn das Feuer im Heerde erloschen wäre . . . alsdann hätte ich für nichts mehr Sinne gehabt, als für Deine Ergebung, — alsdann hätte ich diesen Riegel, der uns trennte . . . . aber nein! Du willst ja nicht! . . . . O Du weißt nicht, was Du verlierst! — Gute Nacht, heiliger Mann!"

„Cäcilie, horch! . . . bleibe! — Nun hab' ich es gefunden!" rief Jakob Ferrand nach einer Pause, und zwar mit einem Ausbruch schwer zu beschreibender Freude.

Schwindel umnebelte jetzt seine Sinne, — ein unreiner Schleier schien sich auf sein Bewußtsein, auf seine Denkkraft herabzusenken. Den blinden, viehischen, wahnwitzigen Gelüsten der rohen thierischen Sinnlichkeit dahingegeben, verlor er alle Klugheit, alle Selbstbeherrschung, . . . ja selbst der sittliche, der höhere Selbsterhaltungstrieb erlosch in dem Nichtswürdigen . . .

„Wohlan denn! wo ist der Beweis Deiner Liebe?" fragte die Creolin, die erst zum Kamin getreten war, um ihren Dolch zu ergreifen, und nun in der wollüstigen, warmen, dunkelrothen Beleuchtung der Kohlengluth langsam wieder an das Schiebfensterchen zurückkehrte . . . . .

Ohne daß es der Notar inne ward, überzeugte sie sich von der Festigkeit und Haltbarkeit einer kleinen doch starken eisernen Kette mit zwei Zapfen, deren einer in die Thüre selbst, der andere aber in die Verkleidung eingetrieben und eingeschraubt war.

„Höre mich, Cäcilie!" flüsterte Ferrand mit rauher, unsicherer Stimme, — „wenn ich nun meine Ehre, mein Vermögen, ja sogar mein Leben jetzt in diesem Augenblick in Deine Hände legte, . . . würdest Du alsdann glauben, daß ich Dich liebe? . . . Würde dieser Beweis von Leidenschaft Dir genügen?"

„Deine Ehre, Dein Vermögen und Dein Leben, — wie soll ich das verstehen?" fragte Cäcilie.

„Wenn ich Dir ein Geheimniß anvertrauen würde, das mich auf's Schaffott bringen könnte, . . . würdest Du also einwilligen, mein zu sein?" rief Ferrand.

„Bah, — wie solltest Du ein solcher Verbrecher sein? — Du hast mich zum Besten!“ sagte Cäcilie ungläubig. — „Du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, daß Deine Sittenstrenge, Deine Rechtschaffenheit, Deine Frömmigkeit nur erheuchelt sind?“ ....

„Sie sind es dennoch! sie sind Lügen!“ betheuerte Ferrand.

„Obwohl Du fast für einen Heiligen giltst, würdest Du alsdann doch ein wahrer Teufel!“ erwiderte sie, — „geh', Du prahlst! Du rühmst Dich eines Dings, das schlechterdings unmöglich ist! — Nein, kein Mensch besitzt eine so gewandte Schlauheit, eine so kaltblütige Geistesgegenwart und Energie, und eine so tüchtige Kühnheit, um auf solche Weise den Menschen Vertrauen und Achtung abzutrügen! .... Das wäre ein höllischer Spott, eine schauderhafte Herausforderung, die gleichsam der ganzen Menschheit in's Gesicht geworfen wäre! .... “

„Aber ich bin ein solcher Mensch, — ich habe auf diese Weise durch Trug und Hohn der ganzen Welt den Handschuh hingeworfen!“ rief das Ungethüm in einem Ausbruche schauderhaften Stolzes.

„Jakob, Jakob! rede nicht so, ... Du könntest mich sonst leicht wahnsinnig machen!“ sagte Cäcilie mit wogendem Busen und unsicherer weicher Stimme.

„Willst Du meinen Kopf um eine einzige Deiner Liebkosungen? .... nimm ihn!“ rief Ferrand in trunkenem Taumel.

„Recht so, Männchen! das ist die wahre Leidenschaft!“ rief Cäcilie wie begeistert, — „sieh' ... nimm hier meinen Dolch ... Deine Gluth entwaffnet meine Vorsicht!“

Jakob Ferrand griff vorsichtig durch's Schiebfensterchen nach der Waffe herein, nahm sie aus Cäciliens Händen und schleuderte sie weit von sich in den Flur hinaus.

„Glaubst Du mir nun, Cäcilie?“ rief er wie berauscht.

Die Creolin drückte ihre beiden runden reizenden Händchen in die knöchernen fleischlosen Finger Jakob Ferrand's. — „Ja, nun glaube ich Dir, denn nun leuchtet und glüht

wieder jener Blick in Deinem Auge, den ich schon vorhin bemerkte, — derselbe Blick, der mich schon vorhin bezauberte! . . . . . Deine Augen funkeln in wilder Gluth, — Deine Augen gefallen mir jetzt, Jakob! — Sieh', wenn Du wahr redetest, — wenn Du mir ehrlich antwortetest! . . . Deine Stirn ist drohend, Dein Gesicht entsetzlich, — Du bist fürchterlich und doch schön wie ein wüthender Tiger! — Aber sagst Du mir auch wirklich die Wahrheit?"

„Gewiß!" versetzte er, — „glaube mir, ich habe Verbrechen begangen!"

„Um so besser, Männchen!" erwiderte Cäcilie mit ermuthigender Freude, — „beweise mir sie und zeige mir dadurch die Leidenschaft Deiner Neigung! . . . "

„Und wenn ich Dir Alles sage? . . . . "

„So werde ich Dir auch Alles gewähren!" unterbrach ihn Cäcilie, — „sieh', Jakob, wenn Du nie solches blindes, muthiges Vertrauen in mich setztest, wenn Du mich so liebtest, würde ich nimmer das geliebte Ideal meines Liedes anrufen. — Du wärst es alsdann, mein Tiger, den ich riefe: Komm' — komm' — o komm'! . . ."

Bei diesen letztern Worten trat sie so nahe zum Schieber, daß Jakob Ferrand den glühenden Athem der Creolin seine Wangen bestreichen fühlte, und aus seinen behaarten harten Fingern nicht allein den sanften und doch elektrischen Druck ihrer Hände, sondern auch die feuchte Wärme ihrer Korallenlippen fühlte.

„Ja, Du sollst mein werden! . . . . ich will Dein Tiger sein!" rief er, — „hernach kannst Du meinetwegen, wenn es Dir gefällt, meinen Namen entehren, mein Haupt auf den Block bringen! . . . — Meine Ehre, mein Leben gehören jetzt Dein, Dein allein . . . Höre mir zu: Vor etwa zehn Jahren legte man ein junges Mädchen, ein Kind und zweimalhunderttausend Franken in meine Hände, die für das Kind bestimmt waren; ich setzte das Kind aus, gab es mittelst eines verfälschten Todtenscheins für todt aus und unterschlug das Geld! . . ."

„Das war ein kühner, geschickter Streich!" rief Cäcilie, — „wer hätte das von Dir geglaubt?"

„Höre weiter!" fuhr der Notar fort, — „ich haßte meinen Kassier, weil er mir zu ehrlich war — eines Abends nahm er mir ein wenig Geld, das er mir schon am andern Tag wieder hatte zurückerstatten wollen; — um aber den Verhaßten in's Verderben zu stürzen, beschuldigte ich ihn des Diebstahls einer weit beträchtlicheren Summe. Man glaubte mir mehr als ihm, und warf ihn in's Gefängniß, wo er noch jetzt sitzt. — Nun ist meine Ehre ganz in Deinen Händen, nicht wahr?"

„Ich sehe nun, Du liebst mich, Jakob, Du liebst mich!" sagte Cäcilie. — „Es ist kein geringer Einfluß, den ich über Dich gewonnen habe, daß Du mir Deine Geheimnisse so anvertraust, und ich will mich keineswegs undankbar dafür beweisen! — Gieb mir Deine Stirne her, hinter welcher alle diese höllischen Gedanken entsprossen sind, daß ich sie küsse! . . ."

„O," rief der Notar vor Entzücken stammelnd, — „wäre jetzt ein Schaffott hier vor meinen Augen aufgerichtet, ich würde nicht zurückbeben, keinen Schritt weichen! — Höre noch weiter! . . . Das Kind, das ich einst ausgesetzt habe, ist mir wieder in den Weg gekommen; da es mir Furcht einflößte, ließ ich es umbringen!"

„Du hättest das gethan?" rief Cäcilie voll Bewunderung, „und wie denn? wo? wann?"

„Erst vor wenigen Tagen bei der Brücke von Asnières!" versetzte der Notar; — „ein gewisser Martial, der auf der Isle du Ravageur wohnt, hat das Mädchen in einem Boote ertränkt, in dessen Boden er eine Klappe angebracht hatte! . . . Sieh', ich gebe Dir noch die näheren Umstände an, damit Du mir eher glaubst! — Läßt Du Dich nun überzeugen?"

„Du bist ein Teufel aus der Hölle, flößest Schauder und Abscheu ein; und dennoch ziehst Du mich an, erregst mich bis zur Leidenschaft! . . . ." rief Cäcilie, — „Teufel, wie weit geht Deine Macht?"

„Höre nur weiter,“ hub Ferrand wieder an, — „lange vor diesem Stückchen hat ein angesehener Mann mir hunderttausend Thaler anvertraut; — ich stellte ihm einen Hinterhalt, schoß ihn nieder, bewies hinterher, daß er sich selbst entleibt, weil er sich durch tolle Spekulationen ruinirt habe; und läugnete das Geld ab, das er mir anvertraut hatte, als es seine Schwester von mir zurückverlangte! — Jetzt liegt mein ganzes Leben in Deiner Hand . . . . . öffne mir nun auch!“

„Komm', Jakob! ich bete Dich an!“ rief die Creolin begeistert.

„Ha, träte jetzt tausendfach der Tod mir entgegen, ich trotzte ihm!“ rief der Notar in einem Zustande von Ueberreiz und Aufregung, der nicht zu beschreiben ist. — „Ja, Du hattest Recht! wäre ich jung, schön und liebenswürdig, so würde ich nicht diese triumphirende Freude empfinden! . . . O gieb mir den Schlüssel! den Schlüssel! . . . ziehe endlich den Riegel zurück!“ . . .

Die Creolin nahm den Schlüssel aus dem Schlosse, das von innen geschlossen war, und reichte ihn dem Notar durch das Schiebfensterchen hinaus, indem sie ihm mit süßer zärtlicher Stimme zuflüsterte:

„Jakob! ich bin wahnsinnig in Dich verliebt!“

„Wirst Du nun endlich mein?“ rief er mit wilder Gier und schloß hastig die Thüre von Außen auf, allein der von innen noch vorgeschobene Riegel sperrte noch immer die Thüre ab, daß sie seinem Drängen nicht nachgab.

„Komm', mein Tigerchen! komm'!“ . . . . . flüsterte Cäcilie in ihren anlockendsten Tönen.

„Zieh' den Riegel zurück, mein Engel!“ bat Ferrand ungestüm.

„Aber wenn Du mich getäuscht hättest?!“ sprach sie nun auf einmal zögernd, „wenn Du alle diese Geheimnisse nur erfunden hättest, um mich zum Besten zu haben, zu verhöhnen?“

Der Notar blieb einen Augenblick wie von Betreffenheit befangen; denn gerade jetzt, wo er sich bereits am

Ziele seine Wünsche wähnte, mußte das letzte Geheimniß seine wüthende Ungeduld auf die Spitze treiben.

Er griff rasch mit der Hand in die Brust, öffnete seine Weste, zerriß gewaltsam eine kleine Stahlkette, an welcher ein kleines flaches Taschenbuch hing, ergriff es, zeigte es durch das Schieberchen hindurch Cäcilien und sagte mit gepreßter keuchender Stimme zu ihr:

„Sieh', Cäcilie, mit dem, was Du in diesem Buche hier findest, kannst Du meinen Kopf auf den Block bringen, ziehe den Riegel zurück und das Taschenbuch ist Dein."

„Gieb her, mein Tiger!" rief Cäcilie, und schob mit der einen Hand lautschallend den Riegel zurück, während sie mit der andern das Taschenbuch erfaßte . . .

Aber Jakob Ferrand überließ es ihr erst in dem Augenblick, wo er fühlte, daß die Thüre unter seinen Anstrengungen nachgab.

Wenn aber die Thüre auch wich, so öffnete sie sich doch nur höchstens einen halben Fuß weit, da sie in der Höhe des Schloßes durch die Kette und die Pfosten und Schrauben zusammengehalten wurde.

Ergrimmt über dieses unvorhergesehene Hinderniß stemmte sich Jakob Ferrand wider die Thüre und rüttelte mit verzweiflungsvoller Anstrengung an ihr.

Mit der Schnelligkeit des Gedankens nahm Cäcilie das Taschenbuch zwischen die Zähne, öffnete ein Fenster, warf einen Mantel in den Hof hinab und ließ sich ebenso geschmeidig als kühn mittelst eines Tau's mit Knoten, das sie zuvor am Balkon fest gemacht hatte, vom ersten Stockwerk in den Hof hinuntergleiten, wo sie so schnell und leicht ankam, wie ein Pfeil, der zu Boden fällt.

Eiligst hüllte sie sich hierauf unten in den Mantel, sprang nach der Portierloge hin, öffnete sie, zog den Riemen, trat dann zum Einfahrtthore hinaus auf die Straße und schwang sich in einen Wagen, der schon seit dem Tage, wo Cäcilie bei Jakob Ferrand in Dienst getreten war, jeden Abend auf Befehl des Baron von Graun in der Nähe des Hauses vorfuhr und die ganze Nacht über

halten mußte, um jedem Unfall vorzubeugen und zuvorzukommen. . . .

Kaum saß Cäcilie im Wagen, so eilten die Pferde im schärfsten Trab davon. Er erreichte den Boulevard noch ehe Jakob Ferrand inne geworden war, daß Cäcilie ihm entkommen sei.

Da die Thüre von Cäciliens Zimmer sich nicht weiter öffnete, konnte nämlich das alte Ungeheuer das Fenster nicht bemerken, dessen sich die Creolin bedient hatte, um ihre Flucht vorzubereiten und zu sichern . . . .

Mit einem letzten wüthenden, wuchtigen Druck seiner breiten Schultern sprengte endlich Jakob Ferrand die Kette, welche die Thüre halb offen hielt und ihn noch von dem Lohne seiner Ergebenheit und Aufopferung trennte . . . .

Blindlings stürzte er in's Zimmer hinein, allein es war leer, das Tau mit dem Knoten schaukelte noch am Balkon des Fensters, über das er sich hinausbog und im Scheine des Mondes, der eben aus den vom Orkan zusammengetriebenen Wolken heraustrat, sah er in der Vertiefung des gewölbten Thorwegs das Einfahrtthor offen stehen.

Jakob Ferrand errieth nun Alles.

Ein letzter Hoffnungsschimmer blieb ihm noch. —

Muthig und kräftig schwang er sich über den Balkon, ließ sich ebenfalls an dem Tau in den Hof hinuntergleiten und rannte hastig durch den Thorweg auf die Straße hinaus.

Die Straße war aber leer und weit und breit Niemand zu sehen. Alles ringsum war still wie das Grab und nur aus der Ferne schallte noch das Rollen des Wagens herüber, in dem die Creolin eilends davon fuhr.

Der Notar hielt ihn indeß für irgend eine verspätete herrschaftliche Equipage und legte eben nicht viel Werth auf diesen Umstand.

So blieb also gar keine Hoffnung mehr für ihn, Cäcilien aufzufinden, die den Beweis seiner Verbrechen mit sich forttrug! . . .

Ueber dieser schauderhaften Gewißheit sank er wie vom Donner gerührt auf einen Eckstein neben dem Einfahrtthore.

Hier blieb er lange stumm, unbeweglich wie versteinert. Mit starren, gläsernen Augen, festgeschlossenen knirschenden Zähnen und schäumendem Munde zerfleischte er sich fast bewußtlos die Brust mit den Nägeln seiner Finger, daß sie blutete und seine Denkkraft schien sich verwirren und in einem unergründlichen Abgrund verlieren zu wollen.

Als er aus seiner blödsinnigen Betäubung und Starrheit wieder erwachte, konnte er nur schwerfällig und mit unsichern Schritten gehen, die Gegenstände schwankten und zitterten vor seinen Augen, wie bei einem schwer Betrunkenen. —

Heftig schlug er das Einfahrtthor zu und kehrte in den Hof zurück . . . .

Der Regen hatte aufgehört, aber der Wind, der noch immer heftig wehte, jagte schwerfällige, graue Wolken vor dem Monde hin, ohne ihn indeß ganz verdunkeln zu können, so daß sein gedämpftes, zitterndes Licht noch immer einen bleichen, unsichern Schein über Haus und Hof breitete.

Die frische, kalte Nachtluft hatte Ferrand ein wenig beruhigt und er hoffte nun durch einen kleinen Spaziergang und lebhafte Körperbewegung die innere Aufregung beschwichtigen zu können, die wie ein glühender Hauch an seinem Innern zehrte, deshalb schritt er rasch und mit schwankenden Knieen durch die kothigen Gänge seines Gartens dahin und schlug sich von Zeit zu Zeit mit den geballten Fäusten an die Stirne . . . .

Wie er nun so absichtslos und unbewußt durch den Garten hinging, stieß er auch am Ende eines Weges auf die Reste eines zerfallenen Treibhauses und sein Fuß stolperte plötzlich über einen Haufen frisch aufgewühlter Erde...

Er bückte sich hernieder und stierte maschinenmäßig auf dieses Hemmniß herab, bis er deutlich ein Paar blutige Leinwandfetzen entdecken konnte . . . Er stand nun

neben dem Grabe, das Louise Morel aufgewühlt hatte, um ihr todtgebornes Kind zu verstecken, — ihr Kind, das ja auch zugleich das des Notars Ferrand war.

Trotz seiner Verhärtung, trotz der entsetzlichen Furcht, die ihn quälte, mußte Jakob Ferrand doch vor Entsetzen zusammenschaudern . . . .

In diesem zufälligen Zusammentreffen lag etwas Verhängnißvolles, ein sichtbares Eingreifen und Mitwirken der Vorsehung . . .

Eben jetzt, wo ihn die rächende Sühne seiner Wollust verfolgte, führte ihn der Zufall an das Grab seines Kindes, der unglücklichen Frucht einer Nothzucht und der brutalsten thierischen Gelüste.

Unter allen andern Umständen wäre Jakob Ferrand mit frecher Gleichgültigkeit über dieses Grab hinweggeschritten, allein der Auftritt, den wir so eben erzählt haben, hatte seine ganze wilde Energie erschöpft und er fühlte sich von einer plötzlichen Ohnmacht und grausem Schreck erfaßt . . . .

Eisiger Schweiß trat ihm auf die Stirne, seine zitternden Kniee brachen unter ihm zusammen und er stürzte bewußtlos und ohne Bewegung neben diesem offenen Grabe nieder.

XII.

Das Gefängniß La Force.

Unerklärlicher, grausamer Irrthum.
(Wolfrang, Buch II.)

Wenn man die Ausdehnung betrachtet, die wir den nachfolgenden Scenen gegeben haben, beschuldigt man uns vielleicht, der Einheit der Idee unserer Erzäh-

lung durch einige episodische Gemälde Eintrag thun zu wollen; allein es däucht uns, als ob hauptsächlich in diesem Augenblicke, wo wichtige Fragen im Strafrechte und hinsichtlich der Bestrafung verschiedener Vergehen — Fragen, die eine wunde Stelle in unserm gesellschaftlichen Zustande berühren — an der Tagesordnung sind und wenn auch noch nicht entschieden (unsere Gesetzgeber werden sich wohl davor hüten [1]), doch wenigstens besprochen werden, — däucht es uns, sagen wir, daß das Innere eines Gefängnisses eine günstige Vorstudie sein würde, wenn es gleich nicht zu läugnen ist, daß wir darin dem Leser ein abschreckendes Panthemonium und den gehässigsten Thermometer der Civilisation vorführen.

Es schien uns mit Einem Wort von Interesse, die verschiedenartigen Physiognomien der Sträflinge aller Classen, um die Bande der Familie oder der Zuneigung, durch welche sie noch mit der Welt verbunden werden, von der sie die Gefängnißmauern abscheiden, zu schildern.

Man wird es uns also entschuldigen, daß wir um mehrere Gefangene, die wir schon im seitherigen Verlauf dieser Geschichte kennen gelernt hatten, andere sekundäre Gestalten gruppiren, um gewisse critische Ideen besonders hervortreten zu lassen und unsere Einführung in's Leben der Gefängnisse zu vervollständigen.

* *
*

Betreten wir also das Gefängniß La Force.

Nichts Düsteres, Unheimliches verräth uns im Aeußern dieses Hauses die Strafanstalt, das Gefängniß.

Mitten in einem der ersten Höfe sieht man etliche Gartenländer mit Gesträuch bepflanzt, zu deren Fuße bereits hie und da die grünen, frühen Schößlinge der Schneeglöckchen und des Himmelsschlüsselchens zu Tage kommen;

---

1 Diese Abtheilung der Mysterien erschien gerade zu der Zeit im Journal des Debats, als in der französischen Deputirtenkammer das neue Gefängnißsystem berathen wurde. Anm. d. Uebers.

eine Freitreppe, von einer Gitterlaube überragt, an welcher sich die knotigen Aeste des Weinstockes emporranken, führt zu einem der sieben oder acht Gänge, auf welchen sich die Gefangenen in ihren Erholungsstunden ergehen können.

Die weitläufigen Gebäude, welche diese Höfe umgeben, haben viele Aehnlichkeit mit denen einer Caserne oder einer Fabrik, und sind mit ausnehmender Sorgfalt rein gehalten. Es sind große Façaden von weißem Gestein, von hohen und breiten Fenstern durchbrochen, durch welche gesunde reine Luft stets in reichem Ueberfluß zuströmt.

Platten und Pflaster um die Rasenplätze sind mit ängstlicher Reinlichkeit gekehrt. Große geräumige Säle im Erdgeschoß, die im Winter geheizt, im Sommer aber stets frisch gelüftet werden, dienen den Tag über den Sträflingen zu Werkstellen, Unterhaltungszimmern oder Speisesälen.

Die obern Etagen sind in verschiedene große Schlafsäle getheilt, die wohl zehn Fuß hoch und mit reinlichen, glasirten Backsteinen gepflastert sind; zwei Reihen eiserner Bettstellen sind längs ihrer Wände aufgestellt und enthalten treffliche Betten, die aus einem Strohsack, einer weichen dichten Matraze, einem Kopfkissen, reinlichen Leintüchern und einer warmen wollenen Decke bestehen.

Beim Anblick dieser Einrichtungen, die alle Bedingungen der Gesundheit und körperlichen Wohlbefindens gewähren, geräth man wider Willen in Erstaunen, da man von lange her gewohnt ist, Gefängnisse nur als düstere, unheimliche, schmutzige und ungesunde Höhlen sich zu vergegenwärtigen.

Hierin aber täuscht man sich.

Nur solche Höhlen sind düster und schmutzig und unheimlich, wo, wie der Steinschleifer Morel und so viele arme ehrbare, Handwerker erschöpft schmachten, ihr ärmliches Strohlager dem kranken Weibe überlassen und in unmächtiger Verzweiflung ihre kränklichen ausgehungerten Kinder in ungesundem feuchtem Stroh vor Kälte halb umkommen lassen müssen.

Welcher Contrast zwischen der Physiognomie der verschiedenen Insassen dieser verschiedenen Wohnungen!

Unaufhörlich von den Bedürfnissen seiner Familie in Anspruch genommen, für welche der tägliche Verdienst kaum von Tag zu Tag reicht, sieht der fleißige Handwerker noch obendrein durch eine aberwitzige Concurrenz sein Verdienst geschmälert; seine gräßliche Lage muß ihm nur Kummer und Entmuthigung verursachen, denn für ihn schlägt nie eine Ruhestunde, und nur eine Art schlaftrunkener Erschlaffung unterbricht allein seinen übermächtigen Fleiß. — Beim Erwachen aus diesem nur peinlichen Schlummer sieht er wieder dieselben entmuthigenden Gedanken über die Gegenwart und diese peinlichen Sorgen für die Zukunft vor sich.

Der Sträfling aber, durch das Laster in dreifaches Erz gerüstet, um die Vergangenheit unbekümmert, zufrieden mit dem, was die Gegenwart ihm bietet und unbekümmert um die Zukunft, die er durch seine Verbrechen, durch einen kühnen Handstreich sich sichern kann, sehnt sich ohne Zweifel auch nach Freiheit, findet aber in dem materiellen Wohlsein, dessen er genießt, reichlichen Ersatz, zumal er versichert sein darf, bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse ein hübsches Sümmchen Geld mitzunehmen, das er sich durch bequeme mäßige Arbeit verdiente; wegen seines Cynismus und seiner Verworfenheit unter seinen Gefährten gefürchtet, wird der Verbrecher im Gegentheil fast immer fröhlich und unbekümmert sein.

Wir wiederholen es, was fehlt ihm denn? Findet er nicht im Gefängniß sein Unterkommen, genügende Nahrung, ein gutes Bett, Ersparnisse,[1] leichte Arbeit und vor Allem Gesellschaft, wie er sie wünscht? — eine Ge-

1 Die Gefangenen können allerdings Ersparnisse machen, da ihr verhältnißmäßig hoher Verdienst ihnen nach Abzug aller Unkosten noch 5 bis 10 Sous täglich zu erschwingen erlaubt. Ist das nicht eine Ungerechtigkeit wenn man bedenkt, wie wenigen ehrlichen Arbeitern es auch bei dem größten Fleiße unmöglich wird, eine solche Summe zu ersparen.

sellschaft, die, wir wiederholen es, seine Bedeutung nach der Größe seiner Verbrechen schätzt?

Der erwähnte Gefangene also kennt weder Elend noch Hunger und Frost. Was kümmert er sich um die Achtung oder Verachtung ehrlicher Menschen?

Er sieht sie ja nicht, er geht ja nicht mit ihnen um.

Seine Verbrechen gewähren ihm Ruhm, Einfluß und Ansehen unter der verworfenen Raçe, unter welcher er hinfort sein Leben hinbringen wird.

Wie sollte er sich vor Schande fürchten?

Anstatt ernster, eindringlicher und menschenfreundlicher Ermahnungen, die ihn nöthigen könnten, über seine Vergangenheit zu erröthen und Reue zu fühlen, hört er nur wilden Beifall, der ihn zu Mord und Raub ermuthigt.

Vom Gefängniß aus denkt er schon wieder auf neue Frevel und Unthaten.

Kann es auch anders sein? Wird er entdeckt und von Neuem verhaftet, so findet er im Zuchthaus ja wieder Ruhe, materielles Wohlsein und Behaglichkeit und seine lustigen kühnen Gefährten bei Verbrechen und Schlemmerei.

Ist seine Verworfenheit minder groß, als die der Uebrigen, gibt er im Gegentheil auch nur die geringsten Gewissensbisse kund, so setzt er sich dem wildesten Spott höllischer Bosheit und den gräßlichsten Drohungen aus.

Verläßt endlich ein Sträfling dieses scheußliche Pan- themonium mit dem besten Willen zur Besserung, — eine Erscheinung, die so selten ist, daß sie für eine Ausnahme von der Regel gelten kann, — will er durch wunderbare Anstrengungen an Arbeit, Geduld und Rechtschaffenheit sich wieder zum Guten empor schwingen, ist es ihm gelungen, die ihn brandmarkende Vergangenheit zu verheimlichen, so genügt ja schon das Zusammentreffen mit einem seiner frühern Gefährten aus dem Gefängnisse, um das so mühsam errichtete Gebäude seiner Wiederherstellung zusammenzustürzen.

Dieß geht auf folgende Weise zu:

Ein freigelassener Sträfling, der wieder die alte Bahn des Verbrechens betreten, schlägt einem reumüthigen Frei-

gelassenen ein Geschäft vor, welches dieser trotz der Drohungen der Gefährten ablehnt, weil ihm vor jener verbrecherischen Verbindung ekelt; augenblicklich enthüllt eine anonyme Verdächtigung den Behörden die Vergangenheit des Unglücklichen, der seinen Fehler um jeden Preis wieder durch ein rechtschaffenes, ehrenhaftes Benehmen verbergen und sühnen wollte. Nun ist er augenblicklich der Verachtung oder wenigstens dem Mißtrauen Derer ausgesetzt, deren Theilnahme er durch Fleiß und Rechtschaffenheit seither erworben; dem Elend Preis gegeben, durch das ihm widerfahrene Unrecht erbittert, durch das Bedürfniß hingerissen, gibt er am Ende den bösen Einflüsterungen nach und der fast wieder für das Gute gewonnene Mensch fällt wiederum und zwar für immer tief in den Abgrund des Lasters, aus welchem er sich nur mit Mühe erhoben hatte.

In den nachfolgend geschilderten Auftritten wollen wir also versuchen die abscheulichen und unvermeidlichen Folgen des Verfahrens zu schildern, durch welche der ganze Haufe von Gefangenen in einem und demselben gemeinschaftlichen Raume untergebracht und unterhalten wird.

Nach Jahrhundert langer barbarischer Prüfung und verderblichem Zaudern scheint man nun zu begreifen, daß es höchst unvernünftig ist, diejenigen Leute, welche eine reine und gesunde Luft allein heilen könnte, in die Atmosphäre des abscheulichen Lasters und Verbrechens zu versetzen; wie viele Jahrhunderte wird es noch bedürfen, bis man erkennt, daß man durch das Zusammenhäufen solcher mit einem sittlichen Krebsschaden behafteter Geschöpfe den Grad ihrer Verworfenheit noch steigert und verdoppelt, so daß sie unheilbar wird!?

Wie viele Jahrhunderte wird es noch bedürfen bis man begreift, daß es nur ein einziges Heilmittel gegen diesen verheerenden Aussatz giebt, welcher den gesellschaftlichen Körper bedroht, nämlich:

Die Vereinzelung der Sträflinge....

Wir würden uns glücklich schätzen, falls unsere schwache Stimme, wenn nicht von Erfolg wäre, doch wenigstens

nicht ungehört verklänge unter all' denen, die noch dringender, beredter, als wir mit so gerechter Ungeduld die absolute Anwendung des Zellensystems verlangen.

Eines Tages wird vielleicht auch die Mehrzahl der Staatsmitglieder begreifen, daß das Uebel nur eine zufällige und keineswegs eine organische Krankheit sei.

Daß die Verbrechen fast nur Nothbehelf und natürliche Folgen von Instinkt und Neigungen seien, die zwar an und für sich wesentlich gut, aber durch die Unwissenheit und den Egoismus oder durch die Sorglosigkeit der Regierenden verfälscht und dem Bösen zugewandt sind, und daß die Gesundheit der Seele, wie die des Körpers, unfehlbar und aus innerer Nothwendigkeit den Gesetzen einer heilsamen und vorbeugenden Gesundheitslehre untergeordnet werden müsse.

Gott giebt Allen gebieterische Organe, energische Neigungen und Gelüste und den Wunsch und Drang nach Wohlbefinden jeder Art. Der Gesellschaft nun und dem Staate liegt es ob, diesen Bedürfnissen zu genügen und sie in's Gleichgewicht zu setzen.

Der Mensch, dem die Vorsehung nur Kraft, guten Willen und Gesundheit zugetheilt hat, hat ein heiliges unläugbares Recht auf Arbeit, die ihm nach Recht und Billigkeit vergolten werden, die ihm nicht das Ueberflüssige, aber doch das Nothwendige gewähren und das Mittel sein soll, um gesund und kräftig, fleißig und thätig, vor Allem aber gut und ehrbar zu bleiben, weil seine Lage alsdann eine glückliche sein wird.

Die unheimlichen Regionen des Elends und der Unwissenheit sind mit gebrandmarkten kränklichen Wesen, mit wurmstichigen Herzen bevölkert. Man mache diese Cloake gesund, verbreite darin Bildung, Unterricht, Arbeitslust, billige Gehalte, gerechte Entschädigungen, und alsbald werden jene kränklichen Gesichter, jene schadhaften Seelen wieder zum Guten erwachen, das ja mit der Gesundheit und dem Leben der Seele gleichbedeutend ist.

* * *

Wir wollen den Leser zunächst in das Sprachzimmer des Gefängnisses La Force einführen.

Es ist ein düsterer Saal, der in seiner ganzen Ausdehnung durch einen schmalen Gang und Verschlag in zwei gleiche Theile getheilt ist. Der eine Theil des Sprachzimmers steht mit dem Innern des Gefängnisses in Verbindung und ist für die Sträflinge bestimmt.

Der andere Theil stößt an das Amtszimmer des Gefängnisses und ist für die Fremden da, welche die Erlaubniß für den Besuch der Gefangenen erhalten haben.

Zusammenkünfte und Unterredungen zwischen diesen Beiden können nur durch das doppelte Eisengitter, das von beiden Seiten her den Verschlag unnahbar macht und in Gegenwart eines Wächters stattfinden, der sich im Innern des von den beiden Gittern gebildeten Ganges und am einen Ende des Verschlages aufhält.

Der Anblick der Sträflinge, die an diesem Tage im Gefängniß versammelt waren, bot mancherlei seltsame Contraste dar; die Einen waren elend und fast in Lumpen gekleidet, andere schienen der arbeitenden Klasse anzugehören, einige sogar verriethen in ihrer Kleidung Wohlstand und Behaglichkeit der höhern Stände.

Dieselben Contraste in der bürgerlichen Lage waren auch unter den Personen bemerkbar, welche die Sträflinge besuchen wollten, sie bestanden der Mehrzahl nach aus Frauen.

Die Besucher schienen im Allgemeinen weit entmuthigter und niedergeschlagener als die Sträflinge selbst, denn es ist sonderbarer Weise durch eine langjährige traurige Erfahrung erwiesen, daß selten Kummer, Schande und Reue mehr als drei oder vier Tage der Haft über dauert, welche der Gefangene in Berührung mit der ganzen Zahl der Sträflinge zubringen muß.

Je mehr sich einer im Anfang über die abscheuliche Gemeinschaft mit diesem Gesindel entsetzte, desto leichter und schneller gewöhnt er sich gemeiniglich daran; die Ansteckung ergreift auch ihn; von verworfenen Wesen umge-

ben, hört er nur niederträchtige Reden, eine Art wilden Wetteifers ergreift ihn, und es ist erwiesen, daß die neu angekommenen Sträflinge, sei es nun, um ihren Gefährten dadurch zu imponiren, daß sie im Cynismus mit ihnen wetteifern, oder um sich durch diese sittliche Trunkenheit zu betäuben, fast stets eben so viel Frechheit und unverschämte Lustigkeit an den Tag legen, als die Stammgäste des Gefängnisses.

Kehren wir jedoch wieder zum Sprachzimmer zurück. Trotz des lauten Summens, das die große Anzahl der meist halblaut geführten Gespräche längs des Verschlags erzeugen mußte, gelang es doch nach einiger Uebung den Sträflingen, wie den Besuchern, sich gegenseitig verständigen zu können, wenn sie sich nur nicht von dem Gespräch ihrer Nachbarn stören oder zerstreuen lassen; dieß erzeugte eine Art von Geheimniß, von Heimlichthun, inmitten dieses lauten Wortwechsels, da Jeder genöthigt war, nur mit seinem Freunde zu verkehren, und durchaus nicht auf Das zu hören, was um ihn her vorging.

Unter den Gefangenen, die durch Besuche an's Sprachgitter gerufen worden waren, befand sich auch Nicolas Martial, und zwar am entferntesten von dem Orte, wo der Gefangenwärter saß.

Der düstern Niedergeschlagenheit und Entmuthigung, die wir im Augenblick bei seiner Verhaftung bemerkt hatten, war eine cynische Frechheit gefolgt. Der ansteckende und schändliche Einfluß des Zusammenlebens mit den andern Sträflingen trug bei ihm bereits seine Früchte.

Wäre der feige, elende Kerl alsbald in eine einsame Zelle gebracht worden, so hätte er noch unter dem Einflusse seiner ersten Entmuthigung Schauder über die stete Erinnerung an seine Verbrechen und Entsetzen vor der seiner wartenden Strafe empfunden, und wahrscheinlich, wenn auch nicht Reue, doch wenigstens einen heilsamen Schreck gefühlt, worin er durch nichts gestört worden wäre.

Und wer weiß, wie viel bei einem Verbrecher ein nothgedrungenes unaufhörliches Nachdenken über die Ver-

brechen, die er begangen, und die Strafe, welche er dafür leiden muß, haben kann...

Anstatt dessen wird er unter eine Horde Banditen versetzt, in deren Augen der geringste Beweis von Reue für Feigheit oder vielmehr für einen Verrath gilt, den sie theuer büßen müssen; denn in ihrem blödsinnigen, aberwitzigen Mißtrauen, in ihrer frechen Verhärtung sehen sie einen Spion in jedem Menschen, der traurig und niedergeschlagen, reuevoll über seine Lage und die Ursache derselben, nicht ihre freche Sorglosigkeit theilt, und über die Berührung mit ihnen schaudert.

Nicolas Martial, der nun auf einmal unter diese Horde von Banditen versetzt worden war, kannte, wie gesagt, schon seit lange vom Hörensagen die Sitten der Gefängnisse, überwand daher bald seine Schwachheit, und wollte eines Namens würdig scheinen, der in den Annalen von Mord und Raub bereits einige Berühmtheit erlangt hatte.

Einige der Sträflinge, die wiederum in die Hände der Behörden gefallen waren, waren mit seinem hingerichteten Vater, andere mit seinem zur Galeere verurtheilten Bruder bekannt gewesen, und deßhalb ward er alsbald mit wilder Theilnahme und verhängnißvoller Gönnerschaft von diesen Veteranen des Verbrechens empfangen und beschützt.

Ein solch' brüderlicher Empfang des Mörders unter Mördern schmeichelte dem Sohn der Wittwe, und das reichliche Lob, das man der vererbten Verworfenheit seiner Familie spendete, erweckte einen stolzen Triumph in ihm. Unter dem Einfluß dieser scheußlichen Betäubung vergaß er bald der Zukunft, die ihn bedrohte, und erinnerte sich seiner begangenen Vergehen nur, um mit denselben zu prahlen und sie in den Augen seiner Gefährten noch zu übertreiben.

Der Ausdruck von Martial's Physiognomie war deßhalb eben so frech und unverschämt, als die des Mannes, der ihn besuchte, niedergeschlagen und unruhig war.

Dieser Besuch war nämlich kein anderer, als Gevatter Micou, der Diebshehler, welcher jene Herberge in der Passage de la Brasserie hielt — derselbe, in dessen Hause Frau von Fermont und ihre Tochter, die beiden Opfer der Bosheit des Notar Ferrand, ein Obdach zu suchen sich gezwungen gesehen hatten.

Gevatter Micou wußte nämlich, was für Strafen seiner harren würden, falls er entdeckt würde, daß er so oft um Spottpreise die Frucht der Diebstähle Martial's und Anderer an sich gebracht habe.

Nun der Sohn der Wittwe verhaftet war, sah sich der Diebshehler fast ganz in der Hand des Banditen, der ja sein früheres Verhältniß zu ihm leicht verrathen konnte. Obwohl nun eine solche Anklage kaum durch gültige Beweise unterstützt werden konnte, mußte sie doch nichtsdestoweniger für Gevatter Micou eben so zu fürchten, als gefährlich sein, und er hatte sich deßhalb beeilt, den Befehlen ungesäumt Folge zu leisten, die ihm Nicolas durch einen eben entlassenen Sträfling zugesandt hatte.

„Nun, wie geht's Euch, Gevatter Micou?“ hub der Bandit an, als er den Diebshehler hinter dem Sprachgitter erscheinen sah.

„Hm, leidlich! zu Euren Diensten, mein wackerer Junge,“ versetzte der Diebshehler geschmeidig; „sobald ich mit der Person gesprochen, die Ihr mir zugesandt habt, bin ich unverweilt aufgebrochen . . .“

„Ei, ei, Gevatter Micou, warum dutzt Ihr mich denn nicht mehr?“ unterbrach ihn Nicolas mit spöttischem Tone, „schämt Ihr Euch denn an mir, seit ich in der Klemme bin . . . .“

„Nein, mein Junge, ich schäme mich an Niemand,“ erwiderte der Diebshehler, den es nicht kümmerte, daß ihn der Sträfling an ihre frühere Vertraulichkeit erinnerte.

„Nun denn, dann müßt Ihr auch in Zukunft mich dutzen wie sonst, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, widrigenfalls ich glauben müßte, daß Ihr Euch an mir schämt, und das würde mir wahrhaftig wehe thun . . .“

„Meinetwegen denn," erwiderte Gevatter Micou mit einem tiefen Seufzer, „ich habe es mir angelegen sein lassen, unverweilt alle Deine Aufträge zu bestellen."

„Das ist ein Wort zur Zeit, Gevatter Micou," rief der Bandit, „ei, ich wußte wohl, daß Ihr Eure Freunde nicht stecken lassen werdet. Was ist's mit meinem Tabak?"

„Ich habe zwei Pfund davon auf dem Amtszimmer niedergelegt, mein Junge," sagte Gevatter Micou.

„Ist er gut?"

„Vom besten, den ich haben konnte," versetzte der Diebshehler wehmüthig.

„Und der Schinken?" fragte Nicolas.

„Liegt ebenfalls nebst einem vierpfündigen Brodlaib drüben auf der Schreibstube," war die Antwort; „ich habe noch eine kleine Ueberraschung hinzugefügt, die Du Dir wahrscheinlich nicht träumen ließest: ein halbes Dutzend hart gesottener Eier nämlich und einen hübschen Holländerkopfkäse."

„Das nenne ich wie ein rechter Freund gehandelt!" rief Nicolas fröhlich, „wie steht's mit meinem Wein?"

„Ich habe Dir sechs Flaschen versiegelten Wein mitgebracht," sagte Micou, „aber Du weißt ja, daß man Dir nur eine täglich verabreicht."

„Je nun," meinte Nicolas, „darein muß ich mich eben fügen."

„Ich hoffe, daß Du diesmal mit mir zufrieden bist," sagte der Diebshehler.

„Ei freilich!" versetzte der Bandit, „und ich hoffe es noch öfters zu sein, Gevatter Micou, denn der kleine Schinken, der Käse, die Eier und der Wein können nicht ewig dauern; — allein ich tröste mich, daß, wenn auch mein Vorrath aufgezehrt ist, mein guter Gevatter Micou bald wieder neuen zu schaffen wissen werde, denn als alter Freund werdet Ihr mir doch hie und da einen Leckerbissen gönnen, wenn ich artig bin."

„Wie, was?" rief Micou erstaunt, „Du wolltest?..."

„Ich wünsche," versetzte Nicolas, „daß Ihr mir in

zwei oder drei Tagen meine kleinen Vorräthe wieder auffrischt, Gevatter Micou."

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich das thue," versetzte der Diebshehler entrüstet, „das thut man wohl einmal, aber nicht öfter."

„Bah! Alter," versetzte Nicolas, „Wein und Schinken munden immer, das wißt Ihr wohl."

„Das ist wohl wahr, allein ich fühle keinen Beruf in mir, Dich mit Leckerbissen zu nähren, Nicolas!"

„Ei, ei, Gevatter Micou, es ist sehr böse und ungerecht von Euch, mir so ein Bischen Schinken zu verweigern, nachdem ich Euch so oft Doppelfett[1] zugetragen."

„Schweig Bösewicht und laß mich ungeschoren!" rief der Diebshehler erschreckt.

„Nein," versetzte Nicolas, „ich sage Dir nichts mehr, aber der Neugierige (Richter) soll zwischen uns entscheiden; denkt Euch, will ich zu ihm sagen: es war Gevatter Micou, der mir ...."

„Schon recht, schon recht!" unterbrach ihn der Diebshehler, der nun mit eben so viel Furcht als Zorn inne ward, daß Nicolas große Lust habe, von der Uebergewalt Gebrauch zu machen, welche ihm seine Mitschuld über ihn einräume, — „ich willige ja in Alles und will Dich gerne mit neuen Lebensmitteln versehen, wenn Du die alten verzehrt hast."

„So ist's recht!" rief Martial, „Du darfst aber auch nicht vergessen, meiner Mutter und Calebasse, die jetzt in St. Lazare sind, Kaffee zu schicken; sie waren gewöhnt, alle Morgen ihr Täßchen zu trinken und werden es jetzt schmerzlich entbehren ...."

„Auch noch?" fragte Micou, „willst Du mich denn zu Grunde richten, verfluchter Spitzbube?"

„Wie Ihr wollt, Gevatter Micou," erwiderte Nicolas

---

[1] 1 *Gras double*, gewalztes Blei, das Nicolas von Dächern und Dachrinnen gestohlen.

„wir wollen nicht weiter davon reden, sondern lieber den Neugierigen fragen, ob er . . . .“

„Gut denn, Du sollst auch noch den Kaffee haben,“ unterbrach ihn der Diebshehler, „aber ich wollte, daß Dich der Teufel holte und verwünsche den Tag, wo ich Dich kennen gelernt habe.“

„Oho, Alter, bei mir ist gerade das Gegentheil der Fall,“ versetzte der Bandit, „mich freut es jetzt ungemein, daß Du mein Freund bist und ich liebe Dich, wie ich nur meinen Pflegevater lieben würde.“

„Hoffentlich hast Du mir doch sonst keinen Auftrag mehr zu geben?“ fragte Gevatter Micou argwöhnisch.

„O ja,“ versetzte Nicolas, „Du mußt meiner Mutter und meiner Schwester sagen, daß, obwohl ich zur Zeit meiner Verhaftung gezittert habe, ich mich doch jetzt nicht mehr fürchte und eben so entschlossen bin, wie sie Beide.“

„Ich will's ihnen sagen,“ versetzte Micou, „brauchst Du sonst noch Etwas?“

„Wartet nur, Gevatter,“ entgegnete Nicolas, „ich vergaß vorhin Euch um zwei Paar recht warmer Wollenstrümpfe zu bitten, da Ihr doch nicht werdet haben wollen, daß ich Schnupfen oder Heiserkeit bekomme, nicht wahr?“

„Ich wollte, daß Du crepirtest,“ murmelte der Diebshehler.

„Dank Euch, Gevatter Micou, das wird über kurz oder lang einmal der Fall sein; für jetzt aber ist mir mein Leben noch zu lieb und ich möchte mir es so angenehm wie möglich machen, damit ich, wenn man mir es abkürzt wie meinem Vater, doch wenigstens sagen kann, ich habe mein Leben genossen.“

„Ja, ja, es war auch ein sauberes Leben, das Du führtest.“

„Ein herrliches Leben,“ rief Nicolas frohlockend, „seit gestern ist mir hier so wohl zu Muthe, wie einem König! — Denkt Euch, wenn man hier Lämpchen und Feuerwerk hätte, würde man mir zu Ehren illuminirt und Raketen

abgebrannt haben, als man erfuhr, daß ich ein Sohn des berühmten Martial sei, der unter dem Messer des Coflers (Henkers) verblutete."

„Wäre wohl der Mühe werth gewesen," sagte Micou höhnisch, „hast's wohl nöthig, Dich Deiner Verwandtschaft zu rühmen!"

„Und warum denn nicht?" sagte der Bandit, „es gibt genug Herzöge und Marquis, warum sollten wir Andern nicht auch unsern Adel haben?" setzte er mit wilder Ironie hinzu.

„Ja, ja," meinte Gevatter Micou, „der Cofler gibt Euch ja auf dem Platz vor dem Justizpallaste Euren Adelsbrief."

„'S versteht sich wohl am Rande, daß es der Herr Pfarrer nicht thut!" erwiderte Nicolas; „ein Grund mehr, daß der hohe Adel der Spitzbuben es sich im Gefängnisse wohl sein läßt, denn sonst würden wir ja vollends für gar nichts mehr gelten. Ihr solltet nur sehen, wie man mit denjenigen umgeht, die nicht zum Spitzbuben-Adel gehören und ihren eigenen Weg gehen wollen . . . Seht, da haben wir gerade einen gewissen Germain hier, einen blöden, dummen Jungen, der ganz zimpferlich thut und sich an uns zu schämen und uns zu verachten scheint. Der mag aber sein Fell in Acht nehmen, der Duckmäuser, denn man hat ihn in Verdacht, ein Iltis zu sein; wenn das wahr ist, so wird man ihm vor Allem seine Spürnase derb zerbläuen, damit er sich wenigstens auf mehr gefaßt macht."

„Germain?" fragte Gevatter Micou nachdenklich, „Germain heißt also der junge Mann? . ."

„Allerdings," versetzte Nicolas, „kennt Ihr ihn, gehört er doch auch zu den Spitzbuben, trotz seiner heuchlerischen Miene? . . ."

„Ich kenne ihn nicht," versetzte der Diebshehler, „allein, wenn er derselbe Germain ist, von dem ich sprechen gehört habe, so ist ihm seine Tracht Prügel wohl zu gönnen."

„Was meint Ihr damit?" fragte Martial.

„Er ist schon einmal nahezu in einen Hinterhalt gefallen, den ihm der Behaarte und der dicke Lahme vor einiger Zeit gestellt hatten.“

„Und warum denn?“ fragte Nicolas.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Micou, „sie behaupteten, er habe in der Provinz über einen von ihrer Bande geschnattert.“ [1]

„Dacht' ich mir's doch gleich, daß Germain ein Iltis sei,“ rief Nicolas; „je nun, man wird schon mit ihm fertig werden, ich will's den Freunden sagen, daß sie den Kerl nach Verdienst abstrafen. — Ei, wie geht's denn dem dicken Lahmen? Neckt er sich noch immer mit den Weibsleuten, die bei Euch wohnen?“

„Nein, Gott sei Dank! ich bin jetzt den liederlichen Kerl los,“ versetzte Micou, „heute oder morgen wirst Du ihn wahrscheinlich hier sehen.“

„Recht so, das soll uns freuen,“ rief der Bandit, „das ist ein Kerl, der wenigstens nicht plaudert.“

„Wenn dieser Germain derselbe ist, von dem ich vorhin sprach,“ meinte Gevatter Micou, „so darf der sich schön freuen, wenn der dicke Lahme hierher kommt.“

„Weßhalb hat man denn diesen gepackt?“ fragte Nicolas.

„Wegen eines Diebstahls, den er mit einem freigelassenen Sträfling beging, der ehrlich bleiben und arbeiten wollte,“ versetzte der Diebshehler; — „es ist am Ende

---

1 Denuncirt. — Der Leser erinnert sich vielleicht noch, daß Germain, der von einem Freunde seines Vaters, des Schulmeisters, zum Verbrechen erzogen worden war, sich früher einmal geweigert hatte, einen Raub zu begünstigen, den man im Hause eines Bankiers in Nantes verüben wollte. Anstatt an diesem Verbrechen Antheil zu nehmen, hatte der junge Mann vielmehr seinem Prinzipal Nachricht davon gegeben und sich nach Paris geflüchtet. Einige Zeit später traf er jedoch leider gerade in der Stadt zufällig auf den Elenden, dessen Mitschuldiger zu sein er sich früher geweigert hatte und war, als dieser seine Wohnung ausfindig gemacht, nahezu das Opfer eines nächtlichen Hinterhalts geworden; um neuen ferneren Gefahren zu entgehen, hatte er daher sein Logis von der Rue du Temple verlassen und seine neue Wohnung geheim gehalten.

gut, daß man den Kerl wieder gepackt hat! der Schurke hat gewiß noch manches Verbrechen auf dem Gewissen — ich bin überzeugt, daß er es war, der den Koffer der beiden Frauen ausplünderte, die bei mir in einer Kammer des vierten Stocks wohnten."

„Welche Frauen," fragte Nicolas, „ach ja, ich erinnere mich, Ihr erzähltet mir ja einmal davon. Die jüngere von Beiden setzte Euch ja ganz in Feuer und Flamme, alter Spitzbube, so hübsch fandet Ihr sie."

„Nun werden sie Niemanden mehr in Feuer und Flamme setzen," erwiderte der Herbergsvater, „die Alte muß jetzt schon todt sein; und um das Leben der Jungen gebe ich auch keinen Pfennig mehr. Sie bringen mich freilich um meine Miethe für vierzehn Tage, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich auch nur einen rothen Heller zu ihrem Begräbniß hergebe. Ich habe schon Verluste genug erlitten, auch ungerechnet der Trinkgelder, die ich auf Deine Bitte noch an Deine Familie verschwenden soll; das kann mir bei meinem Geschäfte noch helfen . . . ich habe heuer ohnehin schon das schändlichste Pech."

„Bah! Gevatter, macht mir Nichts weiß," sagte Nicolas, „Ihr beklagt Euch immer und doch seid Ihr reich wie ein Crösus. — Doch seht, nun will ich Euch nicht länger aufhalten."

„Ist mir auch recht," murrte der Diebshehler.

„Wenn Ihr mir wieder Lebensmittel bringt, Gevatter, müßt Ihr mir auch zugleich Nachrichten von meiner Mutter und Kürbisflasche geben."

„Meinetwegen, ich muß ja wohl."

„Halt! bald hätte ich's vergessen, Gevatter Micou!... da Ihr nun schon einmal daran seid, mögt Ihr mir auch eine neue Mütze von schottischem Sammt mit einer Eichel kaufen, die meinige kann ich ohnedies schon fast nicht mehr tragen."

„Warum nicht gar!" rief Micou, „ich glaube, Du willst mich zum Besten haben."

„Gewiß nicht, Gevatter! ich muß eine Mütze von

schottischem Sammt haben, das ist nun einmal ein Einfall von mir."

„Ich glaube, Du hast's darauf abgesehen, mich an den Bettelstab zu bringen," rief der Diebshehler ärgerlich.

„Nun, nun, Gevatter Micou, Ihr braucht Euch nicht zu erhitzen! sagt nur ja oder nein! — Ich will Euch ja nicht zwingen, aber Ihr versteht mich ja?"

Gevatter Micou dachte darüber nach, daß er dem Nicolas auf Gnade oder Ungnade ergeben sei und stand nun auf, um zu gehen, da er befürchtete, der Bandit werde ihm noch andere Zumuthungen machen, wenn er länger verweile. „Du sollst Deine Mütze haben, aber hüte Dich wohl, noch mehr von mir zu verlangen, denn ich bin fest entschlossen, Dir nicht mehr zu geben, entstehe auch daraus, was da wolle — Du verlierst ja dabei mindestens eben so viel, als ich selber."

„Seid nur ruhig, Gevatter Micou, ich lasse Euch nicht mehr singen,[1] als eben nothwendig ist, um Euch bei Stimme zu erhalten, denn es wäre wahrlich Schade darum, Ihr singt ja so gut!"

Der Diebshehler ging nun achselzuckend und schlang seinen Zorn hinunter; der Wächter aber ließ Nicolas wieder in's Innere des Gefängnisses zurück. —

In demselben Augenblick, wo Gevatter Micou fortging, trat Jungfer Lachtaube in den Sprechsaal der Gefangenen.

Der Wächter, ein Mann von etwa vierzig Jahren und ehemaliger Soldat, hatte ein rauhes, energisches Gesicht und trug ein blaues Soldatenwams und Beinkleider und Mütze von gleicher Farbe; auf dem Kragen und den Aufschlägen seiner Jacke waren silberne Sterne eingestickt.

Beim Anblick der Grisette klärte sich das Gesicht dieses Mannes unwillkürlich auf und nahm einen Ausdruck wohlwollender Zuneigung an; die Anmuth, Artigkeit und

---

1 D. h. mit andern Worten: ich will Euch nicht ferner nöthigen, mir Geld zu geben, indem ich Euch mit gewissen Entdeckungen bedrohe.

rührende Güte, mit welcher Lachtaube Germain stets tröstete, wenn sie in's Sprachzimmer kam, um diesen zu sprechen, hatten ihn jedes Mal angenehm überrascht.

Germain seinerseits wich in Allem von den sonstigen Sträflingen ab, seine Scheu, Gutmüthigkeit und Schwermuth flößten den am Gefängniß Angestellten eine lebhafte Theilnahme ein, allein man hütete sich wohl, ihm diese Theilnahme zu zeigen, aus Furcht, ihn den Anfeindungen und Mißhandlungen von Seiten seiner abscheulichen Gefährten auszusetzen, die ihn bereits mit gehässigem Mißtrauen betrachteten.

Draußen regnete es in Strömen, aber Lachtaube hatte, im Vertrauen auf ihre hohen Galloschen und ihren Regenschirm, muthig dem Unwetter getrotzt und ihren alten Nachbar von ehedem besucht.

„Ein abscheulicher Tag, mein armes Jüngferchen," redete sie der Wächter mit gutmüthiger Theilnahme an, „es gehört wahrhaftig viel Muth dazu, um sich in solchem Unwetter aus dem Hause zu wagen."

„Wenn man aber den ganzen Weg über an das Vergnügen denkt, das man dadurch einem armen Gefangenen bereitet, kümmert man sich nicht um das Wetter, nicht wahr, mein Herr?" versetzte Lachtaube.

„Ich brauche Sie nicht erst zu fragen, wen Sie besuchen wollen?" sagte der Wächter.

„Freilich," erwiderte Lachtaube; „wie geht es denn meinem armen Germain?"

„Sehen Sie, beste Mamsell," meinte der Wächter, „ich habe doch schon viele Sträflinge gesehen und Alle waren traurig, wenigstens ein Paar Tage lang; hernach aber gewöhnten sie sich allmählig an das Zusammenleben mit den Andern, und die erst den meisten Kummer zu haben schienen, wurden häufig am Ende die Lustigsten von Allen. — Bei Herrn Germain aber ist dieß nicht der Fall und mir däucht es beinahe, als ob er von Tag zu Tag verdrießlicher und niedergeschlagener werde."

„Das ist's ja eben, was mich so bekümmert," versetzte Lachtaube.

„Sehen Sie," fuhr der Wächter fort, „wenn ich den Dienst in den Höfen habe, lasse ich ihn unbemerkt fast nicht aus den Augen, und da sehe ich fast immer, daß er stets allein ist. — Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, Sie sollten ihm rathen, sich nicht so sehr von den Andern abzusondern — er soll sich Zwang anthun, wenigstens mit ihnen zu sprechen und zu verkehren, sonst muß er am Ende noch zu ihrem Sündenbock werden. — Die Höfe sind zwar streng bewacht, allein ein niederträchtiger, meuchlerischer Anfall ist darum doch bald geschehen."

„Mein Gott, lieber Herr, droht ihm denn noch mehr Gefahr?" fragte Lachtaube.

„Das nicht gerade," entgegnete der Wächter, „allein, wenn diese Banditen sehen, daß er nicht zu ihnen hält, hassen sie ihn und beargwöhnen ihn, ein Verräther zu sein."

„Ich habe ihm schon oft gesagt, daß Sie ihm selbst dazu rathen, lieber Herr, er solle sich wenigstens Mühe geben, mit denen zu verkehren, die am wenigsten bösartig sind," sagte Lachtaube, „allein das vermag er nicht über sich und kann seinen Widerwillen nicht überwinden."

„Darin hat er sehr, sehr Unrecht. Händel sind bald begonnen und ich möchte für Nichts stehen," sagte der Wächter.

„Aber mein Gott! gibt's denn gar kein Mittel, sich von den Andern entfernt zu halten?" fragte Lachtaube.

„O ja," gab der Wächter zur Antwort, „schon seit einigen Tagen — seit dem Zeitpunkte nämlich, daß etwas gegen ihn im Werke ist, habe ich ihm den Rath gegeben, sich in die Pistole stecken zu lassen, wie wir's nennen, d. h. ein eigenes Zimmer zu begehren. Allein ich hatte nicht daran gedacht, daß eine ganze Reihe von den kleinen Zellen wegen der großen Baureparaturen jetzt unbrauchbar und der Rest derselben schon besetzt ist."

„Aber diese bösartigen Menschen sind ja wohl im Stande ihn umzubringen!" rief Lachtaube und ihre Augen

füllten sich mit Thränen; „wenn er nun zufällig Gönner fände, die sich für ihn verwenden würden, was könnten Sie bezwecken?

„Nichts Anderes," versetzte der Wärter, „als daß man ihm zukommen ließe, was Jeder, der es bezahlen kann, auch erhält, nämlich ein eigenes Zimmer — eine Pistole."

„Ach, dann ist er leider verloren, wenn ihn die übrigen Gefangenen einmal auf's Korn genommen haben," rief Lachtaube.

„Geben Sie sich nur zufrieden, man wird von Seiten der Aufseher ein wachsames Auge auf ihn haben; aber ich wiederhole Ihnen, liebes Mamsellchen, rathen Sie ihm doch, daß er sich ein Wenig mit den Andern gemein mache, 's ist nur, bis er selbst den ersten Schritt gethan hat."

„Ich will dazu beitragen, so viel in meinen Kräften steht," versetzte das Mädchen, „allein Sie werden mir zugeben, lieber Herr, daß es für ein edles ehrliches Gemüth eine harte Aufgabe ist, sich mit solchen Leuten auf vertrauten Fuß zu setzen."

„Von zwei Uebeln muß man stets das Kleinste wählen," versetzte der Wächter. „Warten Sie, ich will jetzt Germain herbeiholen, doch halt," da fällt mir eben ein," fuhr er sich umwendend fort, „daß nur noch zwei Fremde da sind . . . . . . Warten Sie lieber, bis auch diese sich entfernt haben. — Heute kommen ohnedieß keine andern mehr, da es schon zwei Uhr ist, und ich will es Herrn Germain wissen lassen, damit Sie desto ungestörter zusammen plaudern können. — Ja, wenn Sie allein sind, kann ich ihn sogar aus dem Verschlage heraustreten lassen, damit Sie nur noch durch ein Gitter, anstatt durch zwei von ihm getrennt sind, das wird wohl das Beste sein."

„Wie gut Sie doch sind, lieber Herr, ich danke Ihnen Tausendmal," sagte Lachtaube.

„Pst! man darf es nicht hören, das könnte mir Verdruß bereiten," sagte der Wächter; — „setzen Sie sich

dort unten auf jene Bank; sobald dieser Mann und die Frau daneben fort sind, will ich Herrn Germain herbei rufen lassen."

Der Wächter trat wieder auf seinen Posten auf der innern Seite des Verschlags zurück und Lachtaube setzte sich traurig auf das Ende der Bank, deren sich die Besucher zu bedienen pflegten.

Während die Grisette auf die Ankunft ihres Germain wartet, wollen wir den Leser der Unterhaltung der Gefangenen anwohnen lassen, die nach Nicolas Weggehen noch im Sprachzimmer geblieben waren.

XIII.

Weinessig.

Der Sträfling, der neben Barbillon stand, war ein Mann von etwa 45 Jahren, schlank, hager und von kränklichem Aussehen; seine Züge waren fein und verständig und drückten eine joviale Spottsucht aus; sobald er seinen fast ganz zahnlosen großen Mund öffnete, verzerrte er ihn rechts und links nach der fast allgemeinen Gewohnheit solcher Leute, die sich häufig an die niederste Klasse der Bevölkerung wenden. Er hatte eine Stumpfnase und sein übermäßig dicker Kopf war fast ganz kahl; seine Kleidung bestand aus einem alten gestrickten Wams von grauer Wolle und Beinkleidern von unerkennbarer Farbe, die ganz zerlumpt und allenthalben geflickt waren; an seinen nackten, von der Kälte gerötheten Füßen, die halb in alte Leinwandfetzen gewickelt waren, trug er Holzschuhe.

Dieser Mann, Fortunat Gobert mit Namen, aber „Weinessig" zubenamst, war ein alter Taschenspieler, der kurz zuvor seine Strafe für das Ausgeben falscher Münze erstanden hatte, aber kaum nach seiner Freilassung wieder

wegen Ueberschreiten des ihm von der Polizei angewiesenen Aufenthalts und eines nächtlichen Diebstahls mit Einbruch und Einsteigen verhaftet worden.

In den wenigen Tagen, seit Weinessig sich im Gefängnisse La Force befand, versah er bereits zur allgemeinen Zufriedenheit seiner Mitgefangenen das Amt eines Mährchenerzählers.

Heut zu Tage sind die Mährchenerzähler sehr selten, allein sonst hatte gemeiniglich jedes Gemach, gegen eine kleine Beisteuer, an welcher sich Alle betheiligten, ihren besoldeten Erzähler, der durch seine Improvisationen die unendlichen Winterabende nach Kräften zu kürzen wußte, wo die Gefangenen mit Einbruch der Nacht sich bereits zu Bette legen mußten.

Wenn es schon eine höchst merkwürdige Erscheinung ist, daß ein solches Bedürfniß nach Fiktionen und aufregenden Erzählungen sich bei diesen Nichtswürdigen geltend macht, so wird es in den Augen des Denkers noch einen tiefern Eindruck machen, wenn er erfährt, daß diese gleichsam bis in's Mark hinein vergifteten und verworfenen Creaturen, diese Räuber, diese Mörder gerade solchen Geschichten den Vorzug geben, in welchen edelmüthige, heroische Empfindungen ausgedrückt sind; — wirkliche oder erdichtete Begebenheiten, in denen Gutmüthigkeit und Schwäche auf eine recht schroffe und energische Weise bestraft werden.

Mit verwahrlosten Weibern und Mädchen geht es eben so, sie haben eine eigenthümliche Vorliebe für die naiven, rührenden und elegischen Romane und fast durchaus einen unwiderstehlichen Ekel vor obscöner Lectüre.

Der natürliche Trieb zum Guten und das Bedürfniß, wenigstens durch die Einbildungskraft allem dem zu entgehen, was sie an die Entwürdigung und Verworfenheit gemahnt, worin sie leben, muß ja bei den Unglücklichen gerade jene geistigen Sympathieen und jenen Abscheu hervorrufen, den wir eben geschildert haben.

Weinessig besaß also eine besondere Fertigkeit in jener

Gattung heroischer Erzählungen, worin nach tausenderlei Ungemach die Schwäche endlich über ihre Verfolger triumphirt. Weinessig besaß überdieß noch einen guten Theil von Ironie und Spottsucht, der ihm seinen Zunamen eingetragen hatte, da seine Antworten meist sardonisch oder spaßhaft waren.

Er trat eben in's Sprachzimmer.

Ihm gegenüber, auf der andern Seite des Gitters, sah man eine Frau von etwa fünfunddreißig Jahren, mit einem bleichen, sanften und interessanten Gesicht, die zwar ärmlich, aber sehr reinlich gekleidet war, bitterlich weinte und ihr Taschentuch vor die Augen hielt.

Weinessig betrachtete sie mit einer seltsamen Mischung von Ungeduld und Liebe.

„Ei, ei, Johanne," sagte er zu ihr, „sei doch nicht kindisch; es sind ja schon sechszehn Jahre her, seit wir uns nicht mehr gesehen haben, und wenn Du immer das Tuch vor den Augen behältst, so ist das nicht das rechte Mittel, uns gegenseitig wieder zu erkennen . . ."

„Mein Bruder, mein armer Fortunat," schluchzte die Frau, „ich ersticke, ich kann nicht mehr reden. . ."

„Geh mir — Du bist drollig — aber was hast Du denn?" fragte er sie.

Seine Schwester, denn das war diese Frau, zerdrückte ihre Thränen, wischte die Augen aus und versetzte, indem sie ihn mit überraschtem Blicke maß:

„Was ich habe? Wie, Du magst auch noch fragen — muß ich Dich im Gefängnisse wiederfinden, da Du kaum fünfzehn Jahre darin zugebracht hast."

„Du hast Recht," erwiderte er, „es sind heute gerade sechs Monate her, daß ich aus dem Centralgefängnisse von Melun entlassen wurde und Dich nicht einmal in Paris besuchen konnte, weil mir die Hauptstadt untersagt war . . . ."

„Und schon wieder im Gefängnisse?!" rief Johanne, „mein Gott! was hast Du denn schon wieder begangen, warum hast Du Beaugancy schon wieder verlassen, wohin

man Dich geschickt und Dich unter polizeiliche Aufsicht gestellt hatte?"

„Warum? warum?" fragte Fortunat, „Du solltest mich zuerst fragen, warum ich hingegangen bin?"

„Du hast Recht," erwiderte die Schwester.

„Sieh', meine liebe, arme Johanne," fuhr der Sträfling fort, „wenn diese beiden Gitter uns nicht von einander trennten, so darfst Du mir glauben, daß ich Dich geküßt und in meine Arme geschlossen hätte, wie es sich gebührt, wenn man nach ewig langer Abwesenheit seine Schwester wieder sieht. Nun aber können wir nur zusammen plaudern — laß Dir einmal meine Geschichte erzählen:

„Ein Sträfling von Melun, den man den dicken Lahmen nannte, hatte mir gesagt, daß dermalen in Beaugancy ein ehemaliger Sträfling und Bekannter von ihm freigelassene Gefangene bei der Fabrikation von Bleiweiß beschäftige. — Weißst Du auch, was es heißt, Bleiweiß zu fabriziren?"

„Nein, mein Bruder," versetzte Johanne.

„'S ist ein recht niedliches Handwerk," fuhr dieser fort; — „die in einer solchen Fabrik beschäftigt sind, bekommen in einem oder zwei Monaten die Bleikolik, und unter denen, die von der Kolik befallen werden, geht immer Einer drauf. — Die Andern freilich krepiren auch, aber ganz nach ihrem Behagen . . . sie lassen sich mehr Zeit dazu, lariren tüchtig und halten's etwa ein Jahr, höchstens achtzehn Monate dabei aus. — Indeß ist das Handwerk etwas besser bezahlt, als ein anderes, und es gibt Leute, die z. B. mit Glückshauben geboren sind, welche es auf zwei oder drei Jahre bringen können. — Diese aber sind dann Altgesellen, die Hundertjährigen der Bleiweißmacher. Das Handwerk ist freilich ungesund, aber doch nicht beschwerlich."

„Und warum hast Du denn ein so gefährliches Handwerk gewählt, daß man daran stirbt, mein armer Fortunat?" fragte Johanne.

„Was sollte ich denn sonst beginnen?“ erwiderte dieser, „als man mich wegen jener Geschichte mit dem falschen Geld in Melun einsteckte, war ich Taschenspieler; da es aber im Gefängniß keine Werkstätte für mein Handwerk gab und ich kaum mehr Kraft habe, als ein Floh, hat man mich zu Verfertigung von Kinderspielwaaren verwendet. Ein spekulativer Pariser Kaufmann nämlich hatte es vortheilhafter gefunden, seine Puppen, Hanswurste und hölzernen Trompetchen und Säbel durch Sträflinge verfertigen zu lassen. — Denke Dir nur, hölzerne Säbel und anderes Kinderspielzeug habe ich fünfzehn Jahre lang schnitzeln, schärfen und poliren müssen! Ich bin überzeugt, daß ich die Jungen von einem ganzen Pariser Stadtviertel damit versehen habe . . . Die Holztrompetchen waren es besonders, auf die ich mich legte, sowie auch die Kinderschnarren, und ich darf mich rühmen, daß man mit diesen beiden Instrumenten aus meiner Fabrik einem ganzen Bataillon Zähneklappern verursacht hätte. — Als meine Haftzeit abgelaufen war, verstand ich nichts als meine kleinen Trompetchen, zu zwei Sous das Stück, zu machen. Für meinen künftigen Aufenthalt ließ man mich unter drei oder vier Flecken, vierzig Stunden weit von Paris weg, wählen; alle meine Hülfsquellen für die Zukunft bestanden in meiner Geschicklichkeit in Verfertigung von Kinderspielwaaren . . . aber selbst zugegeben, daß von den Säuglingen aufwärts bis zu den Greisen sämmtliche Einwohner eines solchen Fleckens von der Lust ergriffen worden wären, auf meinen Trompetchen zu schmettern, hätte ich mich doch nur kümmerlich und mit Entbehrungen durchschlagen müssen. Allein ich konnte doch nicht der ganzen Einwohnerschaft eines Fleckens zumuthen, vom Morgen bis zum Abend Trompeten zu blasen ... man würde mich ja sonst für einen Intriguant gehalten haben.“

„Mein Gott, wie kannst Du nur immer lachen?“ fragte Johanne.

„Das ist doch besser als weinen; — kaum als ich

sah, daß vierzig Stunden von Paris entfernt mir meine Taschenspielerkunst eben so wenig nützen werde, als meine Holztrompetchen, verlangte ich in Beaugancy unter polizeiliche Aufsicht gestellt zu werden, weil ich mich unter den Bleiweißmachern engagiren wollte. Das ist eine Pastetenbäckerei, bei der man anstatt der Unverdaulichkeit das Miserere bekommt, allein man lebt doch wenigstens davon, bis Einen der Teufel holt, und das war immer noch ein Gewinn in meinen Augen, denn ich wollte lieber dieses Handwerk treiben, als ein Dieb oder Spitzbube werden; zum Stehlen bin ich weder muthig, tapfer noch stark genug und es ist nur ein reiner Zufall, daß ich das Ding beging, von dem ich Dir so eben erzählte."

„Hätte es Dir auch nicht an Muth und Kraft gefehlt, so hättest Du doch nur aus irgend einer Laune und nicht gewerbsmäßig gestohlen."

„Ei, glaubst Du wirklich?" fragte Weinessig.

„Ja wohl," versetzte Johanne, „Du bist im Grunde nicht boshaft, denn in jene unglückliche Falschmünzergeschichte wurdest Du ja nur wider Deinen Willen und fast gezwungen verwickelt, das weiß ich wohl."

„Freilich, mein Kind!" meinte Fortunat, „aber siehst Du, wenn man so seine funfzehn Jahre in einem Centralgefängnisse absitzt, da kann einem Mann das Herz schon so schwarz werden, wie meine Thonpfeife hier und wenn er auch so weiß und rein wie eine neue Pfeife in's Gefängniß gekommen wäre; genug, als ich in Melun entlassen wurde, fühlte ich mich dennoch zu feig, um zu stehlen."

„Und doch hattest Du den Muth, einen tödtlichen Beruf zu ergreifen?" fragte Johanne, „sieh Fortunat, ich sage Dir, Du willst Dich schlimmer machen, als Du wirklich bist."

„Ei warte doch," fuhr Fortunat fort, „sieh, so schwächlich und ungesund ich auch bin, dachte ich doch bei mir selber, — der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß warum — daß ich der Bleikolik ein Schnippchen schlagen würde und daß die Krankheit zu wenig an mir zu nagen fände und

sich daher lieber anderswo einfinden möchte, — ja ich hatte eine gewisse Ahnung, einer der Altgesellen unter den Bleiweißmachern zu werden. . . . Wie ich also aus dem Gefängniß entlassen wurde, begann ich zunächst meine Ersparnisse todtzuschlagen, die ich, merke wohl — auch noch mit dem vermehrt hatte, was mir das Geschichtchen erzählen am Abend in unserem Zimmer eingetragen hatte."

„Ach ja!" rief Johanne, „Du wußtest ja auch sonst so gut zu erzählen, und es machte unserer armen Mutter so viel Freude, erinnerst Du Dich noch?"

„Ei freilich," versetzte Fortunat, „bei Gott! es war eine gute Frau und sie hat vor ihrem Tode wohl nie geahnt, daß ich in Melun sei?"

„Behüte," versetzte Johanne, „bis auf ihren letzten Augenblick war sie der Meinung, Du seiest nach den Inseln hinüber gegangen. . . ."

„Siehst Du, Schwester," erwiderte Fortunat, „an all' meinem Unglück ist nur der Vater Schuld, der mich dazu erzogen hatte, sein Hanswurst zu sein, um bei seinen Productionen im Becherspiel, im Abwergfressen und Feuerspeien mitzuwirken; daher kam's, daß ich nicht Zeit hatte, mit Söhnen von Pairs von Frankreich umzugehen und in schlechte Gesellschaft gerieth. — Um aber wieder auf Beaugancy zurückzukommen, so schlug ich also, wie gesagt, nach meiner Entlassung aus dem Gefängnisse von Melun meine Ersparnisse todt, denn nach funfzehnjähriger Haft in einem Käfige muß man doch auch ein wenig frische Luft genießen und sich seines Lebens freuen. Um so mehr, als ich, ohne eben ein Fresser zu sein, beim Bleiweißmachen mir eine tödtliche Indigestion holen konnte, und wozu, frage ich, hätte mir alsdann mein Geld gedient? — Endlich kam ich nach Beaugancy und hatte beinahe keinen Sous mehr in der Tasche; ich frage nach dem Rauchhärigen, dem Freund des dicken Lahmen, der der Chef der Bleiweißfabrik war, aber gehorsamer Diener, da war eben so wenig eine Bleiweißfabrik mehr, als hier auf meiner Hand, denn nachdem eilf Personen in einem Jahre gestorben waren, hatte der

ehemalige Sträfling sich genöthigt gesehen, die Bude zu schließen; da stand ich nun einmal mitten im Flecken und hatte als einziges Nahrungsmittel nur mein Talent für Holztrompeten und meinen Entlassungsschein vom Gefängnisse als einzige Empfehlung. Ich wollte mir eine Beschäftigung suchen, die meiner Kraft angemessen gewesen wäre, allein, da ich keine Kraft hatte, kannst Du Dir wohl denken, wie man mich allenthalben aufnahm. Spitzbube hieß es hier, Landstreicher dort, und nicht Wenige meinten, ich sei gar aus dem Gefängnisse entsprungen. Sobald ich mich irgendwo zeigte, legte Jeder die Hände auf die Taschen oder ließ den Hund von der Kette, ich konnte es am Ende doch nicht über mich gewinnen, in einem solchen Loche Hungers zu sterben, das ich ganze fünf Jahre lang nicht verlassen sollte; wie ich das also sah, verließ ich den mir angewiesenen Landstrich und begab mich nach Paris. Da ich aber nicht die Mittel hatte, um in einer vierspännigen Carosse hieher zu kommen, habe ich mich auf dem ganzen Wege bis hieher durchgebettelt und bin stets den Gensdarmen ausgewichen, wie ein Hund den Stockprügeln; inzwischen hatte ich doch Glück und kam ohne Unfall bis in die Gegend von Autuil. Ich war todtmüde, hatte einen höllischen Hunger und keine andere Kleidung, als die Du hier siehst, ganz ohne Luxus," fuhr er mit einem spöttischen Blick auf sein bescheidenes Aeußere fort. — „Ich hatte keinen Sous in der Tasche und konnte obendrein als Landstreicher verhaftet werden. Da zeigte sich auf einmal eine günstige Gelegenheit, der Teufel führte mich in Versuchung und trotz meiner Feigheit . . . ."

„Stille, Bruder, stille!" sagte seine Schwester, weil sie fürchtete, daß der Wächter, obwohl er in diesem Augenblick ziemlich weit von Weinessig entfernt war, sein gefährliches Geständniß hören könnte.

„Fürchtest Du, man möchte mich hören?" fragte er, „sei nur ruhig, ich brauche nichts zu verhehlen, man hat mich ja auf frischer That ergriffen und das Läugnen konnte mir nichts mehr helfen; so habe ich denn Alles gestanden,

weiß im Voraus, was meiner wartet und habe schon im Voraus meine Rechnung in's Reine gebracht!"

„Mein Gott! mein Gott! wie kannst Du so kaltblütig davon sprechen!" rief die arme Frau weinend.

„Was würde ich dabei gewinnen, wenn ich mir's zu Herzen gehen ließe," versetzte Fortunat. — „Sieh', Johanne, sei vernünftig, muß denn ich Dich erst trösten?"

Johanne trocknete ihre Thränen und seufzte tief auf.

„Um also wieder auf meine Geschichte zurückzukommen," fuhr Weinessig fort, „so laß Dir also sagen, daß ich mit Einbruch der Dunkelheit in die Nähe von Autuil gekommen war; ich konnte nicht weiter und wollte erst nach Einbruch der Nacht nach Paris hinein; darum streckte ich mich hinter einer Hecke auf den Boden nieder, um auszuruhen und meinen Feldzugsplan noch einmal zu überdenken. Unter dem Nachdenken aber schlief ich am Ende ein, auf einmal weckte mich das Gespräch von mehreren Stimmen, als es schon sinkende Nacht war und ich lauschte — es war ein Mann und eine Frau, die auf der Landstraße jenseits der Hecke mit einander plauderten. Der Mann sagte zu der Frau:

„Bah! was denkst Du, wem sollte es einfallen, uns bestehlen zu wollen? Haben wir nicht hundertmal das Haus allein stehen lassen?" — „Ja," erwiderte das Weib, „aber wir hatten damals nicht hundert Franken in unserem Kommode!" — „Wer weiß es denn, dumme Gans," sagte der Mann. — „Du hast Recht," versetzte darob das Weib und sie gingen weiter. — „Meiner Treu! die Gelegenheit schien mir allzugünstig, um sie zu versäumen, und es war überdies keine Gefahr dabei. Ich wartete, bis der Mann und die Frau sich eine gute Strecke weit entfernt hatten, bevor ich hinter meiner Hecke hervortrat; wie ich mich recht umsah, gewahrte ich, keine zwanzig Schritte von mir entfernt, ein hübsches Bauernhäuschen, das ohne Zweifel das Haus mit den hundert Franken sein mußte, denn es war weit und breit nur diese einzige Hütte am ganzen Wege; Autuil aber war wenigstens fünfhundert Schritte weiter entfernt.

Muth, Alterchen!" flüsterte ich mir zu, „es ist Niemand da und sinkende Nacht; wenn kein Hofhund um den Weg ist (Du weißt ja, wie ich mich stets vor den Hunden gefürchtet habe), soll das Geschäft bald gethan sein. Glücklicherweise war kein Hund da. Um meiner Sache noch gewisser zu sein, poche ich an der Thüre, erhalte aber keine Antwort — das macht mir Muth, die Läden im Erdgeschoß waren geschlossen, ich stecke aber meinen Stock zwischen zwei von ihnen, sprenge sie und steige durch's Fenster in die Stube hinein; im Kamine brannte noch ein kleines Restchen Feuer, das mir leidlich leuchtete und bei dessen Schein ich eine Kommode erblickte, von welcher der Schlüssel abgezogen war; schnell weiß ich mir zu helfen, nehme die Feuerzange, sprenge die Schubladen und finde unter einem Haufen Wäsche den ganzen Schatz in einen alten Wollenstrumpf gewickelt; ich mache mir nicht einmal das Vergnügen, noch etwas Anderes zu nehmen, springe durch's Fenster und falle . . rathe einmal wohin . . . verfluchter Zufall . . ."

„Mein Gott, so rede doch!" drängte Johanne.

„Gerade dem Feldhüter auf den Rücken, der nach dem Dorfe heimging."

„Welch' ein Unglück," rief die Schwester.

„Der Mond war einstweilen aufgegangen," fuhr Fortunat fort, „er hatte mich aus dem Fenster springen sehen und packte mich deshalb unverweilt; es war ein Bursche, der ihrer zehn wie ich in der Tasche davon getragen hätte. Ich war zu feige und zu schwach, um Widerstand zu leisten, deshalb ergab ich mich geduldig in mein Schicksal. Da ich noch immer den Strumpf in der Hand hatte, hörte er das Geld klingeln, nahm es mir aus der Hand, legte es in seine Jagdtasche und nöthigte mich, ihm nach Autuil zu folgen. Unter zahlreicher Begleitung von Gassenjungen und Gensdarmen kamen wir endlich beim Maire an; die bestohlenen Eigenthümer aber erwartet man in ihrem eigenen Hause und läßt sie ihre Erklärung abgeben. — Alles Läugnen hätte mir nichts geholfen, darum gestand ich Alles

ein, unterzeichnete das Protokoll, ließ mir die Handschellen anlegen und mich davon führen . . ."

„So bist Du nun wieder im Gefängnisse und wahrscheinlich für lange Zeit," sagte Johanne mitleidig.

„Sieh' Johanne, ich will Dich nicht täuschen, es ist besser, wenn ich Dir Alles gleich sage," hub Fortunat an, allein sie unterbrach ihn alsbald.

„Mein Gott! was hast Du denn?" rief sie.

„Sieh', liebes Kind!" sagte er, „erschrick nicht, dießmal handelt sich's nicht um's Gefängniß; — weil bei dieser Geschichte der Rückfall, Einbruch und nächtliches Einsteigen in ein bewohntes Haus zusammenkommen, hat mir mein Advokat schon im Voraus gesagt, daß meine Sache fast so gut wie erledigt sei — ich bekomme nur fünfzehn oder zwanzig Jahre Galeerenstrafe und Ausstellung am Pranger mit in den Kauf."

„Galeerenstrafe? lieber Gott! Du bist ja so schwach, das wird Dein Tod sein!" rief das unglückliche Weib und brach von Neuem in Thränen aus.

„Wer that mir denn dafür, wenn ich mich unter den Bleiweißmachern engagirt hätte?" —

„Aber die Galeeren, mein Gott! die Galeeren!"

„Bah! das ist nur ein Gefängniß in frischer Luft," erwiderte Fortunat, „und anstatt einer braunen Jacke bekomme ich jetzt eine rothe; zudem bin ich ja von jeher neugierig gewesen, das Meer zu sehen. Blitz, was für einen Pariser Maulaffen werde ich machen, wenn ich erst dieß zu Gesicht bekomme."

„Aber die Ausstellung am Pranger, Unglücklicher!" rief Johanne, „weißt Du nicht, was es heißt, als Gegenstand des Spotts und der Verachtung für Jedermann ausgestellt zu sein? — O, mein Gott! mein Gott! mein armer Bruder! . ."

Dabei fing die Unglückliche wieder von Neuem zu weinen an.

„Bah! — Johanne — komm', sei vernünftig — das üble Viertelstündchen am Schandpfahl wird mir auch vor-

übergehen!" sagte Weinessig, „daraus mache ich mir noch am wenigsten, bin ich denn nicht von jeher gewöhnt, eine große Menschenmenge um mich zu sehen? Als ich noch von meiner Taschenspielerkunst lebte, hatte ich ja auch immer einen Haufen Leute um mich her; ich will mir nun einbilden, daß ich wieder Vorstellungen mit meinem Becherspiel und sonstige Künste gebe, und wenn mir's dennoch zu nahe geht, dann kann ich ja die Augen schließen; dann ist's gerade, als ob man mich nicht sähe . . . ."

Wenn Fortunat mit soviel Cynismus über eine solche ernste Angelegenheit sprach, so geschah es weit weniger in der Absicht, eine verbrecherische Fühllosigkeit an den Tag zu legen, als nur vielmehr seine Schwester durch seinen anscheinenden Gleichmuth und Fühllosigkeit zu trösten.

Für einen Menschen, der mit den Sitten des Bagno vertraut, und bei dem alles Schaamgefühl natürlich nothgedrungenerweise abgestorben ist, ist die Strafe des Bagno nur eine Veränderung seiner Lage, nur ein Wechseln des Rocks, wie Weinessig mit so erschrecklicher Wahrheit gesagt hatte.

Viele Gefangene in den Centralzuchthäusern geben sogar dem Bagno den Vorzug, weil sie dort ein lärmendes lebhaftes Leben führen können, und begehen sogar manchmal Mordversuche, um nach Brest, Toulon oder Rochefort geschickt zu werden.

Das ist auch ganz natürlich: ehe sie in's Bagno kamen, hatten sie je nach ihrem verschiedenen Beruf fast alle mit eben so viel Mühe und Strapazen zu kämpfen.

Die Lage der ehrlichsten Hafenarbeiter ist bei weitem strenger, als die der Galeerensträflinge. Sie müssen um dieselbe Stunde in die Werkstätten, und verlassen dieselben ebenfalls erst wieder mit den Galeerensclaven, und das ärmliche Lager, auf dem sie ihre von Strapazen erschöpften Körper ausruhen dürfen, ist häufig nicht besser als das der Galeerensclaven.

Sie sind aber frei, wird man uns entgegenhalten.

Ja, es ist eine schöne Freiheit, deren sie genießen,

wirklich frei sind sie nur an Sonntagen, und da darf ja auch der Galeerensträfling ausruhen.

Aber sie haben wenigstens nicht die Schmach von Jenen, sind nicht gebrandmarkt.

Was ist aber Schande und Schmach, was ist das Brandmaal für diese Elenden, die jeden Tag ihre Seele mit neuem Erz umgürten und stählen in jenem höllischen Ofen, die alle Grade der Schande annehmen in dieser wechselseitigen Schule der Verworfenheit, wo die größten Verbrecher zugleich auch die angesehensten sind?

Dieß sind die Folgen des gegenwärtigen Strafsystems.

Lange Gefangenschaft und Haft ist für die Spitzbuben ein Gefallen, und nach dem Bagno sehnen sie sich oft . . . .

* * *

„Zwanzig Jahre Galeerenstrafe!" wiederholte die arme Schwester Fortunats.

„Gib Dich doch zufrieden, Johanne, mir widerfährt nicht mehr als ich verdient habe," erwiderte Fortunat, „ich bin zu schwach, als daß man mich zur Arbeit auf den Galeeren brauchen könnte. — Wenn es dort keine Fabrik von hölzernen Trompeten und Säbeln gibt wie in Melun, wird man mir eine leichte Arbeit auftragen; mich z. B. im Krankenhause verwenden; ich bin ein guter Kerl und will den armen Kranken schon Geschichten erzählen wie hier auch; es wird mir gelingen, mich bei meinen Obern beliebt und bei meinen Gefährten geachtet zu machen, und ich werde Dir dann gravirte Kokosnüsse und Schachteln von farbigem Stroh für meine Neffen und Nichten schicken. Wenn der Wein einmal angestochen ist, muß man ihn auch trinken."

„Hättest Du mir nur geschrieben, daß Du nach Paris kämest," versetzte Johanne, „so wollte ich mir schon Mühe gegeben haben, Dich bei mir zu verstecken und zu beherbergen, bis Du eine Beschäftigung gefunden hättest."

„Meiner Seele! ich hatte mir auch vorgenommen, zu

Dir zu kommen, allein ich wollte wenigstens nicht mit leeren Händen erscheinen, gute Johanne; denn an Deinem Aufzuge sehe ich wohl, daß Du Dich auch kümmerlich genug durchschlagen mußt. Was machen denn Deine Kinder und Dein Mann?"

„Sprich mir nur nicht von ihm," erwiderte Johanne traurig.

„Warum denn?" fragte Fortunat, „ist er noch immer der alte Schlemmer? Schade für ihn, er wäre sonst ein tüchtiger Arbeiter."

„Der hat mir manches geschlagene Leid zugefügt," klagte Johanne wehmüthig; „sieh, ich habe an meinem übrigen Kummer genug, und brauchte nicht auch noch den wegen Deiner Aufführung . . ."

„Warum denn, was macht denn Dein Mann?" fragte Weinessig.

„Schon seit drei Jahren hat er sich von mir getrennt, nachdem er unser ganzes Hab und Gut verpraßt, und mir mit meinen armen Kindern nichts mehr übrig gelassen hatte, als meinen Strohsack als ganzes Mobiliar."

„Du hast mir aber nie Etwas davon geschrieben?"

„Wozu denn auch?" sagte das arme Weib, „es hätte Dir nur Kummer verursacht."

„Arme Johanne," sagte Fortunat, „wie hast Du es denn aber angefangen, um Dich mit Deinen drei Kindern durchzuschlagen?"

„Lieber Gott!" erwiderte sie, „ich hatte Vieles auszustehen, ich arbeitete tüchtig auf meinem Gewerbe als Fransenmacherin, und that, was in meinen Kräften stund; die Nachbarin unterstützte mich auch ein wenig, und hütete mir die Kinder, wenn ich ausgegangen war; obwohl mir mein ganzes Leben lang das Glück nie besonders hold war, hatte ich doch einmal recht ordentlich Glück, aber mein Mann war daran Schuld, daß ich keinen Nutzen daraus ziehen konnte."

„Wie ging denn das zu?" fragte Fortunat.

„Je nun," erzählte Johanna weiter, „der Posamentier, für den ich arbeitete, hatte einer von seinen Kundinnen meine Noth erzählt, und ihr mitgetheilt, auf welche Weise mein Mann mich um Alles gebracht, nachdem er unsere ganze Haushaltung verkauft hatte, und daß ich trotz dem noch immer nach Kräften arbeite, um nur meine Kinder zu erziehen. Wie ich nun eines Tages nach Hause zurückkam, was finde ich da? Meine ganze Haushaltung war von Neuem eingerichtet: ein neues gutes Bett, Meubeln, Weißzeug, kurz Alles, was ich brauchte, die gute Kundin meines Posamentiers hatte dieses Werk der Wohlthätigkeit an mir gethan."

„Eine brave Frau! Gott möge es ihr vergelten!" rief Fortunat gerührt; — „arme Schwester, warum hast Du denn aber nicht an mich geschrieben, um mich mit Deiner traurigen Lage bekannt zu machen? anstatt meine Ersparnisse zu verschlemmen, hätte ich Dir lieber das Geld geschickt."

„Wie, ich, die ich frei war, sollte Dich um Hülfe angehen, der Du doch im Gefängnisse warst?"

„Ei freilich, eben deßhalb," erwiderte der Bruder, „was brauchte ich denn? Für meine Nahrung, Kleidung, Heizung und Wohnung sorgte ja die Regierung, was ich verdiente, war ganz mein eigen und reine Ersparniß. Da ich wußte, daß mein Schwager ein tüchtiger Arbeiter und Du eine fleißige, tüchtige Hausfrau warst, dachte ich nicht an Euch, und verbrauchte thörichterweise wie ein Maulaffe meine ganzen Ersparnisse."

„Mein Mann war freilich ein tüchtiger Arbeiter, allein er ist inzwischen liederlich geworden," entgegnete Johanne; „doch gelang es mir vermittelst der unerwarteten Hülfe mich wieder etwas zu erholen, ich faßte wieder frischen Muth, denn meine älteste Tochter begann bereits auch wieder etwas zu verdienen, und wir waren recht glücklich bis auf den Kummer, Dich in Melun zu wissen. Das Geschäft ging gut von Statten, meine Kinder waren reinlich gekleidet, fast alles Mangels enthoben, und das stählte

noch meinen Muth; — es war mir am Ende gar gelungen, 35 Franken noch zurückzulegen, als auf einmal mein Mann wieder kam, den ich ein ganzes Jahr lang nicht gesehen hatte. Da er mich wieder vollständig eingerichtet und versorgt sah, besann er sich nicht lange, nahm mir mein Geld ab, quartirte sich bei mir ein, ohne zu arbeiten, und betrank sich alle Tage, und prügelte mich, wenn ich mich zu beklagen wagte."

„Der Spitzbube!" rief Fortunat zornig.

„Damit war es aber noch nicht zu Ende, er hatte in eine Kammer unserer Wohnung ein schlechtes Weibsbild einlogirt, mit der er zusammen lebte, und das mußte ich ebenfalls ohne Murren ansehen; nun begann er auf's Neue nach und nach alle Meubeln und Geräthe zu verkaufen, die ich hatte. Da ich voraussah, was daraus entstehen würde, ging ich zu einem Advokaten, der in unserm Hause wohnte, und fragte ihn, was ich thun müßte, um meinen Gatten zu verhindern, daß er nicht mich und meine armen Kinder wieder an den Bettelstab bringe."

„Ei das war ein einfaches Mittel," meinte Fortunat, „Du brauchtest nur Deinen Mann aus dem Hause zu werfen."

„O ja," versetzte die Frau, „allein ich hatte kein Recht dazu. Der Advokat sagte mir, mein Mann habe die Befugniß, als Haupt unsrer Gütergemeinschaft über Alles zu verfügen und sich nur in's Haus zu legen, ohne etwas zu arbeiten; es sei freilich ein Unglück, meinte er, allein ich müsse mich einmal darein schicken, und nur in Betreff der Beischläferin, die mit mir unter Einem Dache lebe, habe ich ein Recht, auf eine Scheidung von Tisch und Bett anzutragen, wie man das nennt. — Obendrein könnte ich, falls mir Jemand bezeugen könne, daß mein Mann mich geschlagen, eine gerichtliche Klage gegen ihn anhängig machen, allein dieß würde wenigstens 4 — 500 Franken Unkosten zur Folge haben, bis ich die Scheidung zu Stande brächte. — Denke Dir nur, das ist gerade so viel, als ich beinahe in einem ganzen Jahre verdiene; wo

sollte ich wohl eine solche Summe entlehnen? . . . und zudem handelt es sich ja nicht um das Entlehnen, sondern auch um's Heimzahlen — und 500 Franken auf einen Schlag sind ja für mich ein ganzes Vermögen."

„Je nun," sagte Weinessig mit bitterem Hohne, „es gibt ein einfaches Mittel, 500 Franken zurückzulegen; — man darf nur seinen Magen ein ganzes Jahr lang an's Nägelchen hängen, diese Zeit über von Luft leben und dabei doch aus Leibeskräften arbeiten — mich wundert's nur, daß Dir der Advokat nicht auch gleich diesen Rath gegeben hat."

„Du kannst doch immer scherzen, Fortunat," sagte Johanne.

„Nein, bei Gott, dießmal scherze ich nicht!" rief der Sträfling voll Entrüstung, „es ist eine Niederträchtigkeit, daß das Gesetz und das Recht für uns arme Leute zu theuer ist. Nimm nur einmal Deinen eigenen Fall an: Du bist eine fleißige, wackere, ehrbare Hausmutter und arbeitest aus allen Kräften, um Deine Kinder auf ehrbare Weise zu erziehen; — Dein Mann aber ist ein erzliederlicher Kerl, er prügelt Dich, mißhandelt und bestiehlt Dich, bringt Dich an den Bettelstab und verschlemmt in der Schenke das Geld, das Du durch Deinen sauren Schweiß verdient hast. Nun wendest Du Dich an die Gerichte, damit sie sich Deiner annehmen und Dich in den Stand setzen, ohne Furcht vor jenem schlechten Burschen, für Dich und Deine Kinder Dein Brod verdienen zu können. — Die Leute aber, die Recht schaffen sollen, sagen Dir: Ja, Ihr habt Recht, gute Frau, Euer Mann ist ein Erzlump, man muß Euch zu Eurem Recht verhelfen — allein dieses Recht kostet Euch 500 Franken — fünfhundert Franken! . . . . das ist gerade so viel, als Du und Deine ganze Familie in Jahresfrist zu Eurem Unterhalte bedürft! Siehst Du nun, Johanne, das beweist, daß es, wie das Sprüchwort sagt, nur zweierlei Arten von Leuten gibt, diejenigen, welche gehängt werden und diejenigen, welche gehängt zu werden verdienen." —

Lachtaube, die verlassen und nachdenklich dasaß und auf Niemanden zu hören hatte, mit dem sie sich unterhielt, hatte kein Wort von den vertraulichen Mittheilungen der armen Frau verloren, an deren Unglück sie absichtlich Antheil nahm. Sie nahm sich vor, die Verhältnisse der unglücklichen Frau Rudolph zu schildern, sobald sie wieder mit ihm zusammenträfe, und zweifelte keinen Augenblick, daß er ihr zu Hülfe kommen werde.

XIV.

Vergleichungen.

Da Lachtaube so lebhaften Antheil an dem traurigen Geschick von Weinessigs Schwester nahm, verrückte sie nicht nur kein Auge von ihr, sondern wollte sich eben Mühe geben, sich ihr noch mehr zu nähern, als unglücklicherweise ein neuer Besuch in den Sprechsaal trat und nach einem Sträfling fragte, den man nun herbeiholte und in dessen Erwartung er sich zwischen Johanne und die Grisette auf die Bank vor dem Gitter setzte.

Beim Anblicke dieses Mannes konnte das Mädchen eine Geberde der Ueberraschung, ja beinahe der Furcht nicht unterdrücken . . . sie erkannte in ihm einen der beiden Gerichtsdiener, die damals den Steinschleifer Morel zu arretiren gekommen waren, als der Notar Ferrand den Verhaftsbefehl gegen diesen in Vollzug setzen wollte.

Dieser Umstand, der die Lachtaube an den hartnäckigen Verfolger Germains gemahnte, verdoppelte noch ihre Schwermuth, welche nur die rührenden und bemitleidenswerthen Mittheilungen der Schwester Weinessigs auf kurze Zeit zu zerstreuen vermocht hatten.

Sie entfernte sich so viel als möglich von ihrem

neuen Nachbar, lehnte sich an die Wand und versank in eine lange Reihe trüber Gedanken. —

„Sieh', Johanne," fuhr Weinessig fort, dessen jovialisch-spöttisches Gesicht sich plötzlich verdüstert hatte, „ich habe weder viele Kraft, noch vielen Muth, allein, wenn ich zufällig dabei gewesen wäre, wenn Dich Dein Gatte so mißhandelte, so wäre es zwischen uns Beiden sicherlich nicht so gut gegangen; — ich sage Dir, liebes Kind, Du warst zu nachgiebig und zu gutmüthig gegen den niederträchtigen Kerl."

„Was hätte ich denn thun sollen?" sagte Johanne, „mußte ich nicht geduldig Alles über mich ergehen lassen, was ich nicht ändern konnte? — So lange noch Etwas im Hause war, das mein Gatte verkaufen konnte, schlug er es los, um mit seiner Beischläferin in die Schenke gehen zu können. Alles, sage ich Dir, sogar das Sonntagskleidchen meines jüngsten Kindes."

„Aber warum gabst Du ihm denn das Geld, das Du mit so harter Mühe verdient hattest? Warum hast Du es nicht vor ihm versteckt?"

„Ich versteckte es wohl, allein er prügelte mich so lange, bis ich es ihm herausgab. — Glaube mir, Bruder, nicht, weil er mich prügelte, gab ich ihm nach, sondern nur, weil ich befürchtete, er möchte mich am Ende gefährlich verwunden, daß ich lange Zeit ganz außer Stande wäre, zu arbeiten. Sieh', Bruder, wenn er mir z. B. einen Arm abgebrochen hätte, was wäre alsdann aus mir geworden? — Wer hätte inzwischen meine Kinder pflegen und ernähren sollen? Hätten sie nicht, falls ich gezwungen gewesen wäre, in ein Hospital zu gehen, unterdessen Hungers sterben müssen? . . . Sieh', Bruder, nun wirst Du wohl begreifen, warum ich meinem Manne lieber das Geld überlassen wollte, damit er mich nur nicht prügele oder gefährlich beschädige und ich inzwischen im Stande sei, zu arbeiten und für meine Kinder zu sorgen."

„Armes Weib!" rief Fortunat, „da möge mir einer

läugnen, ob Dir es nicht noch schlimmer ergangen ist als einem Märtyrer! . . . . ."

„Und doch hab' ich niemals Jemanden etwas Leides gethan!" rief Johanne, „ich wollte nur arbeiten, um für meinen Mann und meine Kinder zu sorgen; — doch was willst Du, es muß Glückliche und Unglückliche geben, wie es Gute und Böse gibt!"

„Ja," versetzte Fortunat mit bitterem Hohne, „es ist erstaunlich, was die guten und rechtschaffenen Leute für Glück haben! — Du bist aber doch am Ende Deinen Erzschelm von Manne losgeworden, Johanne?"

„Gottlob, ja!" erwiderte sie, „allein er hat mich nicht verlassen, als bis er sogar meine Bettstelle und die Wiege meiner beiden kleinen Kinder verkauft hatte; — allein wenn ich denke, daß er doch noch schlimmere Absichten mit uns hatte . . . . ."

„Und welche denn?" fragte Fortunat.

„Ich hätte eigentlich nichts sagen sollen, daß er es gewesen, sondern vielmehr jenes schlechte Weibsbild, das er bei sich hatte; sie hat ihn zu Allem verleitet, und so auch zu dem, was ich Dir eben erzählen wollte. Denke Dir nur, eines Tags trat mein Mann gar zu mir und sagte: wenn in einer Haushaltung ein so hübsches fünfzehnjähriges Mädchen ist, wie unsere älteste Tochter, so sind die Aeltern doch recht thöricht, wenn sie sich das nicht zu Nutze machen."

„Aha, ich begreife!" rief Fortunat erbost, „nachdem er den Kindern die Kleider verkauft hatte, wollte er ihnen auch noch Leib und Seele verkaufen."

„Als er das zu mir sagte," fuhr Johanne fort, „siehst Du Fortunat, da drang mir alles Blut zum Kopfe und, ich muß gerecht sein, es gelang mir durch meine Vorwürfe, ihn selbst vor Schande über seine schlimmen Absichten erröthen zu machen, und da das schlechte Weibsbild sich in unsern Streit mischen wollte und behauptete, daß mein Mann mit seiner Tochter beginnen könne was er wolle, habe ich die Unglückliche so tüchtig zugerichtet, daß mein

Mann mich darüber prügelte, und seit jenem Auftritte habe ich keins von Beiden wieder gesehen."

„Siehst Du, Johanne, es gibt Leute, die zu zehnjähriger Gefangenschaft verurtheilt sind und doch nicht halb so viel Schlimmes gethan haben, als Dein Mann, wenigstens vergingen sie sich doch nur gegen Fremde. Ich sage Dir, er ist ein Erzbösewicht."

„O nein!" erwiderte sie, „er ist eigentlich noch lange nicht so schlimm, denn es sind nur die schlimmen Bekanntschaften von der Schenke her daran Schuld, daß er so liederlich geworden ist."

„Ei freilich," versetzte Fortunat, „der gute Mann würde keinem Kinde Etwas zu Leide thun, wohl aber einer erwachsenen Person und einer Mutter, das ist ein Unterschied."

„Je nun, was sollen wir machen?" rief Johanne, „man muß einmal mit dem Leben zufrieden sein, wie es der liebe Gott über uns verhängt. — Als erst einmal mein Gatte wieder aus dem Hause war, brauchte ich doch nicht mehr zu fürchten, daß er mich irgend wie durch seine Mißhandlungen verstümmle oder zur Arbeit untüchtig mache, und ich faßte von Neuem frischen Muth. Da es uns an den nöthigen Mitteln fehlte, eine Matratze zu kaufen, — man muß ja doch vor Allem gelebt haben und seine Hausmiethe bezahlen können, und ich und meine älteste Tochter, meine arme Katharine, verdienten ja kaum vierzig Sous täglich, da meine beiden andern Kinder noch zu klein waren, um Etwas zu verdienen, — weil wir also keine Matratze hatten, schliefen wir auf einem Strohsack, wozu wir das Stroh vor der Thüre eines Spediteurs in unsrer Straße aufgelesen hatten."

„Ha! warum habe ich doch meine Ersparnisse verpraßt, anstatt sie meiner armen Schwester zu schicken," rief Fortunat voll bitterer Reue.

„Was kannst Du dafür," versetzte Johanne, „Du konntest ja nicht wissen, wie schlimm es mir erging, da ich Dir nie geschrieben hatte. Wie gesagt, verdoppelten

wir also unsern Fleiß, die gute Katharine und ich; das arme Kind! wenn Du wüßtest, wie fleißig, wie ehrbar und herzensgut sie ist! Sie sucht mir stets an den Augen abzusehen, was ich wünsche, läßt nie ein Wörtchen der Klage hören, und doch hat sie schon so viel Elend und Noth kennen gelernt, wiewohl sie erst fünfzehn Jahre alt ist! — Siehst Du, das gereicht Einem doch wenigstens zum Troste, wenn man ein solches Kind hat, Fortunat!" setzte Johanne hinzu und trocknete ihre Thränen.

„Das ist ja ganz Dein Ebenbild, wie ich sehe," sagte Weinessig, „mich freut's, daß Du doch wenigstens diesen Trost hast."

„Ich versichere Dich, lieber Bruder," fuhr Johanne fort, „daß ich mich weniger um meinetwillen, als gerade wegen des armen Kindes kränke; denke Dir nur, schon seit zwei vollen Monaten hat sie unaufhörlich fortgearbeitet, ohne auch nur ein einziges Mal ungeduldig zu werden; einmal in jeder Woche geht sie nur aus, um auf dem Wäscherboden am Pont au change das bischen Leinwand zu waschen, das mein Mann uns übrig gelassen hat. Die ganze übrige Zeit sitzt sie unaufhörlich und unermüdlich bei ihrer Arbeit. — Wahrhaftig, das gute Kind hat allzu frühe Bekanntschaft mit dem Unglück gemacht; ich weiß wohl, daß es einmal im Leben so kommen muß, aber es gibt doch wenigstens Leute, die ein oder zwei Jahre lang Ruhe davor haben. — Am drückendsten aber ist mir's in meiner jetzigen Lage, guter Fortunat, daß ich für Dich nichts thun kann; inzwischen will ich's doch versuchen..."

„Warum nicht gar, glaubst Du denn, daß ich das annehmen würde?" fragte dieser; „im Gegentheil, wenn ich in Zukunft meinen Mitgefangenen von meinen kuriosen Geschichten erzählen soll, müssen sie mir für jedes Ohrenpaar je einen Sous geben, oder sie sollen lange warten, bis ihnen Weinessig wieder ein Geschichtchen erzählt; das wird Dich doch wenigstens ein Bischen in Deinem Hauswesen unterstützen. Doch da fällt mir eben ein, warum miethest

Du Dir denn nicht ein garnirtes Zimmer, da könnte Dir wenigstens Dein Mann nicht wieder Alles verkaufen."

„Ein garnirtes Zimmer?" wiederholte Johanne, „lieber Gott! woran denkst Du denn, wir sind ja unsrer vier und müßten da wenigstens zwanzig Sous täglich bezahlen, wovon sollten wir denn alsdann leben? .... unsere jetzige Stube kostet uns nur fünfzig Franken jährlich."

„Nun ja, Du hast Recht, liebes Kind," versetzte Weinessig mit bitterer Ironie, „arbeite, placke Dich zu Schanden, um Dir wieder eine kleine Haushaltung anzuschaffen; wenn Du alsdann wieder Etwas erworben hast, wird Dein Mann wieder kommen und Dich von Neuem ausplündern, — ja, eines Tags wird er sogar kommen und Dir Deine Tochter verkaufen, wie er Dir Deine Siebensachen verkauft hat."

„Oho! was das anbelangt, so sollte er mich eher umbringen, als daß er meiner armen Katharine das anthäte."

„Bah! er wird Dich nicht umbringen, aber dennoch Deine Tochter verkaufen," entgegnete Fortunat, „er ist ja Dein Gatte, nicht wahr? er ist das Haupt der Gütergemeinschaft, wie Dir jener Advokat gesagt hat. So lange Ihr nicht gesetzlich geschieden seid und wenn Du nicht fünfhundert Franken aufbringen kannst, um die Scheidung zu bezahlen, mußt Du Dich stillschweigend darein fügen, denn Dein Gatte hat ja das Recht, Deine Tochter von Dir hinweg zu bringen und hin zu führen, wohin er will; wenn er und seine Beischläferin es sich einmal in den Kopf gesetzt haben, das arme Mädchen in's Verderben zu stürzen, so muß sie sich in Gottesnamen stillschweigend in ihr Geschick ergeben ..."

„Mein Gott! mein Gott! wenn er einer solchen Niederträchtigkeit fähig wäre, könnten wir alsdann nicht zu den Gerichten unsere Zuflucht nehmen?" fragte Johanne.

„Zu den Gerichten!" rief Weinessig und brach in ein lautes spöttisches Gelächter aus, „mit dem guten Recht ist es wie mit dem Fleisch, es ist zu theuer, als daß es armen

Leuten zu gute käme. — Freilich mußt Du wissen, wenn es sich nur darum handelt, das arme Volk nach Melun oder auf die Galeere zu schicken, oder sie in's Halseisen zu stecken, so ist dies ein ganz anderes Ding; — diese Art von Recht gibt man ihnen gratis, — wenn man ihnen den Hals abschneidet, haben sie es auch gratis, immer gratis! — Immer 'reinspazirt, meine Herrn!" rief Weinessig in seinem gewohnten Marktschreier-Tone, — „nur herein spazirt! es kostet nicht zehn Sous — zwei Sous — ein Sous, — ja nicht einmal eine einzige Centime, — nein, meine Herrschaften, es kostet Sie nichts, — es kostet Sie die Kleinigkeit von . . . gar Nichts, — das kann Jedermann erschwingen! — Immer hereinspazirt, man braucht nur seinen Kopf mitzubringen, das Abschneiden und die Frisur bezahlt die Regierung! — Sehen Sie, meine Herrschaften! das ist das gute Recht, das man gratis bekommt. Die Gerechtigkeit aber, die verhindern sollte, daß eine ehrbare, fleißige Hausmutter nicht von ihrem Erzlumpen von Gatten mißhandelt und ausgeplündert werde, daß eine wackere Tochter nicht von ihrem gewissenlosen Vater um's Geld zur Hure gemacht werde . . . . diese Gerechtigkeit kostet fünfhundert Franken! Schlag Dir das nur aus dem Kopfe, meine arme Johanne."

„Schweig, lieber Fortunat," sagte die unglückliche Mutter unter Thränen, „Du träufelst mir tödtliches Gift in die Seele."

„Sieh, so geht mir's eben auch," erwiderte ihr Bruder, „mir ist's auch, als nage mir der Tod am Herzen, wenn ich an Dein Geschick und das Deiner Familie denke und es mir einfällt, daß ich nichts dafür thun kann. — Sieh', wer mir so in's Gesicht blickt, der glaubt wohl immer, daß ich lache; . . . aber laß Du Dich ja nicht davon täuschen, ich habe zweierlei Arten von Lustigkeit, Johanne, eine wirklich heitere Fröhlichkeit und eine wehmüthige Lustigkeit; — mir fehlt Muth und Kraft zur Bosheit, Zorn und Haß, wie Andere sie haben . . . das gibt sich bei mir immer in mehr oder minder spaßhaften Wor-

ten kund; meine Feigheit und meine Körperschwäche haben mich bisher allein daran verhindert, schlimmer zu werden, als ich wirklich bin, es bedurfte einer so günstigen Gelegenheit, wie bei jener Bauernhütte, wo nicht einmal eine Katze, geschweige ein Hund war, um mich zu einem Diebstahl zu verführen; — es bedurfte überdies eines hellen, hübschen Mondenscheines, denn bei Nacht und allein hätte ich mich gefürchtet, als ob alle Teufel der Hölle hinter mir losgelassen wären . . ."

„Sieh', lieber Fortunat, ich sagte Dir ja stets, daß Du besser seiest, als Du es selbst glaubst," sagte Johanne; „auch hoffe ich, daß Deine Richter Mitleid mit Dir haben werden."

„Mitleiden mit mir, einem freigelassenen Sträfling, der eines Rückfalls angeklagt ist? rechne ja nicht darauf, überdies kann ich es ihnen gar nicht verdenken und es ist mir auch am Ende einerlei, ob ich hier, oder dort, oder anderswo bin. Darin aber hast Du Recht, daß ich nicht böse bin, Alle die es sind, hasse ich auf meine Weise, nämlich dadurch, daß ich mich über sie lustig mache. Ich glaube, das kommt daher, daß ich immer nur solche Geschichten erzähle, worin ich es, um meinen Zuhörern zu gefallen, so einrichte, daß diejenigen, welche Andere aus purer Grausamkeit und Wollust quälen, am Ende ganz mordmäßige Prügel bekommen — dadurch werde ich mich am Ende gewöhnt haben, eben so zu fühlen, wie ich es erzähle . . . ."

„Lieben denn die Leute, unter welchen Du jetzt lebst, solche Geschichten, lieber Bruder?" fragte Johanne, „ich hätte das am allerwenigsten von ihnen geglaubt."

„Aber es ist dennoch so," gab Weinessig zur Antwort, „wenn ich ihnen Geschichten erzählte, wo ein Spitzbube, der einen Diebstahl oder Raubmord begeht, am Ende frei davon käme, würden sie mich gar nicht zu Ende erzählen lassen; handelt es sich aber um eine Frau, oder ein Kind, oder auch z. B. um einen armen Teufel, wie ich, den man zu Boden werfen könnte, wenn man ihn nur anbläst,

und würde ich ein solches Stück von einem Menschen auf das Bitterste von einem schwarzbärtigen Kerl verfolgen lassen, der ihm nur aus reinem Privatvergnügen nachstellt und ihn mißhandelt — um der Ehre willen, wie wir hier zu sagen pflegen, — dann solltest Du sehen, wie sie vor Freude beben und in die Hände klatschen, wenn am Ende der schwarzbärtige Kerl auch seine Tracht Prügel bekommt! — Sieh', da habe ich eben eine Geschichte vorräthig, der ich den Titel gegeben: Schneid-Entzwei,[1] die seiner Zeit im Centralgefängnisse in Melun bei meinen Zuhörern das größte Vergnügen machte. Hier habe ich sie noch nicht erzählt, sondern auf heute Abend versprochen, aber sie sollen mir Alle tüchtig blechen, wenn sie sie hören wollen, und der Ertrag davon soll Dir zu Gute kommen. — Warte nur, wenn ich Zeit habe, will ich die Geschichte auch für Deine Kinder niederschreiben, damit sie ebenfalls ihre Freude dran haben, wie ich gar nicht zweifle, denn ich versichere Dich: Klosternonnen können die Geschichte von . . . . und Schneid-Entzwei hören, so anständig und rührend ist sie."

„Was mich allein noch tröstet, guter Fortunat," sagte Johanne, „das ist, daß Du Dich nicht so unglücklich fühlst, wie die Andern und daran mag Dein Charakter nicht wenig Schuld sein!"

„So viel ist gewiß," erwiderte Weinessig, „daß ich recht unglücklich wäre und mir selbst wehe thun würde, wenn ich so schwermüthig sein müßte, wie Einer der Sträflinge, der auch in unserer Stube schläft. Der arme Junge! mir bangt für ihn, und es soll mich wundern, wenn er nicht an der einen oder der andern Stelle seines Körpers blutet, bevor noch der heutige Tag um ist! . . . . . Man macht ihm die Hölle heiß und es wird eben ein Complott gegen ihn geschmiedet, das vermuthlich heute Abend zum Ausbruch kommen wird!"

„Großer Gott! wollen sie ihm denn etwas Uebles zu-

---

1 Gringalet et Coupe-en-deux.

fügen?" rief Johanne erschreckt; „mische Du Dich doch ja nicht darein, Fortunat! . . . . ."

„Daß ich ein Narr wäre!" versetzte dieser; — „bei solchen Sachen ist kein Ruhm zu holen; wer Koth angreift, besudelt sich; — im Ab- und Zugehen, verstehst Du, habe ich so davon reden hören! . . . . . Man sprach von einem Knebel, um ihn am Schreien zu verhindern, — damit man nicht sehe, wie sie den armen Kerl abthun, wollen sie einen dichten Kreis um ihn schließen, gerade als ob sie irgend einem von ihnen selber zuhörten, der sich stellen sollte, als lese er eine Zeitung oder sonst Etwas laut vor . . . ."

„Aber sag' mir, Fortunat, warum will man ihn denn so mißhandeln?"

„Hm, weiß ich's doch selbst kaum!" erwiderte dieser; — „da er stets allein ist, mit Niemand spricht und einen Ekel oder Abscheu gegen die Andern zu haben scheint, bilden sie sich ein, er sei ein Spion, ein Verräther, ein Kerl von der geheimen Polizei, und das ist eine rechte Thorheit, denn, wenn der arme Bursche spioniren wollte, müßte er ja im Gegentheil mit Jedermann sich gemein machen. Ich weiß aber wohl, was sie ihm so in's Wachs drücken, nämlich das, daß er sich nicht mit ihnen einlassen und den großen Herrn spielen will. Der Hauptmann von unserem Schlafsaal, den wir das wandernde Skelett nennen, steht an der Spitze des Complotts. Der Kerl ist hinter dem armen Germain, wie ihr Sündenbock heißt, her, wie der Teufel hinter einer Seele! Meiner Treu, wenn sie etwas im Sinne haben, können sie es meinethalben ausführen, — es ist ihre Sache und ich kann nichts dazu! — Siehst Du, Johanne, das kommt davon her, daß man im Gefängniß den Kopf hängen läßt und traurig ist, im Augenblick ist man den Andern verdächtig . . . . Und nun, mein Kind, ist's genug geplaudert! geh' nun wieder nach Hause und an Deine Arbeit! Es freut mich zwar recht, daß Du hierher gekommen bist, um mich zu besuchen, allein die Zeit, welche Du

mir schenkst, geht von Deinem Geschäfte ab, während ich nichts Anderes zu thun habe, als zu plaudern, und keine Zeit versäume; — drum, guten Abend, liebe, treue, gute Johanne! — — Besuche mich von Zeit zu Zeit ..... Du weißt ja, daß es mir Freude macht!"

„Nur noch ein Weilchen laß mich hier, Bruder!" bat Johanne, — „ich bitte Dich, laß mich! ......"

„Nein, nein! Deine Kinder warten auf Dich! ..... hoffentlich hast Du ihnen doch nicht gesagt, daß ihr lieber Oheim hier in Pension ist?"

„Behüte!" erwiderte Johanne, — „sie glauben, wie einst die gute Mutter, Du seiest auf den Inseln; — auf diese Weise kann ich doch mit ihnen über Dich sprechen......."

„Meinetwegen denn!" erwiderte der Sträfling, — „aber jetzt geh', liebe Johanne, geh' schnell!"

„Ja!" sagte sie, „aber horch, lieber Bruder, — ich kann nicht gerade viel für Dich thun, aber doch mag und kann ich Dich nicht so lassen! Wie mußt Du nur frieren ohne Mütze, ohne Strümpfe und in der schlechten Jacke? ..... Ich will mit Katharine ein Paar Kleidungsstücke für Dich herrichten. Sieh', Fortunat, Du darfst mir glauben, daß es uns nicht am guten Willen fehlt, Dir zu helfen ....."

„Bah, woran leide ich denn Mangel?" rief dieser lächelnd, — „an Kleidern etwa? ..... Ach, ich habe ein Paar ganze Koffer voll! ..... sind sie erst einmal angekommen, so kann ich mich kleiden wie ein Fürst! — Heda, Schwester, lache doch ein Bischen! ..... Willst Du nicht? Nun denn im Ernste, Töchterchen, Du darfst mir's nicht abschlagen! — Warte nur noch ein Weilchen, bis die Geschichte von .... und Schneid-Entzwei mir etwas Geld eingetragen haben, dann sollst Du Alles haben! ..... Nun lebe wohl, gute, treue Johanne! wenn Du das nächste Mal wieder hieher kommst, will ich nicht mehr Weinessig heißen, wenn ich Dich nicht zum Lachen bringe! — Nun gehe aber endlich! Ich habe Dich nun lange genug aufgehalten!"

„O warte nur noch ein Wenig, Bruder! laß Dir noch etwas sagen!“ bat Johanne.

„Heda, mein tapferer Herr Soldat! heda, wackerer Veteran!“ rief Weinessig dem Wächter zu, der am andern Ende des Verschlags auf seinem Stuhle saß, — „meine Unterhaltung ist zu Ende, — lassen Sie mich wieder hinein, ich habe genug geplaudert!“

„Ach, Fortunat, es ist nicht recht von Dir, daß Du mich so fortschickst! . . . . .“ sagte Johanne.

„Im Gegentheil,“ erwiderte dieser, „es ist ganz recht so! — Nun leb' wohl, Schwester! guter Muth und viel Glück! — Morgen früh kannst Du Deinen Kindern sagen, es habe Dir von ihrem Oheim geträumt, der auf den Inseln über dem Meere ist, und er habe Dir aufgetragen, sie in seinem Namen zu küssen . . . . Gott befohlen!“

„Lebe wohl, Fortunat!“ sagte die arme Frau laut weinend, als sie ihren Bruder wieder in's Innere des Gefängnisses zurückkehren sah.

Lachtaube hatte nichts mehr von der Unterhaltung der beiden Geschwister hören können, seit der Gerichtsdiener sich zwischen sie und Johanne gesetzt hatte; allein sie hatte kein Auge von der armen Frau verwandt und über ein Mittel nachgedacht, die Adresse der armen Frau zu erfahren, um sie — nach ihrem ersten Einfalle, der Unterstützung und Theilnahme Rudolphs empfehlen zu können.

Als Johanne von der Bank aufstand, um das Sprachzimmer zu verlassen, trat die Grisette zu ihr und sagte schüchtern:

„Liebe Frau, ich erfuhr vorhin, ohne daß ich mir Mühe gab, es zu erfahren, aus Ihrem eigenen Munde, daß Sie sich mit der Verfertigung von Fransen und Posamentier-Arbeit abgeben!“

„Dem ist so, Mamsell,“ erwiderte Johanne, ein wenig überrascht, aber zugleich auch durch das anmuthige Wesen und die niedliche Figur der Lachtaube zu ihren Gunsten eingenommen.

„Ich bin Kleidermacherin,“ fuhr Lachtaube fort, —

„und da jetzt die Fransen und andere Posamentier-Arbeit an den Damenkleidern in der Mode sind, finde ich manchmal Kundinnen, welche diese Arbeit nach ihrem eigenen Geschmacke ausführen lassen; es fiel mir alsbald bei, daß es vielleicht minder hoch zu stehen kommen würde, wenn ich mich an Sie wenden würde, die Sie zu Hause arbeiten, als wenn ich es durch einen Kaufmann besorgen ließe, und daß ich Ihnen doch auf der andern Seite wieder einen bessern Preis gewähren könnte, als Ihnen Ihr Fabrikant bezahlen dürfte . . . . ."

„Sie haben Recht, beste Mamsell!" versetzte Johanne, — „wenn ich die Seide auf meine Kosten nehmen würde, wäre es ein kleiner Gewinn für mich. — Sie sind recht gütig, daß Sie mich berücksichtigen wollen, Mamsell, und ich weiß gar nicht, wie ich diese Rücksicht verdient habe!"

„Lassen Sie sich's nur offen sagen, wie dies zugeht!" erwiderte Lachtaube; — „ich wartete auf den Mann, den ich zu besuchen gedachte, und da ich mit Niemand hier plaudern konnte, habe ich so eben, bevor sich dieser Herr hier zwischen uns Beide setzte, unwillkürlich Ohrenzeuge davon sein müssen, wie Sie Ihrem Bruder von Ihren häuslichen Sorgen, Ihrem Kummer, Ihren Kindern erzählten. — Du lieber Gott! dachte ich, arme Leute müssen sich gegenseitig unter die Arme greifen, und so kam mir der Gedanke, daß ich vielleicht etwas für Sie zu thun vermöchte, da Sie Fransen verfertigen. Wenn Ihnen nun mein Vorschlag in der That gefällt, so nehmen Sie hier meine Adresse und geben Sie mir die Ihrige, damit ich Sie zu finden weiß, wenn ich Ihnen einen kleinen Auftrag zu ertheilen habe."

Dabei gab Lachtaube der Schwester Weinessig eine ihrer Karten, die ihr Germain einst geschrieben hatte.

Die gute Frau schien von dem Betragen des jungen Mädchens ganz gerührt, und erwiderte mit tiefer Dankbarkeit:

„Ich habe mich wahrlich nicht in Ihrem Gesichte getäuscht, Mamsell, zumal Sie — aber Sie müssen mir

das nicht für einen dummen Stolz auslegen, — eine große Aehnlichkeit mit meiner ältesten Tochter haben, weßhalb ich Sie auch vorhin, als Sie hereinkamen, so scharf in's Auge faßte. Ich danke Ihnen recht herzlich, und hoffe, daß Sie mit meiner Arbeit zufrieden sein werden, wenn Sie derselben bedürfen; — ich werde mir wenigstens alle Mühe geben, Ihrem Vertrauen zu entsprechen. — Mein Name ist Johanne Duport, meine Wohnung im Hause Nro. 1. der Rue de la Barillerie!"

„Nro. 1., — das ist wenigstens nicht schwer zu behalten!" erwiderte Lachtaube, — „ich danke Ihnen, gute Frau!"

„'S ist auf meiner Seite, Ihnen zu danken, beste Mamsell! es ist so gütig von Ihnen, daß Sie alsbald darauf dachten, mir nützlich zu sein, noch einmal, ich mache Ihnen meinen innigsten Dank."

„Noch einmal, Madame Duport, die Sache ist ganz einfach," versetzte Lachtaube mit reizendem Lächeln; „da ich ja einige Aehnlichkeit mit Ihrer Tochter Katharine habe, darf es Sie gar nicht befremden, daß ich auf diesen Einfall kam."

„Sie sind gar artig, beste Mamsell," sagte Johanne, „sehen Sie, Ihnen habe ich es zu danken, wenn ich mit etwas leichterem Herzen von hier weggehe, als ich es erwarten durfte; hoffentlich werden wir uns noch manchmal hier treffen, da Sie ja doch wahrscheinlich, wie ich, einen Gefangenen hier besuchen."

„Allerdings, Madame," erwiderte Lachtaube mit einem Seufzer.

„Nun denn auf Wiedersehen, beste Jungfer Lachtaube!" rief Johanne Duport, nachdem sie einen Blick auf die Addresse der Grisette geworfen hatte.

„Auf Wiedersehen, Madame Duport!" sagte Lachtaube und schickte sich an, wieder nach ihrer Bank zurückzukehren.

„Ich weiß nun wenigstens die Adresse dieser armen Frau und bin überzeugt, daß Rudolph auch ihr gerne zu

Hülfe kommen wird, wenn er nur erst weiß, wie unglücklich sie ist und wie sehr sie Hülfe verdient. Hat er mir ja doch immer wiederholt, ich solle mich nur an ihn wenden, wenn ich irgend Jemanden in bedrängter Lage in Erfahrung bringe." — Sie setzte sich nun wieder auf ihre Bank und sah mit Ungeduld dem Ende der Unterredung ihres Nachbars entgegen, um endlich einmal Germain sprechen zu können.

* * *

Hier müssen wir noch einige Worte über den eben geschilderten Auftritt hinzufügen.

Man muß leider bekennen, daß die Entrüstung von Johannens unwürdigem Bruder wirklich eine gerechte gewesen war, und daß er ganz Recht gehabt hatte, daß Gesetz und gutes Recht für die armen Leute zu theuer gewesen sei.

Eine Klage, die vor den Civilgerichten anhängig gemacht und entschieden wird, zieht ungeheure Kosten nach sich, die ein armer Handwerker oder Tagelöhner, der von seinem spärlichen Verdienste kaum leben kann, nicht zu erschwingen vermag.

Will die Mutter oder der Vater einer Familie, die dieser stets benachtheiligten Klasse angehören, wirklich auch auf eine Scheidung dringen, zu der ihnen die gegründetsten Ansprüche vorhanden sind, so ist es doch kaum möglich, daß sie eine solche erlangen. —

Und warum nicht?

Weil kaum ein Arbeiter im Stande ist, 4—500 Fk. auf die langweiligen und beschwerlichen Formalitäten einer solchen Entscheidung zu verwenden.

Und doch ist dem Armen sein häusliches und Familienleben das Einzige, was er hat; und die gute oder schlechte Aufführung des Hauptes einer Handwerkerfamilie bedingt ja nicht nur die sittliche, sondern auch die materielle Lage ihrer Angehörigen.

Verdient denn das Loos einer Frau aus dem Volke,

wie wir es so eben zu schildern versucht haben, weniger Theilnahme und Schutz, als das einer reichen Frau, die unter der Liederlichkeit oder Untreue ihres Gatten zu leiden hat?

Ohne Zweifel verdient nichts mehr Mitleiden und Erbarmen, als die Schmerzen und Leiden des Gemüths; — wenn aber nun zu diesen Schmerzen und Leiden für eine unglückliche Mutter noch das Elend und die Hülflosigkeit ihrer Kinder hinzukommt, ist es alsdann nicht doppelt abscheulich und bejammernswerth, daß die Armuth dieser Frau sie gleichsam jedes gesetzlichen Schutzes beraubt und sie und ihre Familie schutzlos den niederträchtigen Mißhandlungen eines verworfenen Gatten preis giebt.

Eine solche abscheuliche Niederträchtigkeit aber existirt wirklich, und sogar ein Sträfling kann unter solchen Umständen, wie unter andern mit vollem Recht und guten Gründen läugnen, daß die Gesetze und Institutionen, vermöge deren er verurtheilt worden ist, unpartheiisch seien.

Brauchen wir erst zu sagen, wie gefährlich es für den Staat und die Gesellschaft ist, wenn sie solche Angriffe rechtfertigen und erlauben?

Welchen Einfluß, welches sittliche Ansehen und Gewicht können solche Gesetze haben, so lange ihre Verwirklichung nur von einer Geldfrage abhängig gemacht wird?

Sollte nicht die Civiljustiz, wie die im Criminalwesen Allen zugänglich sein?

Wenn die Leute zu arm sind, um die Wohlthat eines hauptsächlich präservativen und vormundschaftlichen väterlichen Gesetzes in Anspruch nehmen zu können, so sollte, denken wir, der Staat auf seine eigene Kosten ihnen aus reiner Achtung für die Ehre und Ruhe ihrer Familie die Nutznießung ihrer Gesetze zugänglich machen.

Wir wollen nun diese Frau verlassen, die ihr ganzes Lebenlang das Schlachtopfer und Marterholz eines rohen und verworfenen Mannes bleiben muß, weil sie zu arm ist, um eine gesetzliche Scheidung von ihm zu erzwecken, und lieber von dem Bruder dieser Armen sprechen.

Dieser kaum freigelassene Züchtling verläßt eine Hecke

und Pflanzschule der Verworfenheit, um wieder in die Welt zurück zu kehren, nachdem er seine Strafe überstanden und durch deren Abbüßung sich seiner Schuld entledigt hat.

Welche Vorkehrungsmaßregeln hat nun der Staat getroffen, um ihn an einem Rückfall in seinen frühern verbrecherischen Lebenswandel zu verhindern? Gar keine.

Hat man ihm mit menschenfreundlicher Vorsicht und Zuvorkommenheit die Rückkehr zum Guten möglich gemacht, so daß der Staat das Recht und die Befugniß hat, ihn, wie es jetzt geschieht, mit so entsetzlicher Strenge zu bestrafen, wenn er sich unverbesserlich zeigt?

Nein . . .

Die Ansteckungskraft der Verworfenheit in unsern gemeinschaftlichen Gefängnissen ist so bekannt und mit Recht so gefürchtet, daß Jeder, der aus einem dieser Gefängnisse entlassen wird, überall ein Gegenstand der Verachtung, des Abscheu's und des Ekels ist! Wäre in einem solchen Menschen auch ein noch so tüchtiger guter Kern, so wird man ihm doch nirgends Unterkommen und Beschäftigung gewähren.

Warum also verbannt ihn die polizeiliche Aufsicht des Staates, die so demüthigend und so brandmarkend für einen Menschen ist, in dem auch nur noch ein Funke von Gefühl für Menschenwürde lebt, in kleinere Ortschaften, wo seine Vergangenheit alsbald bekannt werden muß, und wo ihm keine Mittel geboten werden, die sonderbaren Arbeitszweige auszuüben, zu welchen Sträflinge manchmal von jenen Spekulanten gezwungen werden, die in den Centralgefängnissen die Arbeit der Sträflinge gleichsam pachten.

Wenn der freigelassene Züchtling den Muth hat, der Versuchung zum Bösen zu widerstehen, muß er sich fast nothgedrungen einer jener ungesunden, fast tödtlichen Beschäftigungen widmen, wie wir sie oben geschildert haben. Der Zubereitung gewisser chemischer Produkte z. B., deren tödtlicher Einfluß diejenigen decimirt, die diesem schädlichen Berufe leben; oder er muß, wenn er kräftig genug dazu ist, sich zum Ausgraben der Thonerde im Walde von

Fontainebleau verdingen, ein Gewerbe, dem im Durchschnitt keiner länger als sechs Jahre widersteht.

Die Lage eines losgelassenen Züchtlings ist daher weit trostloser, peinlicher und schwieriger, als sie es vor Verübung seines ersten Vergehens war: er ist von Klippen und Abgründen umgeben und muß der Verachtung, dem allgemeinen Haß und oft sogar dem allertiefsten Elende Trotz bieten.

Wenn er nun dem Fluche und allen entsetzlichen Folgen des allgemeinen Vorurtheils gegen ihn unterliegt, wenn er ein zweites Verbrechen begeht, zeigt man sich tausendmal strenger gegen ihn, als bei seinem ersten Verbrechen. Das ist eine Ungerechtigkeit, denn beinahe immer ist es die Noth und das Elend, worein ihn die Gesellschaft selbst versetzte, die ihn zum zweiten Verbrechen veranlaßt.

Es ist erwiesen, daß das jetzige Strafsystem, anstatt den Verbrecher zu bessern, ihn nur noch mehr entwürdigt, — anstatt ihn zum Guten zu weisen, ihn stets nur noch schlimmer macht, anstatt seine leichten, sittlichen Unpäßlichkeiten zu heilen, sie nur unheilbar macht.

Die Vermehrung des Strafmaßes, die bei einem Rückfall unerbittlich angewendet wird, ist daher eben so ungerecht als barbarisch, da ein solcher Rückfall so zu sagen nur eine nothwendige Folge der bestehenden Strafgesetze ist.

Die grausame Ahndung, welche die des Rückfalls Schuldigen trifft, würde gerecht und vernünftig sein, wenn die Gefängnisse die Sträflinge sittlicher, edler und reiner machen würden, und wenn sie nach Erstehung ihrer Strafe in den Stand gesetzt würden, ein ehrbares und rechtschaffenes Leben führen zu können. . . .

Wie man nun schon über diese Widersprüche im Gesetz erstaunt, was wird man erst thun müssen, wenn man gewisse Strafen mit gewissen Verbrechen vergleicht, sowohl hinsichtlich ihrer unausbleiblichen Folgen, als hinsichtlich des übertriebenen Unverhältnisses, das unter den verschiedenen Strafmaßen, mit denen sie abgebüßt werden, existirt?

Die Unterhaltung des Gefangenen, den der Gerichts-

diener hier besuchen wollte, kann uns einen dieser Contraste darbieten.

XV.

Herr Boulard.

Der Sträfling, der nun in das Sprachzimmer trat, als Weinessig dasselbe verließ, war ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit röthlich blonden Haaren, einem rothen, vollen runden Gesicht, dessen ungeheuere Wohlbeleibtheit durch seine verhältnißmäßig geringe Körpergröße noch deutlicher hervorgehoben wurde. Der wohlgenährte, fast gemästete Gefangene trug einen langen, warmen Ueberrock von grauem Moulton und ähnliche Beinkleider; eine Art leichter Negligee-Mütze von Baskischer Form aus rothem Sammt vervollständigte das Costüm dieses Mannes, der vortreffliche Pelzpantoffeln an den Füßen hatte.

Obwohl die Mode der Brelocken längst schon wieder abgekommen war, hing doch an der goldenen Kette seiner Uhr ein reicher Vorrath von Cachets, die zum Theil mit feinen ächten Edelsteinen besetzt waren; an den groben rohen Händen trug der Sträfling ferner mehrere Ringe mit schönen Edelsteinen. Der Name dieses Gefangenen war, wie über diesem Kapitel steht, Boulard, sein Gewerbe Huissier und sein Vergehen Veruntreuung des ihm anvertrauten Eigenthums.

Der zum Besuche zu ihm gekommen war und jetzt mit ihm sprach, war, wie bereits gesagt, Peter Bourdin, einer der beiden Schergen des Handelsgerichts, die damals gekommen waren, um den Steinschleifer Morel nach dem Schuldthurme abzuführen; der Gerichtsdiener stand gewöhnlich in Diensten von Meister Boulard, dem Huissier des Herrn Petit-Jean, des Strohmannes von Jakob Ferrand.

Bourdin war kleiner, aber eben so dick als der Huissier

und richtete sich in allen Theilen nach seinem Patron, dessen Prunk- und Prachtliebe er aufrichtig bewunderte. Er liebte, wie dieser, Geschmeide und trug heute in seinem Vorhemde eine prächtige Vorstecknadel mit einem Topasen, während eine dicke goldene Kette über seine Weste herabfiel und in deren Knopflöchern bald verschwand, bald wieder zu Tage kam.

„Guten Tag, mein getreuer Bourdin, ich war überzeugt, daß Sie meinem Befehl ungesäumt Folge leisten würden!" rief Meister Boulard munter mit seiner dünnen, kreischenden Stimme, die im seltsamen Widerspiel zu seinem dicken Körper und seinem breiten blühenden Gesichte stand.

„Ihrem Befehl nicht Folge zu leisten, das vermöchte ich gar nicht, mein General," erwiderte der Gerichtsdiener.

Mit diesem zugleich vertraulichen und doch achtungsvollen Spaße pflegte Bourdin den Huissier zu begrüßen, in dessen Lohn und Dienst er stund. Diese militärische Anrede wird übrigens unter gewissen Klassen von Beamten und Civilbediensteten sehr häufig gebraucht.

„Ich sehe mit Vergnügen, daß die Freundschaft auch im Unglück getreu bleibt," sagte Boulard mit treuherziger Fröhlichkeit; — „doch begann ich nach gerade eben jetzt unruhig zu werden, denn es sind ja schon drei Tage her, seit ich an Sie geschrieben habe und noch immer wollte kein Bourdin kommen."

„Das ist nicht meine Schuld, mein General, denken Sie sich nur, darüber könnte man eine ganze Geschichte schreiben," erwiderte Bourdin; „Sie erinnern sich doch vielleicht noch an den hübschen Vicomte in der Rue du Challiot?"

„An St. Remy?"

„Ja an eben Den," fuhr Bourdin fort, „wissen Sie noch, wie sehr er uns zum Besten hatte, als wir ihn verhaften wollten; ich und Malicorne wurden damals beinahe verrückt, wenn das möglich ist."

„Das ist unmöglich, mein braver Bourdin," sagte Boulard.

„Glücklicherweise, mein General, aber denken Sie sich nur, der hübsche Vicomte hat jetzt einen nuen Titel bekommen.“

„Ist er Graf geworden?“ fragte Boulard.

„Behüte!“ erwiderte Bourdin, „aus einem Spitzbuben ist er nur ein Dieb geworden.“

„Warum nicht gar!“

„Man setzt ihm eben nach, wegen eines Diamanten-Diebstahls, den er begangen haben soll,“ erzählte Bourdin weiter.

„Die Diamanten gehörten, beiläufig gesagt, demselben Juwelier, der jenes Ungeziefer von Steinschleifer, Morel, beschäftigte, den wir vor ein Paar Tagen einmal in der Rue du Temple nahezu gepackt hätten, als jener große, schlanke Kerl mit dem schwarzen Schnurrbarte für jenen Hungerleider bezahlte und mich und Malicorne beinahe die Treppe hinabwarf.“

„Ach ja, ich erinnere mich noch, Sie haben's mir ja damals erzählt, mein armer Bourdin! — es war eine drollige Geschichte,“ versetzte Boulard. „Das Beste am Spaß war doch jedenfalls, daß die Portiersfrau jenes Hauses Euch Beiden einen Napf voll heißer Suppe auf den Rücken goß ....“

„Ja, General! und die auch nicht vergaß, den Napf hintendrein zu schicken, der wie eine Bombe zu unsern Füßen zerplatzte,“ setzte Bourdin hinzu; „die alte Hexe die! ....“

„Was ist's aber weiter mit dem saubern Vicomte?“

„Ich sagte Ihnen ja schon,“ fuhr Bourdin fort, „daß St. Remy wegen Diebstahls verfolgt wurde, nachdem er seinem leichtgläubigen Vater eine Comödie vorgespielt und ihm glauben gemacht hatte, daß er sich erschießen wolle. Einer meiner Freunde, ein Polizeiagent, der wußte, daß ich diesem Vicomte lange Zeit auf der Spur gewesen bin, hatte mich gebeten, ihm ein wenig an die Hand zu gehen und ihm auf die Spur jenes Spitzbuben zu verhelfen; ich hatte damals leider zu spät erfahren, daß der

saubere Vicomte zur Zeit des letzten Verhaftbefehls gegen ihn, dem er so pfiffig zu entgehen gewußt hatte, sich kaum fünf Stunden von Paris auf einer Meierei in Arnouville aufgehalten habe. Als wir ihn daher dort aufsuchten und hinauskamen, war es leider zu spät und der saubere Vogel war bereits ausgeflogen."

„Doch hatte er, wie ich höre, ein Paar Tage später jene Wechsel eingelöst, und zwar, wie man sagt, nur durch Vermittelung einer vornehmen Dame!" sagte Boulard.

„Allerdings, General," fuhr Bourdin fort, „doch gleichviel; ich kannte einmal das Nest, und da er sich schon einmal dort versteckt hatte, konnte er sich nöthigenfalls auch zum Zweitenmale daselbst aufhalten . . . . . . Das sagte ich auch zu meinem Freunde und Polizeiagenten, der mir den Vorschlag machte, ihn nach der Meierei hinzuführen, damit wir dort aus reiner Liebhaberei einen Handstreich ausführten. — Ich hatte eben nichts zu thun und da sich daraus eine hübsche Landpartie machen ließ, nahm ich den Vorschlag an. Vom Vicomte aber war keine Spur zu finden; — nachdem wir eine Zeitlang um die Meierei herumgeschlichen waren, drangen wir endlich in's Haus ein, hielten Haussuchung, mußten aber, wie Sie sehen, mit langer Nase abziehen. — Das war Schuld daran, daß ich nicht früher Ihren Befehlen Folge leisten konnte, mein General!"

„Schon gut, mein lieber Bourdin, ich war im Voraus überzeugt, daß nur ein Hinderniß Sie abhielt."

„Aber — vergeben Sie mir die unbescheidene Frage — wie Teufels kommen denn Sie hieher, Meister Boulard?"

„Durch eine Unvorsichtigkeit, mein Lieber!" versetzte dieser; „eine Handvoll schlechten Gesindels hat wegen eines armseligen Bettels von 60,000 Franken, um die sie geprellt worden zu sein vorgaben, mich wegen Veruntreuung bei den Gerichten belangt und genöthigt, mein Geschäft zu verkaufen."

„Wirklich, General? Je nun, das ist freilich Pech,"

erwiderte Bourdin, „da werden wir also in Zukunft nicht mehr die Ehre haben, für Sie zu arbeiten?“

„Schwerlich,“ sagte Boulard, „ich bin auf Halbsold gesetzt worden und habe einstweilen hier Quartier erhalten, mein wackerer Bourdin!“

„Wer sind denn aber diese hartköpfigen Spitzbuben?“ fragte dieser.

„Denken Sie sich nur, der erbosteste unter meinen Verfolgern ist ein freigelassener Sträfling, der mir den Betrag eines Wechsels von armseligen 7000 Franken zum Einzug übergeben hatte, dessen Betrag ich unter Androhung von Verhaftung erheben sollte. Ich ließ den Schuldner packen, zog das Geld ein und behielt diesen Posten wie noch ein Paar andere für mich, weil ich mich für ein Paar Spekulationen, die mir nicht einschlagen wollten, schadlos zu halten gedachte. Nun erhob auf einmal das ganze Gesindel einen solchen Lärm gegen mich, daß man mich einzog, und Sie sehen mich nun hier, mein Lieber! als ob ich nichts mehr oder weniger wäre, als ein Verbrecher oder Gauner.“

„Sie machen sich aber doch hoffentlich nicht viel daraus, mein General?“ fragte Bourdin.

„Nein, wahrlich nicht, Gottlob!“ versetzte Boulard, „was mir aber noch den meisten Spaß bei der ganzen Sache gemacht hat, war, daß jener freigelassene Züchtling mir vor ein Paar Tagen schrieb: Jenes Geld sei seine einzige Hülfsquelle für schlimmere Zeiten gewesen, die jetzt für ihn gekommen seien, und er mache mich nun (der Teufel weiß was er darunter verstehen mag) für alle Verbrechen verantwortlich, die er begehen könnte, um dem Mangel und Elend zu entgehen.“

„Das ist ein guter Einfall, auf Ehre!“ rief Bourdin lachend.

„Nicht wahr, man kann sich nichts Bequemeres denken,“ fuhr Boulard fort; „der Schelm ist im Stande, das als Ausrede für sich vorzubringen, allein die Gerichte erkennen eine solche Mitschuld Gottlob nicht an.“

„Sie sind also wegen nichts Anderem belangt, als wegen einer Veruntreuung, nicht wahr? mein General!“ fragte Bourdin.

„Ei natürlich,“ versetzte Boulard, „halten Sie mich denn für einen Dieb?“

„O nicht doch, General! . . . . . ich wollte Ihnen damit nur sagen, daß die ganze Geschichte eben nicht viel zu bedeuten hat, und daß Sie sich darum kein graues Haar wachsen zu lassen brauchen.“

Boulard lachte überlaut.

„Sehe ich denn etwa so betrübt und verzweiflungsvoll drein?“ fragte er.

„Behüte,“ erwiderte Bourdin, „ich kann Sie im Gegentheile versichern, daß Sie sich niemals besser befunden zu haben scheinen. Sehen Sie, wenn Sie nun auch schuldig befunden und verurtheilt werden sollten, so ist doch am Ende das Schlimmste, was Sie trifft, eine Haft von zwei oder drei Monaten und eine Geldbuße von fünfundzwanzig Franken; . . . . . nicht wahr, ich kenne mein Strafgesetzbuch?“

„Was liegt daran!“ rief Boulard, „ich bin im Voraus überzeugt, daß ich mir mit leichter Mühe die Erlaubniß auswirke, diese Haft von zwei bis drei Monaten in irgend einem Privatkrankenhause absitzen zu dürfen. Ich habe einen Deputirten für mich, dessen Gönnerschaft mir mächtige Dienste leisten wird. — Sehen Sie, Bourdin, ich kann mich nicht enthalten, über die ganze Geschichte recht herzhaft zu lachen. Wie sehr mich das dumme Pack auch verfolgen mag, sollen sie doch niemals wieder auch nur einen Heller von dem Gelde sehen, das sie von mir zurück verlangen; sie nöthigen mich zwar freilich meine Stelle zu verkaufen, allein ich gebe vor, sie noch meinem Vorfahren schuldig zu sein, und so bleiben nun doch immer nur sie die Geprellten, so müssen sie dann die Truthühner zur Fülle liefern, wie Robert Macaire sagt.“

„Das freut mich recht herzlich,“ sagte Bourdin, „es geschieht dem dummen Volke ganz recht.“

„Nun denn, mein wackerer Bourdin," fuhr Boulard fort, „lassen Sie uns jetzt auch auf die Angelegenheit zurückkommen, wegen der ich Sie eigentlich hieher beschieden habe; es handelt sich um eine sehr delikate Mission in Angelegenheiten einer hübschen Frau für Sie," setzte Boulard mit geheimnißvollem Dunkel hinzu.

„Ah! Sie Schelm von einem General, daran erkenne ich Sie sogleich wieder!" rief Bourdin, „wovon handelt es sich denn? Verlassen Sie sich nur getrost auf mich."

„Sie wissen," hub Boulard mit Selbstgefühl an, „daß ich mich ganz besonders für eine junge Künstlerin vom Theater der Folie dramatiques interessire. Ich zahle ihr die Hausmiethe und sie vergilt mir das, wie sie mir wenigstens glauben machen will, mit ihrer Liebe; allein ich traue ihr nicht ganz, denn Sie wissen ja, die Abwesenden sind meist im Unrecht. Es läge mir daher um so mehr daran zu wissen, ob ich Unrecht habe, als mir gerade im jetzigen Augenblick Fräulein Alexandrine, so heißt nämlich das holde Kind, wiederum um verschiedenes Geld und Geschenke in den Ohren liegt. — Ich war nie ein Knicker gegen Damen, allein Sie können sich wohl denken, daß es mir nicht besondere Freude machen würde, für einen Narren gehalten zu werden, und ich möchte daher wissen, ob meine gute Freundin es wirklich auch durch ihre Treue verdient, bevor ich den Freigebigen gegen sie spiele. Ich weiß zwar wohl, daß nichts veralteter ist, nichts mehr Roccoco und der Perückenzeit angehörig als die Treue eines Weibes, allein das ist nun einmal eine Schwäche von mir. Sie würden mir daher einen wahren Freundschaftsdienst thun, wenn Sie meine Liebschaft ein Paar Tage lang überwachten und mir dadurch eine Gewißheit an die Hand geben würden, wie ich mit ihr stehe, indem sie entweder die Portiersfrau Alexandrine zum Plaudern bringen oder . . . ."

„Schon gut, mein General," unterbrach ihn Bourdin mit boshafter Freude; „ein solcher Auftrag macht mir mehr Spaß, als wenn ich einen zähen Gläubiger beaufsichtigen, ausspioniren oder ihm auf der Fährte nachspüren

muß. Verlassen Sie sich ganz auf mich, ich bringe es gewiß heraus, ob Fräulein Alexandrine ihren Pflichten treu bleibt, was mir wahrhaftig nicht unwahrscheinlich scheint, denn ich darf Ihnen wohl ohne Schmeichelei sagen, mein General, daß Sie ein zu hübscher Mann und zu freigebig sind, als daß nicht alle Frauen Sie auf den Knieen anbeten sollten."

„Was hilft mir das Alles, lieber Freund, wenn ich nicht um die kleine Schelmin sein kann; das ist in den Augen einer Frau fürwahr das größte Unrecht. Ich verlasse mich also jedenfalls darauf, von Ihnen die Wahrheit zu erfahren."

„Das sollen Sie auch, auf mein Wort," versetzte Bourdin.

„Recht so, mein lieber Kamerad!" rief Boulard, „wie soll ich Ihnen nun meinen Dank zu erkennen geben? — Das versteht sich von selbst, mein lieber Bourdin, daß ich Ihnen diesen Auftrag gerade so honorire, als ob es sich um die Verhaftung eines säumigen Schuldners handle."

„Nein, mein General, das darf ich nicht zugeben," versetzte Bourdin," haben Sie mir nicht, so lange ich in Ihrem Dienste beschäftigt war, stets erlaubt den Schuldner bis aufs Blut über den Löffel zu barbieren und die Kosten der Verhaftung zu verdoppeln und zu verdreifachen und haben Sie nicht stets die Bezahlung dieser Unkosten für mich ebenso nachdrücklich und unerbittlich betrieben, als ob sie Ihnen selbst schuldig gewesen wären?"

„Diesmal aber ist's ein Unterschied," versetzte Boulard, „und ich meines Theils darf durchaus nicht zugeben, daß . . . ."

„Sie würden mich wahrhaftig beleidigen, mein General, wenn Sie mir nicht erlauben wollten, Ihnen diese Nachrichten über Fräulein Alexandrine, als einen schwachen Beweis meines Dankes gratis zu bringen," versetzte Bourdin.

„Meinetwegen denn," sagte Boulard, „ich will Ihnen nachgeben in Ihrem Wetteifer der Großmuth und Uneigennützigkeit; ich versichere Sie, daß ich Ihre Ergebenheit als

eine Art zarter Vergeltung für die Rücksicht betrachte, mit der ich stets in Geschäftsangelegenheiten zu verfahren pflege."

„Als eine solche will ich es auch betrachtet wissen," gab Bourdin zur Antwort; „aber kann ich Ihnen nicht noch in etwas Anderem von Nutzen sein? Sie sind von jeher so sehr an Bequemlichkeit, Wohlleben und Behaglichkeit gewöhnt, daß Sie sich hier höchst übel und unbehaglich befinden müssen?... Sie sind doch hoffentlich in der Pistole.[1])"

„Ei natürlich," sagte Boulard, „ich kam gerade zu gelegener Zeit hier an, um noch das letzte leere Stübchen in Beschlag zu nehmen, denn die Uebrigen sind eben durch die baulichen Verbesserungen unbrauchbar gemacht, die man im Gefängnisse vornimmt. Ich habe mich jetzt so gut wie möglich in meiner Zelle eingerichtet und kann mich nicht eben zu sehr beklagen: Mein Stübchen hat einen kleinen Ofen, ich habe mir einen guten Lehnstuhl kommen lassen, halte jeden Tag drei tüchtige Mahlzeiten und bringe meine übrige Zeit theils mit der Verdauung, theils mit Schlafen hin. — Außer der Unruhe und dem Zweifel, der mich hinsichtlich Alexandrinens quält, kann ich mich nicht zu sehr über mein Geschick beklagen."

„Für ein Leckermaul aber, wie Sie, mein General, von jeher waren, muß die Gefängnißkost doch verdammt mager sein," meinte Bourdin.

„Ich habe mir zu helfen gewußt," versetzte Boulard, „möchte man nicht sagen, daß der Speisewirth und Leckerbissenhändler in meiner Straße sich eigens um meinetwillen dort etablirt habe. Ich stehe in offenem Verkehr mit ihm und alle zwei Tage schickt er mir seinen Laufburschen mit mächtigen ganz vollgepfropften Körben; — ei! da fällt mir eben ein, da Sie ja doch einmal im Zuge sind, mir Gefälligkeiten zu erweisen... wollten Sie nicht die Güte

---

1 In einem eigenen Zimmer. — Jeder Verhaftete, der es bezahlen kann, darf sich diesen Vorzug und diese Bequemlichkeit verschaffen.

haben, die hübsche kleine Madame Michaunot, die Frau jenes Leckerbissenhändlers, die, beiläufig gesagt, auch nicht wurmstichig ist ..."

„Sie Schelm aller Schelme!" rief Bourdin lachend und drohte dem Huissier mit dem Finger...

„Bah! Sie brauchen dabei nicht gleich das Schlimmste zu denken," erwiederte Boulard mit einer Art selbstzufriedener Eitelkeit, „ich bin für die hübsche Frau nur ein guter Kunde und ein artiger Nachbar. Bitten Sie also gefälligst die gute Madame Michaunot, mir mit meiner morgigen Sendung eine hübsche Pastete von marinirtem Thunfisch zuzusenden, weil es eben die Jahreszeit dazu ist... das wird einige Abwechslung in meine Mahlzeiten bringen und mir Appetit zum Trinken machen..."

„Das nenne ich einen klugen Einfall," sagte der Gerichtsdiener mit wässerndem Munde.

„Ersuchen Sie ferner Madame Michaunot, mir außerdem noch einen Korb voll Wein in hübscher Auswahl, nämlich: Burgunder, Champagner und Bordeaux gerade wie das letzte Mal zuzusenden; sie weiß alsdann schon, was ich damit sagen will. Sie soll ferner zwei Flaschen von ihrem alten Cognac von 1817, und ein Pfund reinen, ächten, frisch gerösteten und gemahlenen Kaffee's dazulegen."

„Ich will mir die Jahreszahl des Branntweins aufschreiben," sagte Bourdin, indem er sein Notizenbuch aus der Tasche nahm.

„Da Sie nun einmal am Schreiben sind, lieber Freund," sagte Boulard, „so merken Sie sich gefälligst auch an, daß man mir meine Eiderdunendecke von Hause schicken soll."

„Seien Sie überzeugt, mein General, daß Alles dieß buchstäblich besorgt werden soll," entgegnete Bourdin, „ich bin nun wenigstens über Ihre Kost beruhigt; — wenn Sie aber spazieren gehen wollen, müssen Sie sich aber doch unter den ganzen Janhagel dieser Diebs- und Spitzbubenbevölkerung mischen? . . ."

„Allerdings," erwiderte Boulard, „und ich finde recht

viel Spaß und Vergnügen dabei. Nach dem Frühstück verlasse ich meine Stube, gehe hinunter spazieren durch die verschiedenen Höfe, und mache mich, wie man zu sagen pflegt, mit dem Gesindel gemein . . . das ist eine äußerst pikante und unbezahlbare Unterhaltung! — Ich versichere Sie, daß die Bursche mir im Grunde nicht halb so schlimm erscheinen, und manche von ihnen mir recht viel Vergnügen machen. Die Wildesten unter ihnen sind an einem Orte vereinigt, den sie die Löwengrube heißen! Blitz! mein lieber Freund! was sind da für confiscirte Galgenschlingel drunter! Unter Andern ist auch ein Kerl da, den sie das Skelett nennen, und ich habe nie einen Kerl wie ihn gesehen."

„Er hat wenigstens einen drolligen Namen," fiel Bourdin seinem Brodherrn in die Rede.

„Er ist so mager, oder vielmehr so fleischlos," fuhr Boulard fort, „daß das kein Spitzname, sondern die lautere Wahrheit ist; — ich sage Ihnen, der Kerl sieht scheußlich aus; — zudem ist er noch Hauptmann und Profos seiner Zimmersippschaft, und die verworfenste Bestie, die man weit und breit treffen kann. Er war bereits im Bagno, um seine Verbrechen in Raub und Diebstahl abzubüßen; sein letzter Mord ist so schauderhaft und erschrecklich, daß er im Voraus überzeugt sein darf, ohne Gnade zum Tode verurtheilt zu werden, allein trotz dem, daß er dieß weiß, macht er sich doch im mindesten nicht viel daraus."

„Das ist ja ein wahrer Bandit!" rief Bourdin.

„Alle Sträflinge bewundern ihn und zittern wahrhaft vor ihm," fuhr Boulard fort, „ich habe mich alsbald bei ihm zu Gnaden empfohlen, indem ich ihm Cigarren schenkte, deßhalb würdigt er mich auch seiner Freundschaft, und gibt mir Unterricht im Rothwelsch und Jenischen, worin ich bereits bedeutende Fortschritte mache."

— „Ei das ist ja ein köstlicher Spaß, mein General legt sich jetzt gar auf Rothwelsch!" rief Bourdin.

„Glauben Sie mir, daß ich mich hier köstlich amüsire!“ rief Bourdin, „die Spitzbuben sind ganz vernarrt in mich, und einige dutzen mich sogar; dafür bin ich aber auch gar nicht stolz, und gerade das Gegentheil von einem jungen Bürschchen Namens Germain, einem Hungerleider, der nicht einmal die Mittel auftreiben kann, sich in die Pistole setzen zu lassen, dafür aber sich in den Kopf gesetzt zu haben scheint, daß er sich ungestraft an den Leuten schämen, und gleichsam den großen Herrn gegen sie spielen könne.“

„Der muß ja wohl ganz entzückt sein, einen so anständigen, angesehenen Mann wie Sie, hier zu finden, mit dem er verkehren kann, wenn er sich an den Andern schämt?“ fragte Bourdin.

„Bah! der Bursche thut gar nicht, als ob er seither nur gemerkt habe, wer ich sei,“ entgegnete Boulard; — „hätte er es aber auch gemerkt, so würde ich mich doch sehr gehütet haben, sein Entgegenkommen zu erwidern, denn er ist allen Sträflingen hier ein Dorn im Auge. — Ueber kurz oder lang werden sie dem Burschen einen Streich spielen, und ich fühle wahrhaftig nicht große Lust, den Haß und die Feindschaft zu theilen, deren Gegenstand er geworden ist.“

„Daran haben Sie freilich Recht,“ meinte Bourdin.

„Es würde mir meine Erholung verderben, denn die Spaziergänge unter den Sträflingen sind wahre Erholungsstunden für mich,“ versetzte Meister Boulard; — „in sittlicher Beziehung haben diese Spitzbuben freilich keine hohe Meinung von mir, denn sie können sich denken, daß die gegen mich erhobene Klage wegen einfacher Veruntreuung eine wahre Bagatelle für solche Burschen ist, und daher sehen sie mich auch so ziemlich über die Achsel an.“

„Freilich,“ sagte Bourdin, „neben solchen Matadoren im Verbrechen sind Sie ja nur ....“

„Ein wahres Schäferlämmchen? Nicht wahr, mein lieber Bourdin?“ sagte Boulard lachend; — „Sie thun mir

also wohl den Gefallen, meine Commissionen nicht zu vergessen."

„Verlassen Sie sich darauf, mein General, daß ich Alles bestens besorgen werde, also:

1. Fräulein Alexandrine;

2. die Fischpastete und den Korb mit Wein;

3. den alten Cognac von 1817, das Kaffeemehl und die Eiderdunendecke; — Sie sollen das Alles erhalten!... Brauchen Sie nichts Weiteres?"

„Doch ja... bald hätt' ich's vergessen. Wissen Sie, wo Herr Badinaut wohnt?"

„Ihr Geschäftsagent? ja das weiß ich," versetzte Bourdin.

„Gut denn" versetzte Boulard, „haben Sie die Güte, ihm zu sagen, daß ich mich noch immer auf seine Gefälligkeit verlasse, um einen tüchtigen Advokaten für meine Sache zu gewinnen; es soll mir alsdann auf eine Banknote von 1000 Franken auch nicht ankommen."

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde es Herrn Badinaut ausrichten, mein General, noch heute Abend bringe ich alle Ihre Aufträge in Ordnung, und schon morgen sollen Sie Alles haben, was Sie brauchen; ich wünsche Ihnen nun frischen Muth und erträgliche Zeit, mein General! Auf baldiges Wiedersehen also."

„Leben Sie wohl, lieber Bourdin."

Der Sträfling verließ das Sprachzimmer von dieser, und sein Besucher von der andern Seite.

* *
*

Man vergleiche nun einmal das Verbrechen Weinessigs, der sich des Rückfalls schuldig gemacht, mit dem Vergehen des Huissiers Boulard.

Man vergleiche den Punkt, von welchem Beide ausgingen, und die Gründe, die Grundbedingungen ihrer Lage, welche Beide zur Verübung einer strafbaren unerlaubten Handlung getrieben haben.

Man vergleiche ferner noch die Strafe, welche jeden von Beiden trifft! —

Der Sträfling, der aus dem Gefängniß entlassen worden, stößt überall nur auf Abscheu und Mißtrauen; an dem Aufenthaltsorte, den ihm die Polizei angewiesen, hat er sein Gewerbe, das er erlernt, nicht auszuüben vermocht, er hoffte einen andern Beruf, der zwar seiner Gesundheit gefährlich, allein seinen Kräften angemessen war, ausüben zu können, allein auch diese Hoffnung ist ihm fehlgeschlagen; da überschreitet er endlich aus Verzweiflung die ihm gesteckte Grenze seines Aufenthaltes und will nach Paris zurückkehren, da er dort leichter seine Vergangenheit verbergen und Arbeit zu finden hofft.

Von Hunger und Müdigkeit fast erschöpft, kommt er in die Nähe der Hauptstadt; zufällig entdeckt er, daß in einem benachbarten Hause eine für ihn bedeutende Geldsumme ist. — Er gibt der verhängnißvollen Versuchung Gehör, er erbricht einen Laden, sprengt eine Schublade, um hundert Franken zu stehlen und geht davon . . .

Er wird aber verhaftet und ins Gefängniß gesteckt... Untersuchung und Verurtheilung stehen ihm bevor.

Des Rückfalls schuldig, besteht seine Strafe in fünfzehn- bis zwanzigjähriger Zwangsarbeit und Ausstellung am Pranger, und ihm selbst bleibt dieß Strafmaß kein Geheimniß mehr.

Er verdient diese entsetzliche Strafe, denn das Eigenthumsrecht ist ein heiliges; wer bei Nacht Deine Thüre erbricht, um sich Deiner Habe zu bemächtigen, muß einer schweren Strafe verfallen. —

Vergebens wird der Schuldige den Mangel an Arbeit, sein Elend, seine schwierige, unerträgliche kümmerliche Lage und die Entblößung von allem Nöthigen, wozu ihn seine Freilassung verdammte, als Entschuldigungsgrund für sich anführen. — Das wird seine Sache nur schlimmer machen; denn das Gesetz ist heilig und unerbittlich; um seiner eigenen Ruhe und seines Wohles willen muß der Staat oder die Gesellschaft mit einer grenzenlosen Gewalt

versehen sein und unerbittlich jene kühnen Angriffe auf fremdes Eigenthum ahnden.

Es bleibt dabei, dieser unwissende abgestumpfte Verbrecher, der verworfen und verachtet eines Rückfalls sich schuldig gemacht, hat seine Strafe verdient. —

Was aber wird derjenige verdienen, der mit Verstand, Reichthum und Bildung begabt, von der Menge geehrt, mit einem amtlichen Charakter begleitet, stiehlt, nicht um zu essen, sondern um der üppigsten verschwenderischsten Laune Genüge leisten oder die gefährlichsten Chancen der Agiotage versuchen zu können? — der nicht hundert Franken, sondern hundert Tausend, ja eine Million stiehlt, der nicht bei Nacht mit Gefahr seines Lebens stiehlt, sondern am hellen Tage ruhig und vor aller Augen fremdes Eigenthum sich aneignet? — Der nicht einen Unbekannten bestiehlt, welcher sein Geld durch Schloß und Riegel geschützt hat, sondern einen Clienten, der nothgedrungen sein Geld der Ehrlichkeit eines öffentlichen Dieners anvertraut, den ihm das Gesetz bezeichnet und zu dem er unwillkührlich Vertrauen haben muß? . . .

Welche entsetzlich strenge Strafe wird also derjenige verdienen, der, anstatt beinahe nothgedrungen, kleine Summen zu entwenden, aus reiner Wollust eine bedeutende Summe stehlen wird . . . .

Wäre es nicht schon eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn man diese Strafe über ihn verhängen würde, die den des Rückfalls Schuldigen trifft, welchen das Elend und der bitterste Mangel auf's Aeußerste getrieben und zum Diebstahl gezwungen haben?

Bah! wird das Gesetz sagen, wie kann man über einen wohlerzogenen gebildeten Mann dieselbe Strafe verhängen wie über einen Landstreicher? Pfui . . . .

Läßt sich das Vergehen eines Mannes, der der guten Gesellschaft angehört, mit dem nächtlichen Einbruch eines gemeinen Kerls vergleichen? Pfui.

Was erhebt Ihr denn ein solches Geschrei über diese Bagatelle, könnte z. B. Meister Boulard im Einklang mit

dem Gesetze fragen: — Kraft der Befugniß, die mir mein Amt überträgt, habe ich zwar für Sie eine Summe Geldes eingezogen; ich habe diese Summe hernach verschwendet und unterschlagen und keinen Heller mehr davon übrig gelassen, aber glauben Sie ja nicht, daß das Elend mich zu solcher Veruntreuung getrieben hat! Bin ich ein Bettler, bin ich ein Lump? Nein, Gott sei Dank! ich hatte und habe noch mein reichliches Auskommen. — O, geben Sie sich nur zufrieden, mein Ziel war ein höheres, stolzeres.

Mittelst Ihres Geldes habe ich mich keck in die glänzende Sphäre der Speculation gewagt; wäre das Glück mir günstig gewesen, so hätte ich zu meinen Gunsten diese Summe verdoppeln und verdreifachen können; — leider aber war mir das Glück ungünstig, und Sie sehen nun, daß ich eben so viel verliere wie Sie . . .

Wie, scheint das Gesetz zu fragen, hat diese offenkundige unläugbare, keck und bei hellem Tage verübte Veruntreuung irgend etwas gemein mit dem nächtlichen Einbruch, mit dem Erbrechen von Schlössern, dem Sprengen von Thüren mit Dieterichen, Hebeln und all den unheimlichen und plumpen Apparaten armseliger Diebe von der untersten Stufe?

Müssen Vergehen nicht auch im Strafmaß und im Namen wechseln, wenn sie von Gliedern einer höhern bevorrechteten Classe begangen worden?

Stiehlt ein Unglücklicher bei einem Bäcker ein Brod und drückt dabei eine Scheibe ein, . . . stiehlt eine Dienstmagd ihrer Herrschaft ein seidenes Taschentuch oder einen Louisd'or, so heißt dieß, wie billig, ein Diebstahl unter erschwerenden Umständen und mit doppelter Schande, und gehört jedenfalls in den Bereich der Assisen!

Das ist ganz gerecht, besonders im letzteren Falle.

Der Diener, der seinen Herrn bestiehlt, ist doppelt schuldig, da er gleichsam einen Theil der Familie bildet, das Haus steht ihm zu jeder Stunde offen, und er treibt unwürdigen Verrath mit dem Vertrauen, das man in ihn

gesetzt hat; gerade diesen Verrath aber ahndet das Gesetz mit einer infamirenden Strafe.

Man kann sich nichts Gerechteres, nichts logisch Richtigeres und Moralischeres denken.

Wenn aber ein Huissier, wenn irgend ein öffentlicher Diener Euch um Geld bestiehlt, das Ihr ihm in seiner Eigenschaft als öffentlich betrauter Beamter anvertrauen mußtet, so setzt das Gesetz einen solchen Angriff auf Euer Eigenthum nicht mit dem Hausdiebstahl, nicht den Diebstahl mit Einbruch in dieselbe Linie, sondern erklärt ihn nicht einmal für einen Diebstahl.

Wie! ruft Ihr — ist das möglich?

Allerdings! ohne Zweifel! — Diebstahl, Raub sind allzubrutale Worte, — schmecken allzusehr nach schlechten gemeinen Orten! . . . . . . Diebstahl? Raub? pfui! — Veruntreuung, Mißbrauch geschenkten Vertrauens, meinetwegen! das klingt zarter, schicklicher, und steht in besserem Rapport mit der socialen Stellung und dem Ansehen Derer, die ein solches . . . . . Vergehen begangen zu haben angeschuldigt sind, — denn man heißt dieß ein Vergehen, einen Fehltritt; — Verbrechen wäre ebenfalls wieder ein zu plumper Ausdruck.

Deßhalb auch findet nachfolgender wesentlicher und namhafter Unterschied statt:

Das Verbrechen gehört vor die Assisen, vor die höheren Gerichte.

Ein einfaches Verbrechen aber, wie eine Veruntreuung, fällt in den Bereich des Zuchtpolizeigerichts.

O allerhöchste Billigkeit, allerhöchste und erleuchtetste Gerechtigkeit in der Austheilung von Strafen! — Wir müssen noch einmal darauf zurückkommen: Ein Diener stiehlt seinem Herrn einen Louisd'or, ein ausgehungerter Bettler drückt eine Fensterscheibe ein, um ein Brod zu stehlen, — das sind nun gleich Verbrechen, drum rasch mit ihnen vor die Assisen.

Ein öffentlicher Diener verschwendet oder unterschlägt eine Million, und begeht dadurch nur eine Veruntreuung!

über dieses Vergehen kann ein einfaches Zuchtpolizeigericht entscheiden!

Ist nach den Gründen der Erfahrung, des Rechts, der Vernunft, der Logik, der Menschlichkeit, der Moral, dieser abschreckende Unterschied in den Strafmaßen gerechtfertigt durch eine Verschiedenheit in der verbrecherischen Absicht?

Worin unterscheidet sich der Hausdiebstahl, auf dem eine infamirende Strafe steht, von der Veruntreuung, die nur durch eine Polizeistrafe gerügt wird? . . . .

Etwa weil eine solche Veruntreuung fast immer das Verderben ganzer Familien nach sich zieht?

Wird nicht eine Veruntreuung, gerade wie ein Hausdiebstahl noch tausendmal erschwert durch seinen entsetzlichen Anschein und den officiellen Charakter Dessen, der ihn begeht?

Ja noch mehr, worin denn ist Der, welcher einen Raub mit Einbruch begeht, schuldiger, als der sich einen Raub mit Veruntreuung zu Schulden kommen läßt?

Wie mag man zu behaupten wagen, daß eine Verletzung des Diensteides: nie das Vertrauen zu täuschen, das die Gesellschaft in einen solchen Menschen kraft seines Amtes setzen muß, weniger lasterhaft und verbrecherisch sei, als das gewaltsame Sprengen einer Thüre und die Verletzung des Hausrechts?

Und dennoch wagt man diese Behauptung! . . . .

Das Gesetz spricht nun einmal so . . . . . .

Ja, je schwerer die Verbrechen sind, je mehr sie die Existenz ganzer Familien bedrohen, je mehr sie der öffentlichen Moral, der Sicherheit und dem Wohle Aller Eintrag thun, desto gelinder werden sie bestraft, — so daß es fast erscheint, als ob das Gesetz sich in dem Grade nachsichtiger und nachgiebiger gegen einen Verbrecher erweise, je glänzender sein Verstand, sein Wissen, sein Wohlstand und Ansehen sind.

Auf diese Weise hebt das Gesetz seine strengsten und entehrendsten Strafen nur für solche Unglückliche und Elende

auf, die die Unwissenheit, Verwahrlosung und das Elend, worin man sie befangen läßt, wenn auch nicht zur Entschuldigung, doch zum Vorwande für sich haben. –

Diese Parteilichkeit des Gesetzes ist nicht nur barbarisch, sondern auch im höchsten Grade unmoralisch.

Man strafe mit unnachsichtlicher Strenge den Armen, der sich an fremdem Eigenthum vergreift, aber man verfahre mit eben so viel Strenge auch gegen den öffentlichen Diener, der sich der Habe und des Eigenthums seiner Clienten bemächtigt!

Man höre nicht mehr darauf, wenn Advokaten durch glänzende Vorträge solche Personen, die sich so schimpflicher und niederträchtiger Unterschlagungen schuldig gemacht haben, vertheidigen, entschuldigen und lossprechen oder ihrer Strafe entheben (denn eine Verurtheilung zu so unbedeutender Strafe ist nicht besser als eine Lossprechung), und zwar etwa mit folgenden Gründen: —

„Mein Client läugnet gar nicht, daß er die Summe unterschlagen habe, von der es sich hier handelt; er weiß recht gut, in was für eine drückende Lage, ja in welche entsetzliche Noth seine Veruntreuung eine ehrbare, rechtschaffene Familie versetzt hat. Aber was hilft das Alles? Mein Client hat nun einmal einen unüberwindlichen Drang, zu wagen, und er liebt es, in ungewissen Spekulationen und gewagten Unternehmungen gewisse aufregende Chancen zu bestehen, und hat er sich einmal solchen Spekulationen hingegeben, hat ihn das Fieber der Agiotage befallen, so weiß er keinen Unterschied mehr zu machen zwischen fremdem Eigenthum und seiner eigenen Habe."

Das ist nun, wie man sieht, ein recht vollständiger Trost für diejenigen, die bestohlen worden sind, und eine recht sonderbare Bürgschaft und Beruhigung für alle Andern, die ebenfalls in der Lage sind, einmal auf diese Weise bestohlen zu werden.

Es will uns bedünken, daß ein Advokat recht schön heimgeschickt würde, wollte er einmal vor den Assisen etwa diese Vertheidigung vorbringen:

„Mein-Client läugnet durchaus nicht, daß er mittelst eines Hakenschlüssels den Schreibtisch geöffnet habe, um die bewußte Summe zu stehlen; allein was kann er dafür? Er liebt gute Tafel, ist auf die Weiber ganz närrisch und weiß Prunk und Wohlleben zu schätzen; kommt ihn daher einmal jener Durst nach Vergnügungen an, so weiß er keinen Unterschied mehr zwischen seinem eigenen und fremdem Eigenthum!"

Wir bleiben fest dabei, daß wir den Dieb und Betrüger, der das ihm geschenkte Zutrauen auf diese Weise mißbraucht, in Eine Kategorie setzen. Der Letztere wagt sich nur an die Agiotage in der Hoffnung auf Gewinn, und sehnt sich nach diesem Gewinn, nur um sein Vermögen oder seine Genüsse zu vermehren.

Fassen wir nun unsere Meinung in Einen Satz zusammen:

Wir möchten darauf antragen, daß mittelst einer Reform in der Gesetzgebung, jede Veruntreuung, die sich ein öffentlicher Diener zu Schulden kommen läßt, dem Diebstahl gleich geachtet, und das Minimum der darauf gesetzten Strafe derjenigen für Hausdiebstahl, das Maximum aber derjenigen für nächtlichen Raub mit Einbruch und Rückfall gleichgesetzt würde.

Die ganze Innung, welcher ein solcher öffentlicher Diener angehören würde, sollte für die Summen verantwortlich sein, die ein solcher entfremdet oder unterschlagen haben würde, so lange er öffentlich aufgestellter und besoldeter Mandatar ist.

Wir wollen übrigens noch ein paar Beispiele hier anfügen, die als Zusatz zu dieser Abschweifung von unserer Erzählung dienen können; — nach den Thatsachen, die wir nun anführen wollen, wird jeder Commentar überflüssig werden.

Höchstens könnte man die Frage aufwerfen: ob wir in einem civilisirten Staate oder in einer Wildniß unter Barbaren und Kannibalen leben?

Im **Bulletin des Tribunaux** vom 17. Februar 1843 steht aus Veranlassung einer Appellation, die ein wegen

AUUB

Veruntreuung angeklagter und verurtheilter Huissier eingelegt hatte, Folgendes zu lesen:

„Der Gerichtshof tritt den Entscheidungsgründen der übrigen Richter bei.

„In Ansehung des Umstandes, daß die Papiere und schriftlichen Beweismittel, welche der Angeklagte erstmals vor dem Gerichtshofe vorgebracht hat, nicht im Stande sind, die Thatsachen niederzuschlagen oder auch nur zu mildern, die vor dem Untersuchungsrichter sich herausgestellt haben;

„In Ansehung des Umstandes, daß es erwiesen ist: der Angeklagte habe in seiner Eigenschaft als Huissier, als beeidigter und bezahlter Mandatar, für Drei seiner Clienten Geldsummen in Empfang genommen, habe auf alle Forderungen und Bitten, welche diese Clienten an ihn stellten, um ihr Geld zurück zu erhalten, nur mit Lügen und leeren Ausflüchten geantwortet, — habe die, seinen drei Clienten zugehörigen Geldsummen endlich gar unterschlagen und verschwendet, habe also ihr Vertrauen mißbraucht, ein Depositum veruntreut, und sich dadurch des in Art. 408 und 406 des Strafgesetzbuchs näher erläuterten Strafe schuldig gemacht u. s. w. . . . . .

„Bestätigt der Gerichtshof seine Verurtheilung zu zweimonatlicher Haft und fünf und zwanzig Franken Geldbuße."

* * *

Ein paar Spalten weiter finden wir in demselben Blatte vom gleichen Datum Nachstehendes:

„Drei und fünfzig Jahre Zwangsarbeit."

„Am 13. September vorigen Jahres ward in dem Hause, das die Familie des Herrn Bresson, Weinwirths, im Dorfe Ivry bewohnt, ein nächtlicher Diebstahl mit Einsteigen und Einbruch verübt.

„Frische Spuren bewiesen, daß eine Leiter gegen die Mauer des Hauses angelegt worden war, und der nach der

Straße hinausführende Laden des ausgeraubten Zimmers schien durch gewaltsame Erbrechung gesprengt worden zu sein.

„Die gestohlenen Gegenstände waren weniger durch ihren Werth als durch ihre Anzahl beträchtlich: sie bestanden in alten Kleidungsstücken, Betttüchern, altem Schuhwerk, zwei durchlöcherten Pfannen, und schließlich, um nichts zu vergessen, aus zwei Flaschen weißem Schweizer Wermuth-Liqueur.

„Als alle Umstände dieses Raubes, dessen sich der Angeklagte Tellier schuldig gemacht hat, durch die Verhandlung außer Zweifel gesetzt und hinreichend erörtert worden waren, hat der Herr Generaladvokat die ganze Strenge des Gesetzes gegen den Angeschuldigten angerufen, indem er besonders auch auf den Umstand hinwies, daß der Thäter sich eines Rückfalls schuldig gemacht habe.

„Nachdem nun die Jury auf alle Fragen, ohne die damit zusammenhängenden Umstände besonders zu berücksichtigen, ein „Schuldig" ausgesprochen hatte, hat der Gerichtshof den schuldigen Tellier zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit und Ausstellung am Pranger verurtheilt." —

Der öffentliche Diener, der sich Unterschleif und Veruntreuung hatte zu Schulden kommen lassen, erhält ..... zwei Monate Haft ....

Der freigelassene Sträfling, der des Rückfalls überwiessen worden, ... zwanzig Jahre Zwangsarbeit und Ausstellung am Pranger.

Was brauchen wir solchen Thatsachen noch beizufügen? ...... Sie sprechen für sich selber.

Was für traurige und ernste Reflexionen werden sie — so hoffen wir wenigstens — im Menschenfreunde und aufmerksamen Leser rege machen? ....
....

Seinem Versprechen getreu, hatte der alte Wächter Germain herbeiholen lassen.

Als der Huissier Boulard in's Gefängniß zurückgekehrt war, ging die Thüre des Verschlages auf und Germain trat herein, nur noch durch ein leichtes Gitterwerk von Eisendraht von seiner zärtlichen Gönnerin Lachtaube getrennt.

XVI.

Franz Germain.

Germain's Züge waren zwar nicht regelmäßig, aber man konnte nicht leicht ein interessanteres, gewinnenderes Gesicht sehen; er unterschied sich schon durch seine Tournure von der Mehrzahl seiner Altersgenossen, und sein schlanker Wuchs, seine einfachen, aber reinlich gehaltenen Kleidungsstücke (graue Beinkleider und ein schwarzer Ueberrock, der bis zum Hals herauf zugeknöpft war), zeigten in Nichts die schmutzige Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit, der sich gemeinhin die Gefangenen hingeben. Seine feinen weißen Hände zeugten noch mehr von seiner Sorgfalt für seine eigene Person, welche die Abneigung der übrigen Sträflinge hinsichtlich seiner noch um ein Bedeutendes vermehrt hatten; denn sittliche Verworfenheit geht fast immer mit physischer Unreinlichkeit und Schmutz Hand in Hand.

Seine kastanienbraunen, natürlich gelockten Haare, die er nach der herrschenden Mode lang und nach der Seite gescheitelt trug, faßten sein bleiches und niedergeschlagenes Gesicht gleichsam in einen dunklen Rahmen, seine blauen Augen verriethen Offenheit und Gutmüthigkeit und sein zugleich sanftes und schwermüthiges Lächeln verkündete Wohlwollen und eine gewisse Melancholie, die ihm schon zur Gewohnheit geworden war; denn so jung

der Unglückliche auch war, hatte doch die Hand des Geschicks schon schwer und grausam auf ihm geruht.

Mit Einem Wort, das duldende, liebreiche und ergebene Aussehen des jungen Mannes war eben so rührend, als ein sprechender Beweis für die Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit seines Gemüths.

Sogar die Ursache seiner Verhaftnehmung bewies (wenn man die verläumderischen Erschwerungsumstände abrechnete, welche er nur dem Haß und der Abneigung Ferrands verdankte), die Herzensgüte des jungen Germain, und seine ganze Schuld bestand deßhalb nur darin, daß er sich einen Augenblick lang von seinem guten Herzen, von seiner Unbesonnenheit hatte hinreißen lassen, die zwar allerdings schuldig, aber um so eher verzeihlich war, wenn man bedenkt, daß der Sohn der Madame Georges schon am andern Tage die Summe wieder zurückzahlen konnte, die er auf kurze Zeit aus der Casse des Notars Ferrand entlehnt hatte, um den Steinschleifer Morel zu retten.

Germain's Gesicht überflog eine leichte Röthe, als er durch das Gitter des Sprachzimmers hindurch das frische, reizende Gesicht der Jungfer Lachtaube erblickte. Diese wollte nach ihrer Gewohnheit heiter erscheinen, um ihren Günstling aufzumuntern und ein wenig zu erheitern; allein das arme Kind verstand es nur schlecht, den Kummer und die Rührung zu verbergen, die sie stets empfand, so oft sie das Gefängniß betrat.

Diesseits des Gitters auf der Bank sitzend, hielt sie ihre Strohtasche auf den Knieen.

Der alte Wächter war zartfühlend genug, nicht innerhalb des Ganges zu bleiben, sondern setzte sich am andern Ende des Saals auf einen Stuhl am Ofen, wo er ein paar Minuten später bereits einschlief.

Germain und Lachtaube konnten also nach Herzenslust miteinander ungestört plaudern.

„Ei, Herr Germain,“ begann die Grisette, indem sie ihr niedliches Gesicht soviel wie möglich dem Gitter nahe brachte, um die Züge ihres Freundes desto besser in's

Auge zu fassen. „Lassen Sie doch sehen, ob ich heute mit Ihrer Miene zufrieden sein darf. Ist es weniger schwermüthig? — Ha, ha! so, so! la, la! nehmen Sie sich nur in Acht, daß ich nicht ernstlich böse werde....."

„Wie gut Sie doch sind, mich heute schon wieder zu besuchen," sagte Germain.

„Schon wieder?" wiederholte Lachtaube, „das ist ja wahrhaftig ein Vorwurf für mich."

„Muß ich auch Ihnen in der That nicht Vorwürfe machen, daß Sie so viel für mich thun," versetzte Germain, „für mich, der ich für alle Ihre Güte mit nichts erwidern kann, als meinem innigsten Danke?"

„Da sind Sie im Irrthum, lieber Herr," sagte Lachtaube, „die Besuche, die ich Ihnen mache, gewähren mir eben so viel Freude als Ihnen; es ist also an mir, Ihnen in meinem Namen zu danken. — Sehen Sie, da hab' ich Sie nun einmal wieder gefangen, da Sie so ungerecht gegen sich selbst sind; auch hätte ich fast gute Lust, Sie für so schlimme Gedanken dadurch zu bestrafen, daß ich Ihnen Das vorenthalte, was ich für Sie mitbrachte."

„Ueberhäufen Sie mich schon wieder mit Ihrer Güte, beste Jungfer Lachtaube, Sie verwöhnen mich ja! — Tausend, tausend Dank, Mädchen! — Vergeben Sie mir nur, daß ich so oft das Wort wiederhole, das Sie nicht leiden können; aber ich kann Ihnen ja sonst nichts Anderes sagen ....."

„Sie wissen ja noch nicht einmal, was ich Ihnen bringe," versetzte Lachtaube.

„Das ist ja im Grunde auch gleichgültig," erwiderte Germain; „was es auch sei, es kömmt ja von Ihnen; Ihre seltene, rührende Herzensgüte erfüllt mich stets mit Dankbarkeit und ...."

Germain konnte nicht ausreden und senkte beschämt die Augen.

„Und mit was denn noch?" fragte Lachtaube erröthend.

„Und mit aufrichtiger Ergebenheit," stotterte Germain.

„Warum sagen Sie nicht lieber gar noch: mit Hochachtung, wie am Schlusse eines Briefes," rief Lachtaube unmuthig. — „Sie wollen mich hintergehen, denn Das war es nicht, was Sie sagen wollten, Sie haben so plötzlich inne gehalten . . . ."

„Ich versichere Sie aber," stotterte Germain.

„Bah! versichern Sie mich was Sie wollen, ich glaube es doch nicht," rief das Mädchen, „ich sah durch das Gitter durch, wie Sie über und über roth wurden. — Bin ich nicht Ihre kleine Freundin, Ihre liebe Kamerädin? warum wollen Sie mir denn Etwas verhehlen? — Seien Sie einmal offenherzig gegen mich und sagen Sie mir Alles," setzte das Mädchen schüchtern hinzu, denn sie erwartete von Germain nur ein Eingeständniß, um ihm ihrerseits sagen zu können, wie sehr sie ihm von ganzem Herzen gut sei.

Ihre Liebe war eine ehrbare, edelmüthige, die nur das Unglück Germain's ihr zum Bewußtsein gebracht hatte.

„Ich versichere Sie," erwiderte der Gefangene mit einem Seufzer, „daß ich nicht mehr sagen wollte und Ihnen nichts verhehle."

„Pfui, Sie lügen ja," versetzte Lachtaube und stampfte unruhig mit dem Fuße auf dem Boden. — „Nun denn, sehen Sie hier das große Halstuch von weißer Wolle, das ich Ihnen mitbringe," sagte sie und zog es aus ihrer Strohtasche, „aus Strafe für Ihre Heuchelei sollte ich es Ihnen gar nicht geben. Ich hatte es eigens für Sie gestrickt, weil ich dachte, es müsse hier in den großen Gefängnißhöfen so kalt und feucht sein, daß nur ein solches Kleidungsstück Sie vor Erkältung sichere! — O, ich weiß wohl, wie empfindlich Ihre Gesundheit ist, obwohl ich mich noch ganz gut erinnere, daß Sie sich aus Zartgefühl stets dagegen sperrten, daß ich noch Holz in den Ofen legte, wenn Sie den Abend in meinem Stübchen verbrachten — o, ich habe ein gutes Gedächtniß."

„Ich leider auch," versetzte Germain tief gerührt und fuhr mit der Hand über die Augen.

„Sehen Sie, Sie werden schon wieder schwermüthig, obwohl ich es Ihnen verboten habe!" rief Lachtaube.

„Können Sie mir denn verbieten, daß ich nicht bis zu Thränen gerührt werde, wenn ich an alles Das denke, was Sie seit Beginn meiner Haft für mich gethan haben?" rief Germain, „ist nicht diese Sorge für meine Gesundheit mir eine neue liebenswürdige Aufmerksamkeit und muß ich nicht denken, daß Sie in später Nacht die Zeit wieder einbringen, die Sie auf einen Besuch bei mir verwenden, daß Sie sich meinetwegen eine übermäßige Arbeit aufladen!"

„Bah!" versetzte Lachtaube, „finden Sie es denn so Unrecht, wenn ich alle zwei oder drei Tage einen hübschen Spaziergang mache, um meine Freunde zu besuchen, da ich doch so gerne spazieren gehe? — Sie glauben gar nicht, wie unterhaltend es ist unter Wegs, die verschiedenen Buden und Gewölbe zu betrachten."

„Daß Sie aber heute bei diesem Sturm und Regen ausgiengen, ist offenbar zu viel für mich," erwiderte Germain.

„Ei behüte!" versetzte sie, „das ist im Gegentheil nur ein Grund mehr für mich, Sie haben gar keinen Begriff davon, auf welch' trollige Figuren man bei solchem Wetter stößt: die Einen halten ihren Hut mit beiden Händen fest, damit der Orkan ihn nicht davon nehme; und Andere schneiden unsägliche Fratzen, während ihr Regenschirm zur Tulpe wird, oder drücken die Augen zu, wenn der Wind ihnen den Regen in's Gesicht peischt. Sehen Sie, so ward mir heute früh der ganze Weg zu einer wahren Comödie! — Ich hoffte Sie dadurch recht zum Lachen zu bringen, wenn ich Ihnen Alles erzählte. Allein Sie sind recht böse . . . Sie wollen sich nicht einmal ein Bischen aufheitern lassen . . ."

„Das ist nicht meine Schuld," erwiderte Germain, „vergeben Sie mir, allein der Eindruck, den Ihre vielfache Güte auf mich macht, äußert sich bei mir in tiefer Rüh-

rung; — Sie wissen ja, es ist nicht meine Schuld, daß das Glück sich bei mir nicht auf heitere Weise äußert..."

Lachtaube wollte trotz ihres artigen leichtfertigen Geplauders doch ahnen lassen, daß sie nahe daran war, Germain's Aufregung und Rührung zu theilen; sie beeilte sich also, den Standpunkt des Gesprächs zu verrücken und sagte: „Sie wollen mir immer glauben machen, daß es nicht Ihre Schuld sei, allein es ist doch Ihre Schuld, daß Sie mancherlei unterlassen, um was ich Sie schon so inständig und flehentlich gebeten habe."

„Was meinen Sie damit?" fragte Germain.

„Die Hartnäckigkeit, mit der Sie sich von den übrigen Gefangenen stets entfernt halten," versetzte sie, „der Eigensinn, daß Sie niemals mit ihnen reden wollen. — Kaum vor wenigen Minuten noch hat mir der Wächter gesagt, daß Sie es in Ihrem eigenen Interesse endlich über sich gewinnen sollten. — Ich bin überzeugt, daß es Ihnen leicht würde, wenn Sie es nur selbst ernstlich wollten. Da schweigen Sie nun wieder und sehen doch, wie gut ich es mit Ihnen meine! . . . Sie werden nicht eher ruhen, als bis diese bösartigen Menschen Ihnen irgend ein Leid angethan haben . . ."

„Sie wissen nicht, welchen Abscheu sie mir einflößen," versetzte Germain, „Sie kennen nicht alle die verschiedenen Beweggründe persönlich, die mich bestimmen, meinen Mitgefangenen und ihresgleichen auszuweichen."

„Leider glaube ich doch die Mehrzahl der Gründe zu wissen," gab das Mädchen zur Antwort, „ich habe jetzt die Papiere gelesen, die Sie für mich geschrieben haben und die ich nach Ihrer Verhaftung in Ihrer Wohnung holen mußte. — Daraus habe ich jetzt erfahren, wie vielen Gefahren Sie bei Ihrer Ankunft in Paris ausgesetzt waren, weil Sie sich geweigert hatten, in der Provinz an den Verbrechen des Nichtswürdigen, der Sie erzogen hatte, Theil zu nehmen; — ich weiß nun auch, daß Sie erst in Folge des letzten Hinterhalts, den Ihnen jener Wicht ge-

stellt hat, aus unserm Hause der Rue du Temple auszogen und Niemanden als mir Ihre Wohnung anvertrauten, damit Ihr Verfolger nicht wieder auf Ihre Spur komme. — Aus jenen Papieren habe ich auch noch etwas Anderes erfahren," setzte Lachtaube hinzu und schlug erröthend die Augen nieder, „ich habe Dinge darin gelesen . . ."

„Die Sie auf Ehre nie erfahren haben sollten, wenn mich nicht dieses Unglück betroffen hätte!" rief Germain lebhaft; — „aber ich bitte Sie flehentlich, lassen Sie jetzt Ihre ganze Großmuth walten, vergeben Sie mir diese Thorheiten und suchen Sie sie zu vergessen; ich hatte ja nur früher die Befugniß, mich in diesen freilich unsinnigen und thörichten Träumen zu ergehen."

Lachtaube hatte ein zweites Mal versuchen wollen, Germain ein Geständniß in den Mund zu legen, indem sie auf jene Gedanken voll Zärtlichkeit und Leidenschaft anspielte, die er einst niedergeschrieben und dem Andenken des Mädchens gewidmet hatte. Er hatte ja, wie wir bereits oben gesagt haben, von jeher eine innige und aufrichtige Liebe für sie gefühlt, allein diese unter der Form von Freundschaft verborgen, um desto ungestörter des herzlichen vertraulichen Umgangs seiner hübschen Nachbarin genießen zu können.

Das Unglück hatte ihn noch mißtrauischer und schüchterner gemacht und so konnte er sich nicht einbilden, daß Lachtaube ihn den Gefangenen, den eine schreckliche Anklage auf immer brandmarkte, aufrichtig und innig lieben würde, während sie vor Ausbruch des Unglücks, das ihn betroffen, ihm nur eine wahrhaft brüderliche Anhänglichkeit bewiesen hatte.

Als das Mädchen sich auf diese Weise so wenig verstanden sah, zerdrückte sie einen schweren Seufzer und hoffte inzwischen auf eine bessere Gelegenheit, Germain die eigentliche Geschichte ihres Herzens zu offenbaren. Mit einiger Verlegenheit fuhr sie daher fort:

„Mein Gott! ich begreife wohl, daß der Umgang

mit diesen abscheulichen Leuten Ihnen Abscheu und Entsetzen einflößen muß, allein dieß ist doch kein Grund, sich unnützer Gefahr auszusetzen."

„Ich versichere Sie," erwiderte Germain, „daß ich nur aus Rücksicht für Ihren guten Rath mir mehrfach Mühe gegeben habe, wenigstens mit denjenigen meiner Mitgefangenen zu verkehren, die mir noch die unverdorbensten schienen, allein, wenn Sie wüßten, welch' eine entsetzliche Sprache diese Menschen führen!"

„Ach ja, ich gebe zu, daß dieß entsetzlich sein mag," sagte das Mädchen.

„Bei weitem das Entsetzlichste für mich," fuhr Germain fort, „ist jedoch die Entdeckung, die ich an mir selbst gemacht habe, daß ich mich nämlich allmählich an das scheußliche Gespräch gewöhne, das ich wider Willen den ganzen Tag hören muß; ja, ich versichere Sie, daß ich jetzt mit betrübender Gleichgültigkeit auf Abscheulichkeiten höre, die in den ersten Tagen mich auf's Tiefste entrüsteten und empörten! — Sehen Sie, das macht mich noch gerade an mir selbst irre," setzte er mit Bitterkeit hinzu; — „wenn wir genöthigt sind, an solchen entsetzlichen Orten zu verweilen, gewöhnt sich am Ende unser Verstand und Gemüth eben so sehr an böse Gedanken, als unser Ohr mit den gemeinen, abscheulichen und verbrecherischen Reden vertraut wird, die wir beständig um uns hören müssen. Mein Gott! mein Gott! ich begreife jetzt, daß man, wenn auch angeschuldigt, doch unschuldig hier eintreten, — diesen fluchwürdigen Ort aber nicht mehr unverdorben verlassen kann."

„Ja, das ist möglich," versetzte Lachtaube, „doch von Ihnen gilt das nicht."

„O ja," erwiderte er, „es findet auch auf mich und noch viele Andere Anwendung, die tausendmal besser sind als ich. Leider wissen diejenigen, welche uns vor unserer Verurtheilung zu so gehässiger und verworfener Gemeinschaft verdammen, nicht, wie schmerzlich und verhängniß-

voll das für uns sein muß — sie wissen nicht, daß die Luft, die man hier einathmet, durch die Länge der Zeit ansteckend wirken muß, daß sie dem Ehrgefühl und den guten Trieben in uns unfehlbaren Tod bringt . . . ."

„Ich bitte Sie, reden wir nicht weiter davon, es bekümmert mich zu sehr," sagte Lachtaube.

„Sie fragten mich ja nach der Ursache meiner stets zunehmenden Schwermuth, und ich gab sie Ihnen hiemit zu erkennen, denn eben diese ist es ja," sagte Germain, „ich wollte es Ihnen nicht sagen, allein es war ja das einzige Mittel, mich für Ihr Mitleiden dankbar zu zeigen, indem ich Ihnen unverholen Alles anvertraute. Wohlan denn, ich gestehe Ihnen mit Schaudern, daß ich mich selbst nicht wieder erkenne; — wie sehr ich auch diese Nichtswürdigen verachte und ihnen ausweiche, wirkt doch wider Willen der Umgang und die Berührung mit ihnen auf mich ein. — Man möchte ihnen die verhängnißvolle Kraft zuschreiben, die Atmosphäre, in welcher sie leben, moralisch vergiften zu können: — mir scheint's beinahe, als ob ich fühle, wie die Verworfenheit und das Laster schon durch alle Poren in mich eindringe. — Würde ich auch freigesprochen von dem Vergehen, das ich begangen haben soll, so würde doch der Anblick und Umgang mit ehrbaren Menschen mich wiederum mit Verwirrung und Schande erfüllen. Ich bin noch nicht so weit gekommen, daß es mir inmitten meiner Gefährten gefällt, allein ich bin wenigstens so weit, daß ich mich vor dem Tage fürchte, wo ich wieder in die Gesellschaft rechtschaffener Menschen zurückkehren darf, und das beweist genugsam, daß ich meine eigene Schwäche und Feigheit fühle."

„Ihre Schwäche und Feigheit!" wiederholte Lachtaube, „wie ungerecht, mein Gott! wie ungerecht sind Sie doch gegen sich selbst!"

„Wie? nennen Sie es nicht Feigheit und Verbrechen, wenn man sich mit seinen Pflichten und seiner Ehrlichkeit abfinden will!" rief Germain, „und diesen Fehler

habe ich mir vorzuwerfen. — Als ich hieher gebracht wurde, suchte ich mir die Größe meines Vergehens, so leicht es vielleicht zu entschuldigen und zu rechtfertigen war, nicht zu verkleinern. Nun aber däucht es mich jeden Tag geringer, und wenn ich jetzt manchmal diese Räuber und Mörder mit gemeinen Späßen oder wildem Stolze von ihren Verbrechen reden höre, werde ich manchmal mit Erstaunen inne, daß ich sie um ihre freche Gleichgültigkeit beneide, und mich selbst bitter spotte über die Gewissensbisse, die mich wegen eines Fehltrittes quälen, der im Vergleich zu ihren Freveln so unbedeutend ist."

„Daran haben Sie auch ganz Recht," rief Lachtaube, „weit entfernt, Tadel zu verdienen, ist Ihre Handlungsweise vielmehr edelmüthig; Sie waren ja überzeugt, schon am andern Morgen das Geld wieder zurückerstatten zu können, und entlehnten es also nur auf einige Stunden, um eine ganze Familie vom Verderben, ja vielleicht vom Tode zu erretten!"

„Gleichviel," versetzte Germain, „in den Augen des Gesetzes, wie in denen jedes ehrlichen Mannes bleibt es doch ein Diebstahl; es mag allerdings eine geringere Sünde sein, zu diesem Zwecke zu stehlen, als zu irgend einem andern; allein sehen Sie, es ist schon ein verhängnißvolles Zeichen, wenn man, um sich in seinen eigenen Augen zu entschuldigen, genöthigt ist, sich mit Andern zu vergleichen. — Da ich mich nun nicht mehr mit andern Leuten von makellosem Lebenswandel messen kann, bin ich ja schon genöthigt, mich mit den verworfenen Menschen zu vergleichen, unter denen ich lebe; — und so werde ich denn allmählig immer mehr inne, daß das Gewissen betäubt und gleichsam abgehärtet wird. — So würde ich vielleicht morgen schon einen andern Diebstahl begehen, ohne die Gewißheit, die zu irgend einem milden Zweck entwendete Summe wieder zurückerstatten zu können, sondern würde vielleicht aus Habsucht stehlen, und mich alsdann noch wahrscheinlich unschuldig denken, wenn ich einen

Vergleich zöge zwischen mir und dem, der einen Raubmord beginge;... und dennoch liegt im jetzigen Augenblicke noch ein eben so großer Zwischenraum zwischen mir und einem Mörder, als zwischen mir und einem ganz untadelhaften Menschen. Weil es also noch Wesen gibt, die tausendmal tiefer gesunken sind als ich, scheint meine eigene moralische Gesunkenheit sich in meinen Augen um Vieles zu verringern. Anstatt mir wie früher sagen zu können: ich bin eben so rechtschaffen als der ehrlichste Mensch, muß ich mich jetzt mit dem Gedanken trösten: ich bin noch der beste unter den Elenden, unter welchen ich fortan auf immer zu leben bestimmt bin."

„Auf immer?" fragte Lachtaube, „wenn Sie aber einmal von hier entlassen sind?"

„Was hilft mich das?" rief Germain, „wenn ich auch freigelassen werde, kennen mich diese Leute doch; treffe ich einmal mit denen von ihnen zusammen, die ebenfalls ihrer Haft entlassen werden, so werden sie mich doch als ihren frühern Mitsträfling anreden. Ja bliebe auch die gerechte Anklage, die mich vor die Assisen führt, der Mehrzahl meiner Mitbürger unbekannt, so werden mir diese Nichtswürdigen doch stets drohen, meine Schmach bekannt zu machen; — Sie sehen also jetzt selbst, welche verfluchten und fast unauflöslichen Bande mich mit ihnen verketten. — Wäre ich hingegen bis zum Tage meiner Verurtheilung in eine einsame Zelle eingesperrt worden, und ihnen eben so unbekannt geblieben, als sie mir fremd gewesen wären, so brauchte ich keine jener unseligen Befürchtungen zu hegen, die meine besten Entschlüsse lähmen und wankend machen könnten. — Zudem würde, wenn ich stets die Erinnerung an meine Vergehen allein vor Augen gehabt hätte, meine Schuld in meinen eigenen Augen größer, anstatt geringer geworden sein, und je ernstlicher und bedenklicher mir mein Fehltritt vorgekommen wäre, desto ernster würde auch die Buße geworden sein, die ich mir in Zukunft selbst auferlegt haben würde. Ja, je mehr ich

selbst der Verzeihung bedurft haben würde, desto mehr würde ich in meinem eigenen bescheidenen Lebenskreise mich guter Handlungen beflissen haben, denn ich hege die lebendige Ueberzeugung, daß es hundert guter Handlungen bedarf, um eine einzige böse zu sühnen und abzubüßen! — Darf und werde ich aber jemals darauf bedacht sein, Das abzubüßen, was mir jetzt kaum als ein Vergehen erscheint? — Sehen Sie, ich fühle, daß ich nunmehr einem unwiderstehlichen Drange folge, gegen den ich von jeher aus allen Kräften angekämpft habe; man hatte mich zum Verbrechen erzogen, und ich falle jetzt meiner Bestimmung anheim: verlassen, ohne Familie und Gönner, liegt mir nachgerade nicht mehr viel daran, ob mein Geschick einem ehrbaren oder verbrecherischen Ende mich zuführt! — Und doch waren meine Absichten und Pläne seither gut und edel. Eben deßhalb, weil man einen Verbrecher aus mir hatte machen wollen, empfand ich eine Art Beruhigung und Befriedigung in dem Gedanken, daß ich nie auf dem Wege der Ehre und Rechtschaffenheit gestrauchelt habe, und gerade das ist ja mir vielleicht schwieriger geworden, als jedem Andern — heut zu Tage aber . . . ach es ist schauderhaft, es ist entsetzlich!" rief der Gefangene, und brach auf einmal in so heftiges Weinen aus, daß Lachtaube tief ergriffen, nun auch ihre Thränen nicht mehr unterdrücken konnte. In Germain's Zügen that sich ein so sprechender Ausdruck tiefen Herzeleides kund, daß man sich nicht enthalten konnte, dieser Verzweiflung eines ehrbaren, muthigen Mannes Mitgefühl zu zollen, der sich jetzt gegen die Wirkungen und Anfälle einer verhängnißvollen Ansteckungskraft sträubte, deren drohende Gefahr sein Zartgefühl noch übertrieb.

Ja, eine solche Gefahr ist drohend, und wir können nie der Worte eines mit seltenem Verstande begabten Mannes vergessen, dem eine zwanzigjährige, in der Verwaltung der Gefängnisse erworbene Erfahrung so viel Gewicht gab: selbst zugegeben, daß ein unschuldig Angeklag-

ter vollkommen unverdorben ein Gefängniß beträte, wird er es doch stets minder ehrbar verlassen, als er es betrat. Das was man die erste Blüthe der Ehrenhaftigkeit nennen könnte, erstirbt auf immer schon bei der einfachen Berührung mit dieser verdorbenen Luft . . .

Wir müssen indeß sagen, daß Germain vermöge seiner gesunden und unbeugsamen Ehrlichkeit lange und siegreich gegen alle Anfechtungen gestritten hatte, und das Annähern der verderblichen Krankheit eher fürchtete, als wirklich verspürte.

Seine Befürchtungen, in seinen eigenen Augen seine Vergehen jeden Tag verkleinert zu sehen, bewiesen, daß er zur Stunde noch die ganze Bedeutung desselben fühlte, allein die Verwirrung, der Tadel, die Zweifel, welche jetzt in diesem ehrlichen und edelmüthigen Menschen gährten, waren darum doch keine beruhigenden Symptome.

Von ihrem gesunden Verstande, ihrem weiblichen Scharfblick und dem Instinkt ihrer Liebe geleitet, errieth Lachtaube Alles, was wir eben gesagt hatten.

Obwohl sie fest überzeugt war, daß ihr Freund noch nichts von seiner Ehrlichkeit und seinem Zartgefühl verloren habe, mußte sie doch befürchten, daß Germain trotz seines trefflichen Naturells eines Tages gleichgültig gegen Das werden könnte, was ihn jetzt so grausam peinigte.

XVII.

Lachtaube.

So gesichert auch das Glück seyn mag, dessen man sich erfreut, geräth man doch zuweilen in Versuchung, sich ein ganz unmögliches Unglück herbeizuwünschen, um mit Dankbarkeit und inniger Verehrung den Adel und die Größe gewisser Opfer und Beweise von Ergebung schätzen lernen zu können, die man uns erwiese. . . . . .

(Wolfrang. Der heilige Geist. Buch II.)

Das Mädchen trocknete seine Augen, wandte sich an Germain, welcher sich mit der Stirne gegen das Gitter gelehnt hatte und sagte in rührendem ernstem, ja fast feierlichem Tone, den er an ihr noch nie bemerkt hatte, zu ihm:

„Hören Sie mich an, Germain, ich kann mich vielleicht nicht recht ausdrücken, denn ich weiß meine Worte nicht so gut zu setzen wie Sie, allein was ich Ihnen sagen will, däucht mir eben so gerecht als aufrichtig . . . . zuerst behaupten Sie ganz mit Unrecht, daß Sie hülflos und verlassen seien . . . . "

„O glauben Sie ja nicht, daß ich je vergesse, zu welchen edelmüthigen Handlungen Ihr Mitleiden Sie für mich antreibt," entgegnete er; allein Lachtaube ließ ihn nicht ausreden.

„Als Sie vorhin mir nur Mitleiden zuschrieben, mochte ich Sie nicht unterbrechen," sagte sie, „allein da Sie jetzt dieses Wort wiederholen, muß ich Ihnen sagen, daß es keineswegs Mitleiden ist, was ich für Sie empfinde; — ich will Ihnen das, so gut ich kann, näher auseinandersetzen. — Als wir einst Nachbarn waren, liebte ich Sie wie einen guten Bruder, wie einen treuen Freund; Sie leisteten mir verschiedene kleine Dienste, die ich

Ihnen mit andern vergalt. — Sie ließen mich an Ihren Sonntagsvergnügungen Antheil nehmen und ich gab mir dagegen Mühe, recht heiter und artig zu sein, um mich Ihnen dafür dankbar zu erweisen; — so waren wir Beide quitt."

„O nein! das waren wir nicht," unterbrach sie Germain, „ich hatte im Gegentheil . . . . "

„Lassen Sie mich nur zu Ende reden," fuhr Lachtaube fort, — „als Sie genöthigt waren, Ihre Wohnung in unserm Hause zu verlassen, that mir Ihr Scheiden weher, als das aller meiner seitherigen Nachbarn zusammen."

„Darf ich das glauben?" fragte Germain sichtbar erfreut.

„Allerdings!" erwiderte sie; „die Andern waren leichtfertige junge Leute, die mich gewiß später weniger schmerzlich vermissen mußten, als Sie, und zudem hatten sie sich erst dazu entschlossen meine Freunde zu werden, nachdem ich ihnen zuvor wohl Hundertmal wiederholt hatte, daß sie für mich nie mehr werden würden. — Sie hingegen waren ganz anders als Jene, und erriethen vom ersten Augenblick an, was wir Beide uns werden und sein könnten.

„Trotz Dem widmeten Sie mir doch alle Ihre Freistunden, lehrten mich lesen und schreiben, standen mir mit Rath und That zur Seite, und wenn auch Ihr guter Rath manchmal etwas ernst war, war er doch darum nicht weniger gut; kurzum, Sie waren der aufrichtigste und ergebenste von allen meinen Nachbarn und der einzige, der nie etwas für seine Mühe verlangte. — Dabei blieben Sie aber doch nicht stehen; als Sie das Haus verließen, gaben Sie mir einen großen sprechenden Beweis von Vertrauen, und es machte mich bei Gott nicht wenig stolz, daß Sie ein so wichtiges Geheimniß einem schwachen, armen jungen Mädchen wie ich, anvertrauen mochten; ja, als ich von Ihnen getrennt war, blieb die Erinnerung an Sie mir doch stets mehr und dauernder ge-

genwärtig, als die an meine früheren Nachbarn . . . . Was ich Ihnen da sage, ist die lautere Wahrheit, denn Sie wissen ja wohl, daß ich mich nie zur Lüge bequeme."

„Wäre es möglich!" rief Germain, „sollten Sie einen solchen Unterschied zwischen mir und Andern gemacht haben?"

„Auf mein Wort, ich habe ihn gemacht," sagte Lachtaube, „und hätte ich's nicht gethan, so würde ich ein böses undankbares Herz an den Tag gelegt haben. — Gewiß ich dachte: es gibt keinen bessern Menschen als Herrn Germain, obwohl er leider ein wenig ernst ist; doch gleichviel, hätte ich eine Freundin, die sich verheirathen wollte, um recht glücklich und wohl versorgt zu sein, so würde ich ihr zuversichtlich rathen, Herrn Germain zum Manne zu nehmen, denn er könnte wahrhaftig einer braven tüchtigen Hausfrau den Himmel auf Erden bereiten!"

„Wie! Sie dachten an mich und um einer Andern willen?" mußte Germain in unwillkührlichem Tone fragen.

„Allerdings," gab sie zur Antwort, „es würde mich unaussprechlich gefreut haben, wenn ich erlebt hätte, daß Sie sich glücklich verheirathen würden, denn ich liebte Sie wie einen wahren, guten wackern Freund; sehen Sie, ich bin offenherzig und gestehe Ihnen Alles ein . . ."

„Ich danke Ihnen dafür von Herzensgrunde," entgegnete Germain, „es ist ein Trost für mich zu erfahren, daß ich Ihnen der liebste Ihrer Freunde und Bekannten war."

„So standen die Sachen, als Sie in's Unglück geriethen," fuhr Lachtaube fort; — „damals erhielt ich jenen lieben theuren Brief, worin Sie mir über Das, was Sie Ihren Fehltritt nannten, die erste Auskunft gaben — lieber Gott! ich bin zwar nicht gelehrt, allein ich finde in jenem Schritte nur eine edelmüthige gute Handlung.... damals baten Sie mich, aus Ihrer Wohnung die Papiere zu holen, aus welchen ich erfuhr, daß Sie mich immer so aufrichtig geliebt haben und dennoch nicht wagten, es mir

zu sagen; — jene Papiere," fuhr Lachtaube fort und konnte ihr Weinen nicht länger verbergen, „aus denen ich erfuhr, daß Sie sogar an meine Zukunft dachten, die durch eine Krankheit oder den Mangel an Arbeit für mich recht peinlich werden konnte und worin Sie mir für den Fall, daß Sie, wie es damals allen Anschein hatte, eines gewaltsamen Todes sterben sollten, Alles das vermachen wollten, was Sie sich nur durch aufopfernde Anstrengung und Sparsamkeit erworben hatten...."

„Ich that das," unterbrach sie Germain, „weil ich wohl wußte, daß, wenn Sie noch zu meinen Lebzeiten krank oder arbeitslos geworden wären, Sie sich gewiß lieber an mich als an jeden Andern gewendet haben würden, nicht wahr? — ich rechnete wenigstens darauf; und ich habe mich wohl nicht getäuscht, nicht wahr?"

„Nein, gewiß nicht," erwiderte sie, „an Wen hätte ich mich denn sonst wenden sollen?"

„Ich danke Ihnen!" rief Germain erfreut, „sehen Sie, diese Worte thun mir schon unbeschreiblich wohl und entschädigen mich für manchen Kummer."

„Ich vermag es Ihnen gar nicht auszudrücken," sprach Lachtaube weiter, „was ich empfand, als ich jenes Testament las, wovon jede Zeile eine Erinnerung an mich oder einen liebevollen sorgsamen Gedanken für meine Zukunft enthielt; und doch war es Ihr Wille gewesen, daß ich jene Beweise Ihrer Anhänglichkeit erst erfahren sollte, wenn Sie nicht einmal mehr am Leben waren. Du lieber Gott! können Sie nun darüber erstaunen, daß nach einem so edelmüthigen Benehmen gegen mich ich auf einmal die innigste Liebe zu Ihnen fühlte?... Das ist ja doch ganz natürlich, nicht wahr, Herr Germain?"

Das junge Mädchen sagte diese letzten Worte mit so rührender und offener Unbefangenheit und blickte dabei mit ihren großen schwarzen Augen Germain so liebevoll an, daß dieser sie erst gar nicht einmal begriff, weil er weit

entfernt war, an eine ernstliche Liebe des Mädchens für ihn zu glauben.

Doch waren diese Worte so klar und deutlich, daß sie im tiefsten Grunde der Seele des Gefangenen lautes Echo nachriefen; wechselsweise erröthend und erbleichend brach er in den Ruf aus:

„Was sagen Sie da?... mein Gott! ich fürchte mich zu täuschen, ich kann es unmöglich glauben!"

„Ich sage, daß von dem Augenblicke an, wo ich den ganzen Umfang Ihrer Güte für mich kennen lernte und Sie in so bitterem Unglück sah, ich Sie nicht mehr blos liebte, wie einen Freund, und daß," setzte Lachtaube lächelnd und erröthend hinzu, „wenn eine meiner Freundinnen jetzt sich hätte verheirathen wollen, ich mich wohl gehütet haben würde, ihr den Rath zu geben, daß sie Sie heirathen solle."

„Sie lieben mich also? Sie lieben mich?" rief Germain wie trunken vor Freude.

„Ich muß es Ihnen nur selbst sagen, da Sie mich ja außerdem doch nicht darum gefragt haben würden," erwiderte Lauchtaube erröthend.

„Wäre es möglich!" rief Germain.

„Es war gewiß nicht Unrecht von mir, daß ich es Ihnen schon zweimal recht nahe legte, um es Ihnen begreiflich zu machen," fuhr Lachtaube fort, „Sie wollten aber meine Anspielungen durchaus nicht verstehen und nöthigten mich daher, Ihnen rund heraus Alles zu bekennen. — Es ist vielleicht Unrecht von mir, aber da Sie es nur allein sind, der mich über meine Kühnheit tadeln dürfte, so fürchte ich mich weit weniger; — und zudem," setzte Lachtaube in ernsterem Tone und mit einer Art zärtlicher Rührung hinzu, „erschienen Sie mir so eben noch so niedergeschlagen und verzweiflungsvoll, daß mir wenig daran lag, was andere Leute, die es erführen, davon denken würden. Ich habe sogar die Eigenliebe, zu glauben, daß dieses Geständniß, welches ich Ihnen offen und von Herzensgrund aus that, Sie hindern könnte, in Zu-

kunft unglücklich zu sein. — Seither, dachte ich mir, mißlangen mir ja noch alle meine Versuche, ihn zu zerstreuen und zu trösten; meine Leckerbissen verdarben Ihnen den Appetit und mit aller meiner Munterkeit brachte ich Sie nur zum Weinen. Diesmal wenigstens wird hoffentlich — aber mein Gott! was ist Ihnen denn?" rief sie plötzlich aus, als sie sah, wie Germain sein Angesicht in den Händen barg, — da sehe mir Einer, ob das nicht gräßlich ist," setzte sie wehmüthig hinzu — „was ich auch thun, was ich auch sagen mag, Sie wollen immer nur unglücklich bleiben — wahrhaftig, das heiße ich doch allzu böse und selbstsüchtig sein, gerade als ob Sie es allein wären, der unter Ihrem Gram zu leiden hätte."

„Ach welch ein Unglück kommt dem Meinigen gleich!" rief Germain verzweiflungsvoll; — „Sie lieben mich jetzt, wo ich Ihrer nicht mehr würdig bin."

„Meiner nicht mehr würdig!" rief Lachtaube. „Sie schwatzen ja den baaren Unsinn! — Dann geht es Ihnen wie mir damals, als ich mir stets wiederholte: ich sei Ihrer Freundschaft unwürdig, weil ich im Gefängnisse gewesen war! denn ich bin ja am Ende auch nur ein verlassener Züchtling, und darum doch nicht weniger ehrbar und ehrlich als jeder Andere" ...

„Ja, aber Sie kamen in's Gefängniß, weil Sie ein armes verlassenes Kind waren," versetzte Germain, „aber ich — ich — großer Gott! was für ein fürchterlicher Unterschied! . . . ."

„Bah! was das Gefängniß anbelangt, da haben wir einander nichts vorzuwerfen; wenn man Jemanden ehrgeizig schelten darf, so bin's wohl ich, denn in meinem Stande durfte ich höchstens auf irgend einen Tagelöhner Anspruch machen, — ich bin ein Findelkind, besitze nichts als meinen kleinen Hausrath und meinen guten Muth . . . und doch konnte ich Ihnen kecklich den Vorschlag thun, mich zu Ihrer Frau zu machen."

„Ach sonst hätte ich in dem Loose, was Sie mir da eröffnen, die Erfüllung meiner kühnsten Träume und das

Glück meines ganzen Lebens gesehen!" versetzte Germain, „aber jetzt unter der Last dieser brandmarkenden schimpflichen Anklage, hieße es mit Ihrer bewunderungswürdigen Großmuth, mit Ihrem Mitleid, das Sie zu weit führt, Mißbrauch getrieben — wenn ich . . . . nein, nein! es darf nicht sein. . . . ."

„Mein Gott!" rief Lachtaube unwillig und offenbar gekränkt, „wie oft soll ich Ihnen doch noch sagen, daß es kein Mitleiden ist, das ich für Sie fühle, sondern Liebe! Ich denke nur noch an Sie, kann nicht mehr schlafen, habe keinen Appetit mehr und Ihr trauriges, sanftes Gesicht verfolgt mich allenthalben! — ist das Mitleiden? — Sehen Sie, wenn Sie mit mir sprechen oder mich anblicken, so dringen Ihre Stimme und Ihre Augen mir tief bis in's Herz, ich sehe tausenderlei Dinge an Ihnen, die mich bis zum Wahnwitz entzücken und die ich doch seither nicht an Ihnen bemerkt habe. Ich liebe Ihr Gesicht, Ihre Augen, Ihre Tournüre, ich liebe Ihren Geist, Ihr gutes Herz . . . . ist das Mitleid? — Sehen Sie, warum habe ich Sie erst als Freund geliebt und warum liebe ich Sie jetzt, wie einen Liebhaber? . . . . Ich weiß es selbst nicht! — Warum war ich ausgelassen und lustig, als Sie mir nur ein Freund waren? und warum bin ich jetzt ganz schwermüthig und gedankenvoll, seit ich Sie nur wie meinen Geliebten liebe! — Warum habe ich so lange gewartet, bis ich Sie eben so schön, als gut fand? Bis ich Sie eben so sehr mit den Augen und dem Herzen liebte? . . . ich weiß es selbst nicht, oder wenn ich es auch weiß, so ist es doch erst seit ich entdeckt habe, wie sehr Sie mich liebten, ohne es mir je gestanden zu haben und wie großmüthig und edel Sie es mit mir meinten, — damals erst stieg mir die Liebe vom Herzen in die Augen, wie eine süße Thräne, wenn man gerührt ist."

„Wahrhaftig, ich glaube zu träumen, wenn ich Sie so reden höre," sagte Germain entzückt.

„Ich auch," fuhr Lachtaube fort, „ich hätte mir nie

den Muth zugetraut, Ihnen das Alles sagen zu können, aber Ihre Verzweiflung hat mich dazu genöthigt. — Wohlan denn, lieber Herr! nun Sie wissen, daß ich Sie liebe, wie ich nur meinen Freund, meinen Geliebten, meinen Gatten lieben würde, wollen Sie noch länger behaupten, daß es Mitleid sei?"

Germain's großmüthige Bedenklichkeiten wurden durch dieses so unbefangene Bekenntniß auf einen Augenblick niedergeschlagen und beseitigt.

Eine ungewöhnte, unverhoffte Freude entriß ihn seiner peinlichen Befangenheit und seinen trüben Gedanken.

„Sie lieben mich?" rief er, — „ach ja, ich glaube Ihnen, Ihr Ton, Ihr Blick, Alles sagt es mir ja! — Ich will mich nicht fragen, wodurch ich ein solches Glück verdient habe, sondern mich ihm blindlings hingeben. — Mein ganzes Leben reicht nicht hin, diese meine Schuld des Dankes gegen Sie abzutragen! Ach ich habe schon viel erduldet, allein dieser Augenblick verwischt Alles aus meinem Gedächtnisse."

„Sehen Sie, nun habe ich Sie endlich getröstet! — O ich wußte wohl, daß es mir noch gelingen werde!" rief Lachtaube in einer Aufwallung süßer Freude.

„Wer hätte es geglaubt, daß mitten unter den Schrekken eines Gefängnisses, und wenn Alles auf mich einstürmt und mich niederdrückt, mir ein solches Glück —" rief Germain, allein er konnte nicht ausreden.

Dieser Gedanke gemahnte ihn allzulebhaft an seine wirkliche Lage; seine Gewissensbisse, die er einen Augenblick vergessen hatte, traten nun grausamer als je vor seine Seele, und verzweiflungsvoll fuhr er fort:

„Aber ich bin ja ein Gefangener, bin des Diebstahls angeklagt, — ich kann ja verurtheilt und dadurch auf immer entehrt werden! — und ich sollte Ihr werthvolles Opfer annehmen, sollte mir Ihre edelmüthige Begeisterung zu Nutzen machen; nein, nein, ich bin nicht niederträchtig genug dazu."

„Was sagen Sie?“ sagte Lachtaube.

„Ich kann zu jahrelanger Gefangenschaft verurtheilt werden,“ versetzte Germain.

„Wohlan denn!“ erwiderte Lachtaube mit Ruhe und Festigkeit, „ich werde nachweisen, daß ich ein rechtschaffenes, ehrbares Mädchen bin und man wird es uns nicht abschlagen, uns in der Kapelle des Gefängnisses zu trauen.“

„Aber man könnte mich ja in ein Gefängniß stecken, das weit von Paris entfernt wäre?“ sagte Germain.

„Bin ich einmal erst Ihre Frau, so werde ich Ihnen überall hinfolgen, werde mich in derselben Stadt niederlassen, wohin man Sie bringen wird, Arbeit finden und jeden Tag kommen und Sie besuchen.“

„Ich bin aber in den Augen von Jedermann alsdann gebrandmarkt!“ rief Germain.

„Ich bin Ihnen doch lieber als die andern Leute?“ sagte Lachtaube.

„Allerdings, wie mögen Sie da nur fragen?“ versetzte er.

„Wohlan denn, was brauchen Sie sich denn um andere Leute zu kümmern?“ rief Lachtaube, „weit entfernt in meinen Augen als gebrandmarkt zu erscheinen, werde ich Sie nur als den Märtyrer Ihres guten Herzens betrachten.“

„Bedenken Sie aber wohl,“ versetzte Germain, „daß die Welt Sie tadeln und Ihre Wahl schmähen und mißbilligen wird. . . .“

„Die Welt?“ rief Lachtaube, „Sie sind meine ganze Welt, und ich hoffe, daß ich eben so auch die Ihrige bin, dann lassen wir die thörichten Leute reden.“

„Zudem wird nach meiner Entlassung aus dem Gefängnisse mein Leben ein sehr unsicheres, voll Mangel und Entbehrung sein,“ sprach Germain weiter, „überall gemieden und zurückgestoßen, kann ich vielleicht nicht einmal Beschäftigung finden! — Und wenn überdieß, so entsetzlich auch ein solcher Gedanke ist, die Verdorbenheit, die ich fürchte, gegen meinen Willen mich übermannen und an-

f… en würde; welch' eine entsetzliche Zukunft wäre das für Sie."

„Sie werden nie verdorben werden!" rief Lachtaube, „um so weniger jetzt, wo Sie wissen, daß ich Sie liebe und dieser Gedanke Ihnen die Kraft geben wird, jedem bösen Beispiel zu widerstehen. — Ja, Sie dürfen von nun an sogar denken, daß, wenn Sie bei Ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse auch von Allen zurückgestoßen würden, Ihre Frau Sie doch mit eben so viel Liebe und Dankbarkeit aufnehmen wird als außerdem, da sie wohl weiß, daß Sie ehrbar und rechtschaffen geblieben sind. — Sie wundern sich über meine Rede, nicht wahr? Ich muß selbst auch darüber erstaunen, ich weiß nicht, woher ich diese Worte nehme, mit denen ich Sie anrede; — das aber dürfen Sie mir glauben, daß sie nur aus Herzensgrunde kommen und das sollte Sie überzeugen. — Wie Sie aber im Gegentheil ein Anerbieten verachten würden, das Ihnen im besten Sinn und von ganzem vollen Herzen gethan wird . . . . wenn Sie die Anhänglichkeit eines armen Mädchens verschmähen würden, die sich . . . ."

Germain unterbrach auf einmal Lachtauben mit einer Art trunkenen Entzückens.

„Ich nehme Ihr Anerbieten an; wohlan denn, ich schlage ein, denn ich fühle es wohl, daß es manchmal eine Feigheit ist, gewisse Opfer, die man uns anbietet, von der Hand zu weisen, da man dadurch gleichsam zu erkennen gibt, daß man ihrer unwürdig sei. — Ich nehme Ihr Anerbieten an, edles, gutes, großmüthiges Mädchen."

„Recht so, recht so, diesmal sind Sie vernünftig!" rief Lachtaube vergnügt.

„Ich schwöre es Ihnen," versetzte Germain, „daß ich Ihnen meinen Dank nicht genug zu erkennen geben kann, Sie haben mir noch obendrein vorhin etwas gesagt, das mich ganz betroffen gemacht und mir den Muth gegeben hat, dessen ich seither entbehrte."

„Nun und was war es denn, was ich Ihnen sag lieber Germain?"

„Daß ich um Ihrentwillen hinfort ein ehrbarer, rech schaffener Mensch bleiben würde," entgegnete er: — „ in diesem Gedanken will ich die Kraft finden, dem entse lichen Einfluß zu widerstehen, den meine Umgebung a mich ausübt! — Ich will der ansteckenden Kraft trotze und werde mein Herz, das nur Ihnen angehört, auch Ih rer Liebe würdig zu erhalten wissen."

„Wie glücklich machen Sie mich doch, lieber Germain!" rief Lachtaube. „Sie eröffnen mir da eine Aussicht au Wiedervergeltung, als ob wirklich Das, was ich für Si gethan habe, der Rede werth gewesen wäre."

„Sehen Sie, liebes Mädchen, obwohl Sie mein Vergehen entschuldigen, will ich doch nie vergessen, wie erns und gewichtig es war; — für die Zukunft habe ich jetz eine doppelte Verpflichtung, die nämlich: die Vergangenheit zu sühnen und mich des Glückes werth zu machen, das ich Ihnen verdanke; zu diesem Zweck werde ich so viel Gutes thun, als immer in meinen Kräften steht, denn so arm man auch sei, fehlt es einem doch nie an Gelegenheit dazu."

„Mein Gott! da haben Sie wahrhaftig Recht," versetzte Lachtaube, „man stößt immer auf Leute, die noch unglücklicher sind als wir selbst. In Ermangelung von Geld giebt man den Leuten Thränen, wie ich es mit den armen Morels gethan habe..."

„Das ist fürwahr ein heiliges Almosen," versetzte Germain, „die Mildthätigkeit und das Erbarmen, das wir bedrängten Seelen zollen, ist eben so viel werth, als Das, wodurch wir den armen Leuten Brod geben."

„Sie gehen also auf meinen Vorschlag ein und wollen sich nie davon lossagen?" fragte das Mädchen.

„Niemals!" erwiderte er, „niemals! ganz gewiß nicht! meine Freundin! mein Weibchen! Ja, ich fühle es, wie ich wieder Muth fasse und es ist mir, als ob ich aus mei-

nem Traume erwache, ich verzweifle nicht mehr an mir selbst, wie ich seither gethan und ich fühle wohl, daß mein Herz nicht so schlagen würde, wie es jetzt schlägt, wenn es seine edle Energie und Kraft, nur das Gute zu wollen, verloren hätte."

„O Germain, Sie wissen nicht, wie schön Sie sind, wenn Sie so reden, Sie beruhigen mich nicht allein um meinetwillen, sondern auch wegen Ihrer selbst. Nicht wahr, Sie versprechen mir jetzt auch, da Ihnen meine Liebe jetzt gleichsam zum Schutzengel dient, daß Sie sich in Zukunft nicht mehr fürchten wollen, mit jenen bösen Menschen zu verkehren, um nicht ihren Zorn und Haß auf sich zu ziehen."

„Geben Sie sich nur zufrieden, liebes Mädchen," erwiderte Germain, „so lange jene Leute mich traurig und niedergeschlagen sahen, beschuldigten sie mich wahrscheinlich der Feigheit und hielten es für die Folge meiner Gewissensbisse; wenn sie mich aber jetzt wieder stolz und muthig sehen, werden sie glauben, daß ihre Gemeinheit mich angesteckt habe."

„Allerdings," entgegnete das Mädchen, „Sie werden alsdann keinen Argwohn mehr gegen Sie hegen und ich darf wenigstens um Ihretwillen ruhig sein; nicht wahr, Sie lassen sich jetzt zu keiner Unbesonnenheit mehr hinreißen, nachdem Sie jetzt mir angehören und ich Ihr liebes Weibchen bin."

In diesem Augenblick regte sich der Wächter auf seinem Stuhle, denn er erwachte so eben aus seinem Schlummer.

„Schnell, liebes Männchen," flüsterte Lachtaube mit einem Lächeln voll Anmuth und verschämter Zärtlichkeit dem armen Germain zu — geben Sie mir nun schnell durch das Gitter hindurch einen Kuß auf die Stirne, es soll unser Verlobungskuß sein."

Erröthend lehnte das junge Mädchen ihre Stirn an das Eisengitter und Germain hauchte tiefgerührt zwischen den Eisenstäben durch einen Kuß auf ihre reine weiße Stirne.

Eine Thräne des Gefangenen fiel wie eine feuchte Perle ebenfalls auf sie herab; es war gleichsam die Taufe

oder Weihe dieser keuschen, wehmüthigen und doch so reizenden Liebe.

* * *

„Was Teufel! es ist schon drei Uhr,“ sagte der Wächter aufstehend, „die Besuche müssen jetzt alle fortgegangen sein bis auf zwei Personen. Nun bestes Jüngferchen!“ setzte er zu dem Mädchen gewandt hinzu, „es thut mir zwar leid, daß ich Sie jetzt fortgehen heißen muß, allein meine Pflicht gebietet mir's unfehlbar!“

„Ich danke Ihnen recht innig, bester Herr! daß Sie uns so ungestört allein plaudern ließen,“ entgegnete Lachtaube; — „ich habe dem guten Germain jetzt Muth eingesprochen und er wird's sich angelegen sein lassen, nun nicht mehr so schwermüthig auszusehen und wird denn wohl in Zukunft auch von der Bosheit seiner Schicksalsgenossen nichts mehr zu fürchten haben, nicht wahr, mein Freund?“

„Geben Sie sich nur zufrieden, liebes Kind,“ erwiderte er, „ich werde fortan der Fröhlichste im ganzen Gefängnisse sein.“

„Daran werden Sie Recht thun,“ versetzte der Wächter, „man wird Ihnen alsdann nicht mehr so viel Aufmerksamkeit schenken.“

„Ich habe eine Halsbinde für Germain mitgebracht, muß ich sie auf dem Amtszimmer niederlegen?“ fragte Lachtaube.

„Es wird das Beste sein,“ erwiderte dieser, „es ist einmal der Brauch so, allein, da ich um Ihretwillen schon einmal die Regel übertreten habe, so will ich lieber auch diesmal ein Auge zudrücken; — damit Sie Ihre Freude ungetheilt haben, geben Sie ihm lieber jetzt selbst Ihr Geschenk.“

Er öffnete bei diesen Worten eiligst die Thüre des Verschlags und ließ Lachtaube hereintreten.

„Der wackere Mann hat Recht, unsere Freude ist heute wahrhaftig ungetheilt und ungetrübt,“ flüsterte Germain seinem lieben Weibchen zu, indem er sie zärtlich an sein Herz drückte.

„Leben Sie wohl, gutes Kind! ich scheue mich jetzt nicht mehr, Sie zu bitten, daß Sie mich so bald wie möglich wieder besuchen...“

„Und ich verspreche es Ihnen von Herzen gerne,“ sagte Lachtaube, „bedienen Sie sich doch ja recht häufig der Halsbinde und nehmen Sie sich vor Erkältung recht in Acht, da es hier so feucht ist.“

„Welche hübsche Halsbinde!“ rief Germain und drückte das Geschenk an seine Lippen; „sehen Sie, schon bei dem Gedanken, daß Sie sie eigens für mich verfertigt haben, gebe ich Ihnen das Versprechen, sie nie wieder abzulegen.“

„Nicht wahr, von nun an werden Sie auch wieder Appetit haben?“ fragte das Mädchen, „und nun darf ich auch meine kleinen Speisevorräthe für Sie auspacken?“

„O ja, diesmal werde ich ihnen alle mögliche Ehre anthun,“ erwiderte er.

„Thun Sie das, liebes Leckermaul; wenn ich wieder komme, müssen Sie mir es sagen, wie es Ihnen geschmeckt hat. Leben Sie noch einmal recht wohl!“ sagte das Mädchen und wandte sich dann an den Wächter mit den Worten: „ich danke Ihnen nochmals, bester Herr, heute gehe ich recht zufrieden und recht glücklich fort. Adieu! Germain, auf baldiges Wiedersehen.“

„Adieu! liebes Weibchen,“ versetzte dieser.

Lachtaube legte ihre Galloschen wieder an, nahm ihren Regenschirm und verließ ein Paar Minuten darauf das Gefängniß weit lustiger und hurtiger, als sie hiehergekommen war.

Während Germain sich auf diese Weise mit seiner holden Nachbarin unterhalten hatte, hatten sich andere Auftritte in einem der Höfe des Gefängnisses begeben, wohin wir jetzt unsere Leser führen werden.

XVIII.

Die Löwengrube.

Wenn der gewöhnlich materielle Anblick eines Zuchthauses, bei dessen Erbauung alle Bedingungen physischen Wohlseins und der Gesundheitspflege, welche die Menschlichkeit erfordern, sorgsam beobachtet worden sind, dem unbefangenen Beschauer, wie gesagt, keinen unheimlichen Anblick gewährt, so verursacht doch der Anblick der Bewohner eines solchen Hauses einen ganz entgegengesetzten Eindruck.

Man fühlt sich gewöhnlich von Schwermuth und Mitleid ergriffen, wenn man eine Versammlung von weiblichen Sträflingen betritt, weil man gewöhnlich bedenkt, daß diese Unglücklichen fast immer weniger durch ihren eigenen Willen, als durch den verderblichen Einfluß des ersten Mannes, der sie verführt hat, zum Bösen getrieben worden sind. Und doch bewahren auch die verdorbensten Weiber im Grunde ihrer Seele noch zwei heilige Saiten, die durch die heftigsten Erschütterungdn der unsittlichsten und verwerflichsten Leidenschaften nie ganz gesprengt werden: die Liebe und das Muttergefühl.

Spricht man von Liebe und Muttergefühl, so will das nichts Anderes heißen, als daß auch bei diesen verworfenen Wesen hie und da noch ein Strahl reinen, sanften und heiligen Lichtes durch die dunkle Nacht tiefer Verworfenheit brechen kann . . .

Bei Männern aber, wie sie das Gefängniß bildet und wieder in die Welt zurück schickt, findet sich nichts Aehnliches. Bei ihnen ist das Laster gleichsam aus Einem Gusse und die Verworfenheit macht solche Männer zu Erzblöcken, die nur im Feuer teuflischer Leidenschaften erröthen.

Beim Anblick solcher Verbrecher, wie sie die Gefängnisse bevölkern, überläuft einen daher zunächst ein Frösteln des Schauders und Abscheu's.

Das Nachdenken allein führt einen auf mitleidigere Gedanken, die aber trotz dem noch viel Bitteres mit sich führen; zumal, wenn man bedenkt, daß die unheimliche Bevölkerung der Gefängnisse, Zuchthäuser und Bagno's, diese blutige Erndte des Henkers, stets im Schlamm der Unwissenheit, des Elends und der Entmenschlichung aufgewachsen ist.

Damit unser Leser diesen ersten Eindruck von Abscheu und Entsetzen, von dem wir eben gesprochen haben, schon aus unserer Schilderung mitempfinden, führen wir sie zunächst in die Löwengrube ein, wie einer der Höfe des Gefängnisses La Force genannt wurde; hier sind gewöhnlich nur diese Sträflinge vereinigt, die durch ihre Gefangenheit, Wildheit oder die Schwere der Anklagen, die auf ihnen ruhen, für die Gefährlichsten gelten.

Trotz dem war man in Folge verschiedener Baureparaturen, die im Gefängnisse vorgekommen, genöthigt gewesen, ihnen auf kurze Zeit etliche andere Sträflinge beizugesellen, welche im Vergleich mit den Stammgästen und dem Grundstocke der Löwengrube noch für ehrliche Leute gelten konnten, obwohl sie alle gewiß waren, von den Gerichten verurtheilt zu werden. —

Der düstere graue regnerische Himmel warf ein trübes Licht auf die Scene, die wir hier schildern wollen, sie trug sich in einem weiten viereckigen Hofe zu, den ringsum hohe weißgetünchte Mauern einschlossen, welche nur hie und da von etlichen wohlvergitterten Fenstern durchbrochen waren.

Am einen Ende dieses Hofes sah man ein schmales mit starken Eisenbändern beschlagenes und mit einem Schieber versehenes Pförtchen, am andern Ende lag der Eingang der Wärmstube eines großen gepflasterten Saales, in dessen Mitte ein mächtiger gußeiserner Ofen stund, den ringsum breite Holzbänke umgaben, auf denen jetzt mehrere Sträflinge träge hingestreckt untereinander plauderten.

Andere, denen Körperbewegung lieber war, als Ruhe, gingen in dichten Reihen vier oder fünf Köpfe hoch im

Hofe spazieren und hielten einander dabei an den Armen fest.

Man müßte den kräftigen düstern Pinsel eines Salvador Rosa oder Goya besitzen, um im Stande zu sein, diese verschiedenen Exemplare von physischer oder moralischer Häßlichkeit treffend malen, oder die Verschiedenheit in der Tracht dieser Unglücklichen, die der Mehrzahl nach mit elenden Kleidungsstücken behangen waren, in ihrer bunten häßlichen und phantastischen Mannigfaltigkeit wiedergeben zu können. Da nämlich alle diese Sträflinge nur im Anklagezustande waren, also auch möglicherweise unschuldig sein konnten, trugen sie noch nicht die Uniform der Sträflinge in den Zuchthäusern und Centralgefängnissen, mit Ausnahme einiger Wenigen, deren Lumpen bei ihrem Eintritt in's Gefängniß so schmutzig verdächtig und ungesund erschienen waren, daß man ihnen nach dem üblichen Bade [1] den Kittel und die Beinkleider von grobem grauem Tuch gereicht hatte, wie ihn die Verurtheilten tragen.

Für einen Phrenologen hätte sich hier ein reiches Feld der Beobachtung eröffnet, an der Menge dieser bleichen ledergelben Gesichter mit ihren flachen oder eingedrückten Stirnen, ihrem grausen und hinterlistigen Blick, dem boshaften oder blödsinnigen Munde und den mächtigen stierähnlichen Nacken.

Beinahe in Allen fanden sich überraschende oder vielmehr erschreckliche Aehnlichkeit mit Thiergestalten. In den verschmitzten Zügen des Einen erkannte man die treulose Hinterlist und Tücke des Fuchses, in Jenem den grausamen Blutdurst eines Raubvogels, bei einem Andern die Wildheit des Tigers, bei Andern wieder den thierischen Blödsinn des Viehes.

---

1 In Folge einer übrigens ausgezeichneten Gesundheitsmaßregel wird jeder Gefangene bei seiner Ankunft und später zweimal monatlich nach dem Badsaal des Gefängnisses geführt und gewaschen und hierauf seine Kleidungsstücke tüchtig durchräuchert. — Für einen Handwerker ist ein warmes Bad schon ein Genuß, der ihm für unerhörten Luxus gilt.

Es gewährte einen seltsamen befremdenden und unheimlichen Anblick, wenn man diese Bande stummer schweigender Wesen mit den kühnen düster glühenden Augen und dem frechen cynischen Lachen hart an einander gedrängt in diesem Hofe rund umgehen sah, der einer Art viereckiger Schachtel glich.

Man schauderte bei den Gedanken, daß diese wilde Horde über kurz oder lang von Neuem wieder losgelassen und in die Gesellschaft hinausgejagt werde, der sie einen unversöhnlichen Krieg zugeschworen hatten.

Wie manche blutige Rache, wie manches Mordprojekt brütet immer noch unter diesen Mienen voll frecher oder spöttischer Verworfenheit!

Wir wollen es nun versuchen, einige der auffallendsten Physiognomien der Löwengrube zu schildern und lassen die Andern inzwischen in den Hintergrund treten.

Während ein Wächter die Spaziergänger beaufsichtigte, ward in der Wärmstube eine Art Kriegsrath gehalten.

Unter den Sträflingen, welche demselben anwohnten, werden wir auch Barbillon und Nicolas Martial finden, dessen wir hier nur beiläufig erwähnen wollen.

Der Sträfling, der, wie man zu sagen pflegt, der Verhandlung zu präsidiren und sie zu leiten schien, führte den Beinamen das Skelett,[1] dessen Namen wir schon mehrmals in der Unterredung der Martial's auf ihrer Insel haben Erwähnung thun hören.

---

1 Bei Gelegenheit dieses Namens müssen wir eine Art Entschuldigung voranschicken: Vor einem Jahre etwa wurde ein armer Teufel Namens Decoure, der sich nur der Landstreicherei schuldig gemacht hatte, zu einmonatlicher Haft verurtheilt; er hatte wegen seiner unglaublichen, fast Ekel erregenden Magerkeit auf verschiedenen Jahrmärkten sich gewerbsmäßig als lebendiges Skelett sehen lassen. Dieser Fall schien uns auffallend und wir haben daher in unserem Werke seiner Erwähnung gethan; das eigentliche Skelett aber steht moralisch in keinem Zusammenhang mit unserer rein erdichteten Person, der Sonderbarkeit aber wegen geben wir hier ein Bruchstück aus dem Verhör dieses Decoure:

„Präsident: ‚Was hatten Sie in der Gemeinde Maison in dem Augenblick Ihrer Verhaftung zu schaffen?" Angeklagter: „Ich lasse

Das Skelett begleitete zugleich die Stelle als Profos oder Hauptmann der Wärmstube.

Dieser Mensch von etwa vierzig Jahren und ziemlich hohem Wuchs rechtfertigte seinen grausenerregenden Beinamen durch eine Magerheit, von der man sich unmöglich einen Begriff machen kann, und die wir beinahe eine osteologische nennen möchten . . .

Wenn die Physiognomien der Gefährten des Skeletts mehr oder weniger Aehnlichkeit mit denen des Tigers, des Geiers oder des Fuchses verriethen, so erinnerte dafür die Form seines Schädels mit der nach hinten abgeplatteten Stirn und seiner knochigen, breiten und vorspringenden Unterkiefer, der auf einem unmäßig langen Halse ruhte, durchaus an die Schädelformation einer Schlange.

Eine totale Kahlhäuptigkeit vermehrte noch diese entsetzliche Aehnlichkeit, denn unter der straff gespannten, höckerigen Haut seiner Stirn, die fast so flach war, wie die eines Reptils, unterschied man die geringsten Vorsprünge und Suturen seines Schädels; sein bartloses Gesicht hatte die Farbe von altem Pergament und sah aus, als ob ein solches unmittelbar über die Backenknochen geleimt und nur über die Vorsprünge derselben bis zur Ecke des Unterkiefers, dessen Bänder man deutlich unterscheiden konnte, leicht ausgespannt worden wäre.

Seine kleinen Schielaugen lagen so tief im Kopfe; die Stirnknochen mit den Augenbraunen dagegen und die Backenknochen sprangen so weit vor, daß man unter seiner

---

mich, wie Sie wissen, als lebendiges Skelett allenthalben sehen und widmete mich daher damals zur Unterhaltung der Jugend allen Arten von körperlichen Uebungen; ich versetze meinen Körper in den Zustand eines Skeletts, lasse nach Willkühr meine Knochen und Muskeln spielen, verzehre Arsenik, Sublimat, Frösche, Kröten, Spinnen und alle Arten von Insekten insgemein; ich verzehre auch Feuer, schlucke kochendes Oel hinunter, wasche mich darin und werde von den berühmtesten Aerzten in Paris wenigstens ein Mal im Jahre dorthin berufen, wo ich die Herren Dubois, Orfila u. A. alle Arten von Versuchen mit meinem Körper vornehmen lasse. (Bulletin des Tribuneaux.)

gelblichen Stirn, auf welcher sich das Licht spielte, nur zwei Augenhöhlen gewahrte, die buchstäblich im Schatten lagen und in welchen, bei näherer Betrachtung, die Augen gleichsam zu verschwinden schienen, so daß es ganz das Ansehen jener zwei düstern Höhlen und schwarzen Löcher hatte, die dem Kopf eines Skeletts ein so unheimliches Ansehen geben.

Seine langen Zähne, deren Zahnfleisch deutlich unter der straffen dünnen Haut der Wangen zu erkennen war, lagen fast stets zu Tage, da eine Art Lachkrampf fast stets das große Maul dieses häßlichen Wesens verzerrte.

Obwohl die abgemagerten Muskeln dieses Menschen fast auf eine Dicke von Bindfaden zusammengeschrumpft waren, hatten sie doch eine ungewöhnliche Kraft, die stärksten Männer vermochten nur mühsam der Umspannung dieser fleischlosen Arme und langen knöchernen Finger zu widerstehen; ja, man hätte sie für das Umkrallen eines eisernen Skeletts erklären mögen.

Das Skelett trug einen blauen Kittel, dessen Aermel übrigens viel zu kurz waren, und worauf sich der Gefangene nicht wenig zu gut that, die harten Hände und die Hälfte des Vorderarms oder vielmehr zwei Knochen desselben sehen ließ, — den **Radius** und **Cubitus** (man verzeihe uns diese anatomische Abschweifung mit ihren Details) — zwei starke Knochen, die nur eine rauhe, zersprungene und schwärzliche Haut umhüllte, die eine tiefe Furche von einander trennte und ein Paar harte, dürre Adern gleich ein Paar Saiten umschlängelten.

Wenn er seine Hände auf einen Tisch legte, schien es, um eine recht treffende Metapher Weinessigs zu gebrauchen, als ob er ein Knöchelspiel daselbst auslege.

Das Skelett hatte fünfzehn Jahre lang wegen Raub- und Mordversuchs im Bagno zubringen müssen, nach seiner Freilassung aber sich der polizeilichen Aufsicht in dem ihm angewiesenen Wohnorte entzogen und war bei einem Raub mit Mord auf frischer That ertappt worden. Die-

ser letztere Mord war unter solchen Umständen und mit so beispielloser Grausamkeit und Rohheit begangen worden, daß das Skelett sich schon zum Voraus mit Recht als zum Tode verurtheilt betrachten konnte.

Der Einfluß, den dieser Sträfling durch seine Stärke, durch seine Energie und Verworfenheit über die übrigen Sträflinge ausübte, war Schuld gewesen, daß ihn der Direktor des Gefängnisses zum Profosen seines Schlafsaales erwählt hatte, d. h. mit andern Worten: man hatte dem Skelett die polizeiliche Aufsicht über seine Zimmermannschaft übertragen, so weit es nämlich Ordnung und Reinlichkeit und innere Einrichtung des Saales und der Betten betraf. Das Skelett kam seinen Verpflichtungen gewissenhaft nach und die Sträflinge hätten es niemals gewagt, die Ordnung zu stören, oder die übrigen Pflichten zu verletzen, über die er die Aufsicht führte.

Es ist eine seltsame und sehr bezeichnende Thatsache, daß die verständigsten und erfahrendsten Direktoren von Gefängnissen einen Fehlgriff thaten, wenn sie die oben besprochenen Funktionen denjenigen Sträflingen anvertrauten, die sich durch eine gewisse Ehrbarkeit oder wenigstens durch einen geringeren Grad von Verworfenheit empfahlen; sie sahen sich später stets genöthigt, auf diese doch so logisch und moralisch begründete Wahl zu verzichten und die Profosen unter den verworfensten und gefürchtetsten Sträflingen zu suchen, da diese allein einen positiven Einfluß auf ihre Gefährten ausüben.

Ja, wir wiederholen es, je gemeiner und frecher ein Züchtling sich zeigt, desto mehr gilt er und desto größer ist die Achtung, in der er steht.

Ist diese durch Erfahrung bewährte Thatsache nicht ein unabweisbarer Beweis gegen den verderblichen Einfluß der Gesammteinsperrung der Sträflinge?

Zeigt sie nicht bis zu absoluter Evidenz den hohen Grad von Ansteckungskraft, der diejenigen Gefangenen tödtlich vergiften muß, für welche man noch einige Hoffnung der Besserung und Wiederherstellung hegen dürfe?

Was hälfe es dem Gefangenen, an Reue und Buße zu denken, wenn er sieht, daß in diesem Panthemonium, wo er lange Jahre, ja vielleicht sein ganzes Leben verbringen muß, der Werth und Einfluß des Menschen nach der Anzahl seiner Frevelthaten bemessen wird? Noch einmal, die Mehrzahl der Staatsmitglieder scheint es nicht zu wissen, daß es für den Sträfling keine ehrenhafte, rechtschaffene Gesellschaft gibt. Gleichgültig gegen die moralischen Gesetze, welche die Gesellschaft ordnen, leiten und regieren, muß er nothgedrungen die Sitten derer annehmen, unter welchen er lebt, und da alle Auszeichnungen und Ehrenstellen im Gefängnisse nur denen vorbehalten sind, die eine Ueberlegenheit des Verbrechens geltend machen können, so wird er unvermeidlich auch stets nach dieser entsetzlichen, verhängnißvollen Aristokratie streben.

Wir wollen nun wieder zum Skelett zurückkehren, der als Profos dieser Zimmerabtheilung mit mehreren Gefangenen plauderte, unter welchen sich auch Barbillon und Nicolas Martial befanden.

„Bist Du auch gewiß, daß es wahr ist, was Du da sagst?“ fragte das Skelett seinen Freund Martial.

„So gewiß, als das Wasser naß ist,“ versetzte dieser, „Gevatter Micou weiß es ja von dem dicken Lahmen, der diesen Kerl schon einmal kaporen [1] wollte, weil er Jemanden in der Provinz gefressen [2] hat?“

„So wollen wir ihm ein ander Mal die Lust dazu vertreiben,“ rief Barbillon. „Und das muß bald geschehen,“ setzte er hinzu, „das Skelett ist schon lange dafür, daß man diesem Heuchler Germain eine blutige Nase mache.“

Der Profos nahm auf ein Weilchen seine Pfeife aus dem Munde und sagte mit so tiefer, heiser gesoffenen Stimme, daß man sie kaum hören konnte:

„Germain ging seinen eigenen Weg, that hochmüthig

---

1 Kaporen — umbringen.
2 Fressen — verrathen, denunzirt.

gegen uns, hinderte uns allenthalben und machte den Spion an uns, denn je weniger einer spricht, desto mehr hört er; wir müssen ihn daher zwingen, daß er diese Löwengrube verläßt, und hätten wir ihm nur erst einmal sein Hammelsblut angezapft, so würde man ihn schon von hier weggenommen haben ....."

„Und was weiter?" rief Nicolas, — „wir wären ihn ja alsdann los!"

„Allerdings," versetzte das Skelett, „allein, wenn er wirklich geplaudert hat, wie der dicke Lahme behauptet, so soll er wahrlich nicht bloß mit einer blutigen Nase davon kommen!"

„Meinetwegen denn!" meinte Barbillon, — „ich bin auch dafür!"

„Man muß ein Exempel statuiren!" fuhr das Skelett fort und gerieth allmählig in Eifer, — „hier kann uns die Polizei nicht mehr aushorchen und entdecken, wohl aber Diejenigen, die uns fressen;[1] — Jacques und Gauthier, die man neulich guillotinirt hat, sind aufgefressen worden, ... Roussillon, der auf Lebenszeit auf die Galeeren kam, ebenfalls ....."

„Und ich und meine Mutter und Kürbisflasche und mein Bruder in Toulon ebenfalls!" rief Nicolas Martial, — „hat Roth-Arm nicht an uns Allen den Fresser gemacht? Das ist nun klar am Tage, — sonst hätte man ihn nicht nach La Roquette gesteckt, anstatt ihn hier einzusperren; allein man hat nicht gewagt, ihn hier bei uns einzusperren, — und der Schuft hat wohl geahnt, was ihm hier drohen würde ....."

„Und ich?" rief Barbillon, „hat der verruchte Roth-Arm nicht auch auf meine Kosten gefressen?"

„Auch ich bin verrathen worden!" quikte ein dünnes

---

1 Les *Mangeurs*, so nennt man nämlich im Argot Diejenigen, die zu einem Verbrechen veranlassen oder daran Antheil nehmen, das sie hinterher der Obrigkeit verrathen; daraus erklärt sich nun auch der Begriff von manger, fressen.

kreischendes Stimmchen, das einem jungen Sträfling angehörte, der sich Mühe gab, mit der Zunge zu schnarren; — „ein gewisser Jobert, der mir das Anerbieten zu einem gemeinschaftlichen Geschäfte in der Rue St. Martin machte, hat mich angegeben.“

Dieses letztere Wesen mit dem dünnen, quikenden Stimmchen, dem bleichen, fetten und weibischen Gesicht und dem heimtückischen, feigen Blicke, trug eine höchst sonderbare Kleidung: Sein Kopfputz bestand in einem umgewundenen rothseidenen Foulardtuche, das noch zwei breite blonde Haarbänder sehen ließ, die glatt und flach an den Schläfen heruntergestrichen waren; die beiden Zipfel des Tuches bildeten über der Stirne eine weite bauschende Schleife. Anstatt einer Halsbinde trug der Bursche ein großes weißes Frauentuch von Merinos mit einem Dessin von Palmzweigen, das er ebenfalls nach Frauenweise auch über die Brust gekreuzt hatte. Sein Wamms von kastanienbraunem Tuche verschwand zur Hälfte unter dem breiten Gürtel eines weiten Beinkleides von schottischem Stoff mit großen buntfarbigen Vierecken und Würfeln.

„Ob das nicht eine Niederträchtigkeit ist! und was solch ein Kerl für ein abgesagter Schuft sein muß!“ rief dieses zweideutige Wesen auf's Neue mit seiner Kinderstimme, — „eher hätte ich an der Welt Untergang geglaubt, als Mißtrauen in Jobert gesetzt!“

„Ich weiß wohl, daß er Dich verrathen hat!“ rief das Skelett, das diesen Sträfling ganz besonders in Schutz zu nehmen schien, — „wir haben denselben Beweis, daß er ein Verräther ist, wie bei Roth-Arm, ... man hat auch nicht gewagt, ihn unter uns Andern zu lassen, und ihn deßhalb in der Conciergerie in die Klemme gesetzt! — das muß nun ein und für allemal aufhören, — man muß ein Exempel statuiren! . . . . . . Solche schlechten Kerle arbeiten der Polizei in die Hände und halten's mit ihr, und glauben sich ihrer Haut sicher, weil man sie in ein anderes Gefängniß steckt, nachdem sie gebeichtet haben! . .“

„Ja wohl!“ bestätigten die Andern.

„Um das in Zukunft zu verhindern,“ fuhr das Skelett fort, „müssen sämmtliche Gefangene jeden Spion unter den Mitsträflingen und jeden Fresser als ihren gemeinschaftlichen Todfeind betrachten. Ob er den Hans oder den Kunz verrathen, ob er hier oder dort einen Verrath begangen hat, das muß gleichgültig sein, und darf ihm nicht verziehen werden. — Hat man nur erst einmal vier oder fünf von diesen Burschen in den Höfen kalt gemacht, so werden sich die Andern lieber zweimal die Zunge abbeißen, als Einen von der Schupperschaft (den Dieben) verrathen!“

„Hast Recht, Skelett!“ rief Nicolas, — „ich bin auch dafür, daß man den Germain wegschaffe .....“

„Fort muß er auf jeden Fall!“ fuhr der Zimmerprofoß fort, — „aber wir wollen erst warten, bis der dicke Lahme hier ist! ..... Wenn er alsdann zu größerer Sicherheit uns und Jedermann den Beweis geliefert haben wird, daß Germain ein Spion und Angeber ist, wollen wir schon mit ihm fertig werden! — Der Hammel soll alsdann nicht mehr blöken, wir wollen ihm schon den Athem anhalten!“

„Was wollen wir aber inzwischen mit den Schließern machen, die uns beaufsichtigen?“ fragte der Sträfling mit dem dünnen Stimmchen, den das Skelett Javotte nannte.

„Ich habe mir schon mein Plänchen ausgedacht, — Weinessig soll uns dazu behülflich sein!“ versetzte der Stubenprofoß.

„Der? er ist ja ein wahrer Hasenfuß, und nicht stärker als ein Floh!“ riefen die Andern.

„Thut nichts! wir können ihn doch brauchen! — Wo ist er?“ rief das Skelett.

„Er ist schon wieder aus dem Sprachzimmer zurückgekommen, aber man hat ihn, glaube ich, wieder weggeholt, um mit seiner Gefängnißratte (seinem Advokaten) einen Zwiesprach zu halten!“ entgegnete Einer der andern Sträflinge.

„Und Germain? — ist der noch im Sprachzimmer?"

„Ja," versetzte der Gefragte, — „er hat Besuch von dem hübschen jungen Mädchen, das zuweilen hieher kommt!"

„Gebt Acht, bis er wieder herunter kommt!" rief das Skelett, „aber wir müssen jedenfalls wieder auf Weinessig warten und können ohne ihn nichts thun."

„Und man soll also Germain kalt machen?" fragte Nicolas.

„Ich nehme es selbst über mich," versetzte das Skelet't

„Aber womit denn?" fragte Nicolas, „man hat uns ja unsere Messer abgenommen."

„Mit der Beißzange da!" rief das Skelett, indem er seine langen knöchernen und eisenharten Finger auseinander spannte, „hast Du wohl Lust Deinen Hals herein zu legen?"

„Du willst ihn also erwürgen?"

„Ja, ein klein Bischen," erwiderte das Skelett grinsend.

„Was liegt daran?" versetzte der Bandit, „bin ich denn ein Kalb mit zwei Köpfen, wie man es zuweilen auf Jahrmärkten zeigt?"

„Das ist freilich wahr, man kann Dir nur einmal den Kopf abschlagen und wenn Du im Voraus überzeugt bist, daß das geschieht . . . ."

„Das weiß ich jetzt nur zu gewiß," versetzte der Stubenhauptmann, „meine Gefängnißratte hat mir das erst gestern wieder bestätigt. — Als man mich ergriff, hatte ich meine Hand in der Tasche und mein Messer in der Kehle des Schlachtopfers stecken; zudem habe ich ja schon einmal des Königs Wiese [1] ein Jahr gemäht und da wird man mir die Zeche bald gemacht haben. Ich will mich dazu hergeben, die Nase in den Korb des Coslers zu stecken, um zu sehen, ob es wahr ist, daß er sogar noch die Verurtheilten betrügt und anstatt der Kleie, die uns die Regierung bewilligt hat, nur Sägespäne in seinen Korb legt..."

„Ja, Du hast Recht!" rief Nicolas mit wildem,

1 War schon ein Mal auf der Galeere.

scheußlichem Gelächter, „Jeder, der guillotinirt wird, hat Ansprüche auf Kleie . . . mein Vater ist also auch betrogen worden und ich will ihn schon daran erinnern, wenn wir wieder zusammentreffen.“

Dieser grausenerregende Spaß reizte die Sträflinge zu einem lauten wilden Gelächter.

Diese Thatsache ist zwar scheußlich, allein weit entfernt, die schauderhafte Rohheit, die sich in solchen, in den Gefängnissen ganz gewöhnlichen Unterhaltungen kund gibt, zu übertreiben, erreicht unser schwacher Versuch doch noch lange nicht die gräßliche Wirklichkeit.

Wir wiederholen es, daß wir durch diesen Versuch nur einen leichten und zudem noch schwachen Begriff von dem geben wollen, was in Rede und That in diesen entsetzlichen Schulen der Verworfenheit, der Gemeinheit, des Raubs und Mords tagtäglich vorfällt.

Es liegt uns daran, der Mehrzahl unserer Leser kund zu thun, mit welcher frechen Verachtung fast alle bedeutende Verbrecher über die entsetzlichen Strafen spotten, welche der Staat und das Gesetz über sie verhängen können; dann erst wird man vielleicht die dringende Nothwendigkeit begreifen, an die Stelle dieser ohnmächtigen Strafen und der ansteckenden Einsperrung, die einzige Strafe zu setzen, die, wie wir im weitern Verlaufe unsrer Erzählung darthun werden, allein im Stande ist, auch die frechsten und entschlossensten Bösewichter zu erschrecken.

* * *

Die Sträflinge der Wärmstube also lachten überlaut über den frechen Hohn, welchen Nicolas und das Skelett so eben mit der Todesstrafe getrieben hatten.

„Tausend Donnerwetter!“ rief das Skelett, „ich wünschte nur, daß diese Tölpel von Neugierigen (Richter), die uns mit ihrer Guillotine schrecken zu können meinen, sehen könnten, wie wir ihnen ein Schnippchen schlagen und uns

über sie lustig machen! — Sie sollen nur an dem Tage, wo ich meine Benefizvorstellung gebe, an die Barriere St. Jacque kommen, dann können sie schon selber hören, wie ich mich über die schaulustige Menge lustig machen und mit kecker Stimme dem Cosler zurufen werde:

„Gevatter Samson, ziehen Sie jetzt gefälligst Ihre Schnur an.“ [1]

Darob ließen die Gefangenen von Neuem ein wildes, wüstes Lachen hören.

„Bah! Bah!“ fuhr das Skelett fort, „der ganze Spaß dauert ja nicht länger, als einer Zeit braucht, um ein Stückchen Kautabak in den Mund zu schieben, — der Cosler zieht dann an der Schnur und öffnet uns die Hausthüre des Bäckers (Teufels), bei dem er als Portier angestellt ist,“ rief das Skelett und rauchte ruhig weiter.

„Wer weiß übrigens,“ rief Nicolas, „ob es nur einen Bäcker gibt.“

„Dummkopf!“ versetzte das Skelett, „ich sage ja das nur aus Spaß; — es gibt nur ein Fallbeil und einen Kopf, den man darunter legt, und damit ist Alles zu Ende.“

„Was kümmert uns auch das Uebrige!“ rief Nicolas. „Nun ich einmal weiß, welchen Weg ich gehen, und daß ich erst auf der Gaillotine [2] am Ziele sein werde, wünschte ich lieber heute als morgen meine Reise antreten

---

1 **Père Samson, tirez le cordon, s'il vous plaît!** — Um den Sinn dieses schaudererregenden Spaßes zu verstehen, muß man nämlich wissen, daß das Messer der Guillotine, das Fallbeil, zwischen zwei Fälzen der aufrechtstehenden Pfosten herabgleitet, nachdem es durch das Anspannen einer Druckfeder, die mittelst eines Riemens zusammengedrückt wird, in Bewegung versetzt wurde. — **Le cordon, s'il vous plaît!** ruft man in den Privathäusern beim Kommen und Gehen gewöhnlich dem Portier zu, der alsdann mittelst einer Schnur oder eines Riemens die Thüre öffnet; daher auch der nachfolgende Spaß des Skeletts, daß der Scharfrichter, Cosler, nur der Portier des Teufels sei.

2 Die Guillotine heißt im Argot, Rothwälsch der französischen Gauner, mit einer Metapher voll entsetzlichen Witzes *l'Abbaye de Monte-a-Regret*, einer der schauderhaften Egoismen der an solchen reichen Bildersprache der Spitzbuben.

zu dürfen," rief das Skelett mit unheimlicher Begeisterung; — „ich wollte, es wäre schon so weit, denn mir wässert schon der Mund darnach, wenn ich an die große Menschenmenge denke, die herzuströmen wird! — Blitz! wie werden sich die 4 oder 5000 Kerle drängen, und mit Rippenstößen und Püffen bedienen, damit sie nur einen guten Platz bekommen! Man wird Fenster und Stühle miethen, um mich zu sehen, als gäbe es die schönste Marschallsleiche. Ich höre schon, wie man auf allen Seiten rufen wird: hier ist ein Stuhl zu vermiethen; nur zwei Sous für einen Stuhl! — Und zudem wird viel Militär auf dem Platze sein, Infanterie wie Cavallerie, und die Leute werden mit den Füßen stampfen und zittern und schreien, bis der Vorhang aufgeht . . . . und das Alles um meinetwillen, wegen eines Skeletts! Nicht wahr, Kameraden, wir machen nicht so viele Umstände, wenn wir einem Burschen das Lebenslicht ausblasen? — Seht, das ist schon im Stande, einem Kerl ein Bischen Muth zu machen, und wäre er auch so feig wie Weinessig, so müßte er doch davon herzhaft und entschlossen werden! — Wenn man erst sieht, wie Aller Augen nach Einem gerichtet sind, wird man unwillkührlich stolz und stirbt dann — 's ist ja schnell vorbei — als ein ganzer herzhafter Kerl! — Das ärgert dann die Richter und die Schlachtopfer, und gibt der ganzen Schupperschaft den Muth, daß sie dem Cosler und seinem Schnappgalgen in's Gesicht lacht."

„Freilich," versetzte Barbillon, der die schauderhafte Prahlerei des Skeletts nachahmen wollte, „das dumme Volk glaubt uns Angst zu machen, und Allem vorgebeugt zu haben, wenn man den Cosler um unsretwillen auf seine Fleischbank hinaufschickt."

„Bah! wir lachen über den Cosler und seine Fleischbank," rief Nicolas ebenfalls lachend, „wie wir über Gefängniß und Bagno spotten, wo wir doch unsere guten Freunde beisammen treffen; darum schert Euch den Teufel um die Neugierigen und den Cosler, und laßt uns allweg lustig sein bis an unser seliges Ende."

„Das Einzige, was uns z. B. Kummer machen könnte," fiel ihm Javotte, der Gefangene mit der dünnen Kinderstimme, in's Wort, „das wäre, wenn man uns Tag und Nacht einsam in eine Zelle sperrte, wie es jetzt im Werke sein soll."

„In eine einsame Zelle!" rief das Skelett in einer Aufwallung zornigen Abscheu's, „schweig' mir nur davon — ganz allein in eine eigene Zelle!... Schweig' nur, sag' ich Dir, lieber wollte ich, daß man mir Arme und Beine abhackte — ganz allein und einsam zwischen vier Wänden, ohne daß man ein Paar Altgesellen von der Schupperschaft um sich hätte, mit denen man lachen und sich die Zeit vertreiben könnte?! . . . Nein, das ist nicht möglich! mir ist ohnedieß das Bagno tausendmal lieber als das Zuchthaus, weil man im Bagno wenigstens nicht eingesperrt, sondern im Freien ist, viele Leute sieht gehen und kommen, und mit den Schließern und der Wachmannschaft seine schlechten Witze treibt; — bei Gott! ich sage Dir, ich würde mich tausendmal lieber um einen Kopf kürzer machen lassen, als auch nur ein Jahr lang einsam in einer Zelle eingesperrt sein.

„Seht, jetzt z. B. habe ich die Gewißheit, daß man mir den Kopf abschlägt; wenn mir einer aber sagen würde, man will Dich begnadigen, wenn Du Dich nur ein Jahr lang in einer einsamen Zelle einsperren läßt, so würde ich lieber meinen Hals hinrecken, und dem Cofler sagen: schlag zu! — In eine einsame Zelle! . . . Nein, das ist ja gar nicht möglich, woran soll denn unsereiner denken, wenn er allein ist? . . ."

„Wenn man Dich aber mit Gewalt in eine Zelle sperrte?" fragte Javotte.

„So würde ich nicht drinnen bleiben," versetzte das Skelett, „ich würde mich erst mit Händen und Füßen wehren, daß ich nicht hineinkäme, und wäre ich ja drinnen, nichts unversucht lassen, um mein Entweichen zu bewerkstelligen; — ja, wenn mir auch das nicht gelänge und ich gewiß wäre, mich nicht retten zu können, so würde ich

den Ersten Besten todt schlagen, um nur guillotinirt zu werden."

„Wenn man aber," fragte Javotte weiter, „die Sündenfeger (Mörder) in Zukunft nicht mehr zum Tode verurtheilen, sondern auf ihr Leben lang in eine einsame Zelle einsperren würde . . . was würdest Du dann thun?"

Diese Frage machte das Skelett ganz betroffen, und erst nach einer Pause ganz stummen Nachdenkens versetzte er: „dann weiß ich nicht, was ich anstellen würde; — lieber wollte ich mir den Kopf an den Mauern einrennen, oder mich selber zu Tode hungern, als länger in einsamer Zelle bleiben! — Wie, da soll ich mein ganzes Leben lang nur mit mir selber allein in einer Zelle bleiben, und keine Hoffnung haben, mich retten zu können? . . . Nein, ich sage Euch, das vermöchte ich nicht! — Seht, es kann keinen keckern Burschen geben als ich, ich würde für sechs Heller, ja sogar umsonst, ja aus reiner Ehre einen Mann umbringen . . . . man meint vielleicht, ich habe nur zwei Menschen erschlagen, allein, wenn die Todten reden könnten, so würden wohl ihrer fünfe, die ich kalt gemacht, sagen können, was ich für Streiche führe . . ."

Diesmal prahlte der Bandit nur.

Solche blutige Prahlereien sind die bezeichnendsten Charakterzüge bei solch verhärteten Böseswichten.

Der Direktor eines Gefängnisses versicherte mich einmal: Wenn alle diese vorgeblichen Morde, deren diese Nichtswürdigen sich rühmen, auch wirklich geschehen wären, lebte der zehnte Theil unserer jetzigen Bevölkerung nicht mehr.

„Da geht Dir's gerade wie mir," sagte Barbillon, um nun auch seinerseits groß zu thun, „man glaubt gewöhnlich, daß ich nur den Gatten der Milchfrau aus der Cité kalt gemacht habe, allein ich habe noch ein Paar Andern ihr Theil gegeben, als ich mit dem großen Robert, der voriges Jahr guillotinirt wurde, zusammen arbeitete."

„Ich wollte Euch nur sagen, daß ich mich vor nichts,

selbst vor den Teufeln nicht fürchte," fuhr das Skelett fort. „Seht aber, wenn ich so allein in einer Zelle wäre, und die Ueberzeugung hätte, mich niemals retten zu können . . . Blitz! dann würde ich mich, glaube ich, fast selber fürchten . . ."

„Vor wem denn?" fragte Nicolas.

„Vor mir selber und dem Alleinsein," erwiderte der Bandit.

„Warum nicht gar!" rief Nicolas, „gesetzten Falls, Du hättest noch nicht angefangen, Schuppen- und Sündenfeger zu sein, und es gäbe anstatt Galeere, Zuchthäuser und Guillotine nur die Haft in einsamen Zellen, würdest Du alsdann vor dem Uebelthun erschrecken?"

„Meiner Treu, ich glaube, daß ich es vielleicht thun würde," versetzte das Skelett.[1]

Der Bandit sagte in der That dießmal die Wahrheit.

Man kann sich keinen Begriff machen von dem unbegreiflichen Schrecken, den solchem Gelichter schon der bloße Gedanke an eine stete Einsamkeit einflößt . . .

Ist dieses Entsetzen nicht schon der beredteste Beweis zu Gunsten des neuen Strafsystems? —

Wäre nicht noch eine andere wohlthätige Folge denkbar! Würde nicht die Verurtheilung zu einer solchen Einsamkeit, welche diese Verbrecher so sehr fürchten, am Ende nothgedrungen zur Abschaffung der Todesstrafe führen? und zwar auf folgende Weise:

Die Generation der Verbrecher und Gauner, die in jetzigem Augenblicke die Gefängnisse und Bagno's bevölkert, wird in der Anwendung des Zellensystems nur eine Art unerträglicher Strafe erblicken.

Würden nun diese Menschen, die an den Wetteifer in der Verworfenheit in Folge der gemeinschaftlichen Haft gewöhnt sind, von dem wir so eben einige schwache Züge zu skizziren versucht haben (wir wiederholen es, daß unsere Schilderung der Wirklichkeit noch lange nicht nahe kommt,

1 Diese Antwort ist historisch wahr.

da wir vor der höchsten Stufe der Lasterhaftigkeit und Niederträchtigkeit zurückbeben mußten) — würden nun diese Menschen, sagen wir, sich wegen eines Rückfalls mit der ganzen Absperrung von ihren elenden nichtswürdigen Genossen bedroht sehen, — würden sie dadurch genöthigt, auf Buße ihrer Verbrechen zu denken und in einsamer Zelle täglich und stündlich ihre ganze Verworfenheit und die ewige Erinnerung an eine lasterhafte Vergangenheit vor Augen zu haben, — so würden diese Menschen sich gewiß schon bei dem Gedanken an diese entsetzliche Strafe empören, und in ihren Busen greifen und vielleicht eine heilsamere Betrachtung anstellen. —

Viele würden in diesem Falle den Tod vorziehen und lieber noch, um ja der Todesstrafe zu verfallen, einen Mord begehen; denn es ist eine befremdende Thatsache, daß unter zehn Verbrechern, die lebenssatt sind und in diesem nur eine Bürde seh.n, wenigstens ihrer neun sind, die lieber einen Mord begehen, um getödtet zu werden, und höchstens ein Einziger selbst Hand an sein Leben legt.

Dann würde, wir wiederholen es, die letzte Spur und der äußerste Ueberrest der Gesetzgebung einer barbarischen Zeit glücklicherweise und durch seine eigene Wirkungskraft aus unsern Strafgesetzbüchern verschwinden.

Um also den Mördern diesen letztern Zufluchtsort zu rauben, den sie in ihrer Nichtswürdigkeit zu finden hoffen dürfen, wird man nothgedrungen die Todesstrafe abschaffen.

Würde aber die einsame Haft in Zellen auf Lebenszeit als eine Buße oder Vergeltung erscheinen, die groß genug wäre, um bei gewissen großen Verbrechen, wie Vatermord u. s. w., angewandt zu werden? . . . Auch aus dem bestbewachten Gefängnisse weiß ein Verbrecher zu entfliehen oder hofft doch wenigstens seine Flucht bewerkstelligen zu können; man muß also solchen Verbrechern weder die Möglichkeit noch diese Hoffnung lassen.

Die Todesstrafe hat ja auch keinen andern Zweck als den: den Staat von einem gefährlichen Wesen zu befreien; —

sie gewährt selten dem Verurtheilten Zeit zur Reue, niemals aber Gelegenheit, durch Buße sich vollkommen zu bessern. Die Todesstrafe trifft die Einen in einem beinahe bewußtlosen, dem Scheintode nahen Zustande, während ihr Andere mit schauderhafter Entschlossenheit und wildem Trotz in's Auge blicken, sie ist also wirkungslos. An ihre Stelle träte vielleicht eine andere gräßliche Strafe, die dem Gefangenen Zeit zur Reue und Buße geben und nicht gewaltsam ein Geschöpf Gottes aus der Welt vertilgen wird ...

Die Blendung, die wir vorschlagen möchten, wird dem Mörder jede Möglichkeit benehmen, zu entspringen und hinfort irgend einem seiner Nebenmenschen zu schaden...

Die Todesstrafe wird also wenigstens in diesem ihrem einzigen Zwecke wirksam ersetzt werden.

Der Staat und das Gesetz tödten nicht Kraft des Wiedervergeltungsrechtes, sie tödten nicht, um körperliche Qualen und Marter über den Menschen zu verhängen, da sie unter allen Todesstrafen gerade diejenige gewählt haben, welche für die leichteste und schmerzloseste gehalten wird. Der Staat tödtet im Namen seiner eigenen Sicherheit.

Was hätte er also von einem geblendeten Gefangenen zu fürchten?

Diese immerwährende Einsamkeit würde vielleicht durch mitleidige Unterhaltungen und religiöse Gespräche rechtschaffener, frommer Personen, die sich aus freiem Antriebe zu einer solchen menschenfreundlichen Mission verstünden, gemildert werden und dem Mörder noch erlauben, durch langjährige Buße, Zerknirschung und Gewissensbisse eine Seele vom ewigen Fluche zu erlösen.

* * *

Ein lauter Tumult und jubelndes Freudengeschrei, das die im Hofe auf- und abgehenden Gefangenen ausstießen, unterbrach den Kriegsrath, in welchem das Skelett das Wort führte.

Nicolas stand schnell auf und trat unter die Schwelle der Wärmstube, um die Ursache des ungewöhnlichen Lärms zu erfahren.

„Der dicke Lahme ist da!“ rief er vergnügt aus, als er von der Thüre zurücktrat.

„Das ist recht!“ rief der Zimmerprofos, „ist Germain auch schon wieder vom Sprachzimmer zurück?“

Barbillon verneinte es.

„So mag er sich beeilen,“ rief das Skelett, „ich will ihm eine Anweisung auf einen neuen Sarg geben!“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Pariser Mysterien ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit

Bd.: 19/21

Stuttgart (1843)

L.eleg.g. 16 t-1,4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572914-7